

Weiblichkeit

Der Wandel einer Kategorie in Psychoanalyse und nordamerikanischer Literatur (1880-2000)

Dissertation

Zur Erlangung der Würde der Doktorin der
Fachbereiche Sprache, Literatur, Medien & Europäische Sprachen und Literaturen
der Universität Hamburg

vorgelegt von

Celia Gräfin von Schwerin
aus Hamburg

Hamburg 2011

Hauptgutachterin: Frau Prof. Bettina Friedl
Zweitgutachter: Herr Prof. Joseph C. Schöpp
Datum der Disputation: 10.12.2010

Angenommen von der Fakultät für Geisteswissenschaften der
Universität Hamburg am: 26.01.2011

Veröffentlicht mit Genehmigung der Fakultät für
Geisteswissenschaften der Universität Hamburg am: 11.04.2011

Inhalt

1	Einleitung	1
2	Was sind Kategorien und wie können sie zum Machtinstrument werden? ...	15
3	Grundlegende Überlegungen zur Definition von Geschlechterkategorien ...	20
3.1	Gayle Rubin	20
3.2	Theresa de Lauretis	24
3.3	Judith Butler	28
3.4	Antke Engel	36
4	Glauben an flexible Kategorien auf der Grundlage von William James' Pragmatismus	44
5	Der Wandel der Kategorie <i>Weiblichkeit</i> im Spannungsfeld zwischen Literatur und Psychologie	51
5.1	Einleitung	51
5.2	Die Sprachdefinition und Literaturtheorie Mikhail M. Bakhtins	53
5.3	Textanalyse	58
5.3.1	<i>The Portrait of a Lady</i> (1881) – Henry James	58
5.3.2	<i>The Awakening</i> (1899) – Kate Chopin	75
5.3.3	“The Yellow Wallpaper” (1892) – Charlotte Perkins Gilman ...	86
5.3.4	<i>Weiblichkeit</i> im Werk Sigmund Freuds	98
5.3.5	“A Rose for Emily” (1930) – William Faulkner	114
5.3.6	<i>Two Serious Ladies</i> (1942) – Jane Bowles	122
5.3.7	<i>Weiblichkeit</i> im Werk Karen Horney's	136
5.3.8	“The Wishing Box” (1956) – Sylvia Plath	146
5.3.9	<i>The Edible Woman</i> (1969) – Margaret Atwood	154
5.3.10	<i>Weiblichkeit</i> im Werk Jacques Lacans	173
5.3.11	<i>Weiblichkeit</i> im Werk Nancy Chodorows	185
5.3.12	<i>The Mother Knot</i> (1976) – Jane Lazarre	201
5.3.13	<i>Worlds Beyond My Control</i> (1991) – Jane Lazarre	215
5.3.14	<i>Unless</i> (2002) – Carol Shields	227
6	Schluss	239
7	Literaturverzeichnis	244

1 Einleitung

“How strange and awful it seemed to stand naked under the sky! how delicious! She felt like some new-born creature, opening its eyes in a familiar world that it had never known.”¹ In diesen zwei kurzen Sätzen aus Kate Chopins Roman *The Awakening* (1899) wird die emotionale Verwirrung einer Frau beschrieben, die versucht, sich von vertrauten Regeln und Normen zu befreien. Nackt unter dem Himmel verspürt sie Entfremdung und Unbehagen, denn gewohnte Grenzen bestehen nicht mehr. Wer mit den Kleidern letzte gesellschaftliche Konventionen vom Leib streift, riskiert Verwundbarkeit und Verunsicherung. Doch schon einen Moment später ergreift die Romanfigur ein Gefühl der Begeisterung. Sie genießt die gewonnene Freiheit und fühlt sich wie ein neugeborenes Kind, das mit wachen Augen die Welt erblickt.²

Das von mir gewählte Zitat berührt bereits einen zentralen Aspekt meiner Arbeit, nämlich die Frage, was passiert, wenn alte Kategorien und Normen in Frage gestellt und aufgebrochen werden. Gefühle der Angst und Verunsicherung, die hervorgerufen werden, wenn Eindeutigkeit nicht mehr besteht, verwandeln sich nicht so leicht in Begeisterung. Die Befreiung von alten Werten bringt nicht selbstverständlicherweise grenzenloses Glück. Auch die Heldin Kate Chopins fällt nur vorübergehend in eine Euphorie. Unmittelbar danach nimmt sie sich das Leben. Zieht das Individuum das Gewohnte, das gesellschaftlich Anerkannte in Zweifel, bedeutet das nicht selten schmerzhaft Auseinandersetzungen mit der Umwelt, wenn nicht gar Isolation und Selbstzerstörung. Unweigerlich tauchen die Fragen auf: Wer bin ich? Stimme ich mit den Erwartungen überein, die die Gesellschaft an mich stellt?

In westlichen Kulturen gibt es kaum eine Gesellschaftsform, in der bezüglich des Geschlechts einer Person nicht seit Jahrhunderten ein ausgeprägtes soziales Regelsystem seine Geltung hätte. Auf der Grundlage ihrer äußerlichen biologisch geschlechtlichen Merkmale werden die Menschen in zwei Gruppen unterteilt: Männer und Frauen.³ Von dieser Einteilung werden soziales Verhalten, bestimmte Eigenschaften und Verantwortlichkeiten der jeweiligen Gruppe abgeleitet. Sobald ein Kind geboren worden ist, wird es von seiner Umwelt in diese binäre Geschlechterstruktur eingeordnet. Die Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“

wird uns schon als Säugling durch die Festlegung des biologischen Geschlechts auf der Geburtsurkunde förmlich vorweggenommen.

Die Geschlechterkategorien *Weiblichkeit* und *Männlichkeit* haben also großen Einfluss auf das Leben der Menschen, die ihnen zugeordnet werden. In dieser Arbeit wird mein Schwerpunkt ausschließlich die Untersuchung der Kategorie *Weiblichkeit* sein. Stellt man sich die Frage, wie *Weiblichkeit* zu definieren wäre, so öffnet sich bald eine Spannbreite von Bedeutungen, die, je mehr man sich mit der Thematik auseinandersetzt, immer komplexer wird. Es gibt keine eindeutige Antwort. *Weiblichkeit* beinhaltet in unterschiedlichen Kulturkreisen verschiedenartige Erwartungen an das Individuum, das durch sein biologisches Geschlecht als weiblich bezeichnet wird. Sie ist eine gesellschaftliche Klassifikation, die über die Jahrhunderte gewachsen ist und sich ständig weiter entwickelt. Versuche, *Weiblichkeit* zu definieren, können deshalb nur Momentaufnahmen sein und im Zusammenhang mit bestimmten Gesellschaftsformen verstanden werden.

Forschungsgegenstand in dieser Arbeit sollen Kurzgeschichten und Romane aus der nordamerikanischen Kultur und internationale westlich orientierte psychoanalytische Erklärungsmodelle sein, die die Kategorie *Weiblichkeit* aus unterschiedlichen Perspektiven kritisch betrachten und immer wieder neue Modelle weiblichen Lebens anregen. Literatur und Psychoanalyse stellen gleichermaßen kulturell konventionalisierte Sicherheiten in Frage. Sie haben beide die Detailbetrachtung des Individuums bis in die tiefsten Schichten seiner Persönlichkeit zum Schwerpunkt und befassen sich in einem weitgefächerten Spektrum mit dem Ringen des Subjekts um Autonomie von machtvollen äußeren Einflüssen. Während die Literatur sich die Freiheit nimmt, das Einzelschicksal, die einzelne Person in der Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt darzustellen und im 20. Jahrhundert zunehmend dem Leser die Bewertung überlässt, versucht die psychoanalytische Wissenschaft auf dem Weg zu neuen Definitionen von *Weiblichkeit*, aus einzelnen Fallbeobachtungen verallgemeinernde Strukturen abzuleiten, die möglichst viele Individuen einschließen. In ihrer gegenseitigen Ergänzung eignen sich Literatur und Psychoanalyse deshalb besonders, *Weiblichkeit* in ihren unterschiedlichen Facetten unter der Berücksichtigung der Interessen des Individuums und in ihrer Funktion als große gesellschaftliche Kategorie zu untersuchen.

Immer wieder geraten Frauen mit dem ihnen zugeordneten Oberbegriff *Weiblichkeit* und den damit assoziierten Eigenschaften in Konflikt. Dies wurde durch die immer wieder mit ihnen in Verbindung gebrachte angebliche psychische Labilität und ihrem Protest gegen gesellschaftliche Normen bezüglich ihrer Rolle sichtbar, der durch die Frauenbewegung in die Öffentlichkeit getragen wurde. Die Schwerpunkte der Problematik der *Weiblichkeit* haben sich im Laufe des letzten Jahrhunderts zum Teil verschoben, sind aber deshalb nicht weniger relevant geworden. Ein Resultat der Kategorie *Weiblichkeit* ist, dass sie Normen und Werte schafft, die nicht immer dem Selbsterleben der einzelnen Person entsprechen. In diesen Situationen ist das Individuum großem gesellschaftlichen Druck ausgesetzt, die individuelle Identität den Zwängen der Normen anzupassen, und das kann psychische wie körperliche Reaktionen hervorrufen. Extreme Auswirkungen der Weiblichkeitsnormen zeigten und zeigen sich bei Frauen in der Form von Depressionen oder anderen psychischen wie körperlichen Krankheiten sowie in Selbstaufgabe und Selbstzerstörung. Es ist deshalb naheliegend, dass sich besonders der Feminismus der Analyse der Geschlechterrollen annahm und Stimmen laut wurden, die sich gegen Kategorisierung und Universalisierung und die damit verbundenen gesellschaftlichen Ausschlüsse wehrten. Fragen tauchten auf wie: Wo liegt der Ursprung von Geschlechterkategorien? In welche Situation begibt sich eine Frau, die sich nicht mit der ihr zugeordneten Kategorie *Weiblichkeit* identifizieren kann? Warum kann die Auflehnung gegen soziale Kategorien psychisches Leid, Krankheit, gesellschaftliche Ausgrenzung zur Folge haben? Inwiefern besteht die Möglichkeit, Kategorien zu verändern oder sich ihrer Wirkungsmacht zu entziehen? Gibt es einen Weg zu kategorisieren, ohne soziale Ausschlüsse herbeizuführen? Welche Funktion tragen Kategorien? Haben Kategorien heute noch eine Berechtigung?

Nach Antwort auf diese Fragen wird in den *Genderstudies* gesucht. Auch diese Arbeit sieht sich in der Tradition dieser Forschungsrichtung, die sich in unterschiedlichen Wissenschaftszweigen damit auseinandersetzt, wie und mit welchen Konsequenzen für das Individuum Geschlecht entsteht, gelebt und erfahren wird. Innerhalb der *Genderstudies* wird heute im Allgemeinen unter der Prämisse gearbeitet, dass es sich beim Geschlecht um eine kulturelle Konstruktion handelt, die sich unter dem Einfluss gesellschaftlicher Machtverhältnisse formiert, und nicht um den Ausdruck eines wahren inneren Wesens oder eine biologische Ge-

gebenheit. Zur genauen Erforschung dieses Sachverhaltes wurde die Differenzierung zwischen dem gesellschaftlichen konstruierten *Gender* und dem biologischen Geschlecht *Sex* eingeführt.⁴ Anstoß dazu gab u. a. der von der Anthropologin Gayle Rubin 1975 veröffentlichte Essay “The Traffic in Women”,⁵ in dem sie die Idee eines *sex-gender system* entwickelt. Aber auch der Psychoanalytiker Robert Stoller hat schon 1968 in seinem Buch *Sex and Gender* darauf aufmerksam gemacht,⁶ dass die Bildung geschlechtlicher Identität weitaus stärker von kulturellen und sozialen Faktoren beeinflusst zu sein scheint als von biologischen. 2005 definiert Renate Hof *Gender* als wissenschaftliche Analysekatgorie in dem von ihr und Hadumod Bußmann herausgegebenen Handbuch *Genus* folgendermaßen:

Der Versuch, *gender* als eine grundlegende wissenschaftliche Analysekatgorie zu etablieren, resultierte somit im Wesentlichen aus vier Gründen: (1) zur Abgrenzung gegenüber einer als natürlich vorausgesetzten Kausalverbindung zwischen (weiblichen/männlichen) Körpern und bestimmten gesellschaftlichen Rollen; (2) mit dem Ziel, die Struktur der Beziehungen der Geschlechter mit anderen kulturellen Kontexten und gesellschaftlichen Organisationsformen in Verbindung zu bringen; (3) aus der Einsicht heraus, daß die gesellschaftliche Organisation, in der Männer und Frauen eine bestimmte Rolle spielen, nicht ohne eine Analyse der Machtverhältnisse begriffen werden kann; (4) im Rahmen der Überzeugung, daß der Prozess des Unterscheidens, der zu den jeweils unterschiedlichen Rollen führt, mitbedacht werden muß.⁷

Im Rahmen der *Genderstudies* wurde in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren deutlich, dass Geschlecht nicht, wie zuvor angenommen, als eine homogene Einheit dargestellt werden kann. 1984 machte die afroamerikanische Dichterin Audre Lorde darauf aufmerksam, dass Faktoren wie ethnische Zugehörigkeit, sexuelle Orientierung, Alter und Sozialstatus eine einheitliche quasi-universale weibliche Erfahrung unmöglich machen: “By and large within the women’s movement today, white women focus upon their oppression as women and ignore differences of race, sexual preference, class and age. There is a pretense to a homogeneity of experience covered by the word sisterhood that does not in fact exist”.⁸ Versuche der Psychologinnen Carol Gilligan in ihrem Buch *In a Different Voice* (1982)⁹ und Mary Field Belenky et al. in *Women’s Ways of Knowing* (1986),¹⁰ eine spezifische weibliche Differenz zum männlichen Geschlecht herzustellen, erregten deshalb Widerspruch. Aus der Erkenntnis heraus, dass *Weiblichkeit* nicht als eine Kategorie gesehen werden kann, die alle Frauen repräsentiert, entwarfen Theresa de Lauretis schon in den achtziger Jahren und Judith Butler in den frühen neunziger Jahren theoretische Ansätze, die Universalisierung und Kategorisierung in Frage stellten. So schlägt de Lauretis 1986 in ihrem Buch

Technologies of Gender vor, das Spannungsfeld zu nutzen, das sich durch die Differenz zwischen den Forderungen hegemonialer Diskurse an das Individuum und der Vielfältigkeit gelebter sozialer Realität von Frauen als Subjekte in konkreten historischen Kontexten ergibt.

The discrepancy, the tension, and the constant slippage between Woman as representation, as the object and the very condition of representation, and, on the other hand, women as historical beings, subjects of 'real relations,' are motivated and sustained by a logical contradiction in our culture and an irreconcilable one: women are both inside and outside gender, at once within and without representation. That women continue to become Woman [...] and that we persist in that imaginary relation even as we know, as feminists, that we are not *that*, but we are historical subjects governed by real social relations, which centrally include gender – such is the contradiction that feminist theory must be built on, and its very condition of possibility.¹¹

Laut de Lauretis' These treffen in Repräsentationen semiotische Bedeutungsproduktion und soziale Konstruktion aufeinander. *Gender* definiert sie dementsprechend als ein soziokulturelles und semiotisches Repräsentationssystem, das gleichzeitig Effekt und Prozess seiner Repräsentation ist. Das Individuum kann auf diesen Prozess, der strukturierend auf das gesellschaftliche Feld wirkt, durch seine subjektive Selbstrepräsentation Einfluss nehmen. Einen wichtigen Ausgangspunkt für politische Veränderung sieht de Lauretis deshalb in kulturellen Repräsentationen wie Film oder Literatur, die sich gegen die Repräsentationsvorgaben herrschender Diskurse wenden. Sie geben dem Individuum den Raum, sich in seiner Individualität selbst zu repräsentieren, die Bedeutung herkömmlicher Geschlechterkategorien in Frage zu stellen und die soziale Wirklichkeit mit zu beeinflussen. *Gender* wird auf diese Weise für eine Vielzahl sexueller Identitäten zugänglich.

Judith Butler forderte in den frühen neunziger Jahren wie de Lauretis zuvor, die Kategorie *Frau* für Vielfalt und Diskussion zu öffnen:

In a sense, what women signify has been taken for granted for too long, and what has been fixed as the 'referent' of the term has been 'fixed,' normalized, immobilized, paralyzed in positions of subordination. In effect, the signified has been conflated with the referent, whereby a set of meanings have been taken to inhere in the real nature of women themselves. To recast the referent as the signified, and to authorize or safeguard the category of women as a site of possible resignifications is to expand the possibilities of what it means to be a woman and in this sense to condition and enable an enhanced sense of agency.¹²

Auch Butler sieht *Weiblichkeit* nicht als eine biologische Gegebenheit, sondern als sozial und in Anlehnung an die theoretischen Überlegungen Michel Foucaults im

Machtspiel von Diskursen konstruiert. Für die Entstehung von Geschlechterkategorien schlägt sie in ihrem Buch *Gender Trouble* ein performatives Modell vor,¹³ in dem Geschlecht sich durch die ständige Wiederholung sozialer Konventionen und Normen entwickelt. Da Geschlecht also immer wieder bestätigt werden muss, wird seine Instabilität deutlich und es können Widersprüche und Mehrdeutigkeiten entstehen. In dieser Tatsache sieht Butler die Chance auf Veränderung traditioneller Diskurse, die das Individuum in seiner Lebensgestaltung einschränken: “The task is not whether to repeat, but how to repeat or, indeed, to repeat and, through a radical proliferation of gender, to *displace* the very gender norms that enable the repetition itself “ (Butler, *Gender* 148). Die Möglichkeit des Subjekts, gestaltend an der Entstehung von *Gender* teilzunehmen, ist bei Butler im Gegensatz zu de Lauretis allerdings darauf beschränkt, die Regeln und Konventionen der Diskurse zu wiederholen und zu variieren, die es gleichzeitig erschaffen.

Butler und de Lauretis ermöglichen durch ihre Theorien ein flexibleres Verständnis von Geschlecht, das die Ausschlüsse, die durch Geschlechterkategorien produziert werden, berücksichtigt. Die Arbeit dieser beiden Wissenschaftlerinnen hat in der Debatte über die Entstehung von Geschlecht bis heute nicht an Relevanz verloren.¹⁴ Doch trotz dieser Erkenntnisse feministischer Forschung hält sich der Glaube an eine zweigeschlechtliche Differenz der Geschlechter hartnäckig, wie auch Renate Hof in ihrer Einleitung zu *Genus* abschließend darstellt:

Obwohl man davon ausgeht, daß soziale Konstruktionen wandelbar sind, und obwohl Personen heute zunehmend funktional und nicht geschlechtsspezifisch betrachtet werden und sich immer weniger Gründe finden lassen, die Differenz der Geschlechter noch als eine grundlegende Ordnungsform anzusehen, ist dennoch eine eigentümliche Zählebigkeit der zweigeschlechtlichen Ordnung zu verzeichnen. Mit anderen Worten: Die gegenwärtige Situation ist gekennzeichnet durch eine bisher nie dagewesene Flexibilität der *gender*-Konstruktionen bei gleichzeitiger Stabilität der Geschlechterordnung, die weiterhin den Anschein von Natürlichkeit erweckt. (Hof, *Genus* 31)

Was kann nun diese Arbeit als Beitrag zur *Gender*-Diskussion leisten? Auch im Folgenden soll es darum gehen, die Berechtigung und Angemessenheit der Kategorie *Weiblichkeit* als gesellschaftliche Ordnungseinheit zu hinterfragen. Meiner Ansicht nach zeigen sich in der Neigung, an der zweigeschlechtlichen Norm festzuhalten, die Sehnsucht des Individuums nach begrifflicher Sicherheit und zugleich die Angst, sich in Strukturlosigkeit zu verlieren. Diese Sicherheit kann in der Bildung von Kategorien zumindest zeitweise gefunden werden. Andererseits bergen Klassifizierungen stets die Gefahr in sich, soziale Ausschlüsse

herbeizuführen. In der Erläuterung meines eigenen Standpunktes werde ich deshalb eine Perspektive auf die Möglichkeit eines Kategorisierens geben, das Vielfalt erlaubt; ein Kategorisieren, das nicht festgelegt ist, sondern ständig überprüft und angepasst werden muss und dadurch dem Individuum den Freiraum gibt, den es zur Entfaltung seiner Persönlichkeit braucht. Innerhalb dieser Art von Kategorien gestaltet die einzelne Person ihre geschlechtliche Identität bis zu einem gewissen Grad aktiv mit und sie trägt Verantwortung für ihre Mitmenschen. Ich wende mich damit gegen die Alternative, sich von Kategorisierung und Universalisierung lediglich zu distanzieren. Wenn es darum geht, die Umwelt wahrzunehmen, sich darin zu orientieren, sie einzuschätzen, zu gestalten und sich darin sicher zu fühlen, erscheint mir das Instrument des Klassifizierens und damit eine Kategorie wie *Weiblichkeit* unerlässlich.

Im ersten Teil meiner Arbeit erläutere ich ausführlich, wie gesellschaftliche Kategorien entstehen und auf welcher Grundlage diese gebildet werden. In dieser theoretischen Auseinandersetzung mit Geschlechterkategorien wird außerdem geklärt, wie es zu Bedeutungsveränderungen von Kategorien kommen kann und was dazu den Anstoß gibt. Ich werde zur Beantwortung dieser Fragen die feministischen Ansätze von Gayle Rubin, Theresa de Lauretis, Judith Butler und Antke Engel heranziehen, die sich alle fundamental mit der Definition des Begriffs Geschlecht befassen. Während es Rubins Leistung ist, Geschlecht nicht mehr als rein biologische Tatsache zu akzeptieren, sondern die sozialen Faktoren herauszuarbeiten, die zur Konstruktion von Geschlechterkategorien beitragen, gehen de Lauretis, Butler und Engel noch einen Schritt weiter. Sie wenden sich auf sprachphilosophischer Ebene explizit gegen Universalisierungen und Hierarchisierungen, die sie als Ursache diskriminierender gesellschaftlicher Kategorien wie *Weiblichkeit* betrachten. In der Darstellung der von mir gewählten feministischen Texte werde ich weitgehend chronologisch vorgehen, um aufzuzeigen, wie die Tendenz entstanden ist, sich immer weiter von festgelegten Kategorien und Universalisierungen zu entfernen. Diesen grundsätzlichen Erläuterungen von Geschlechterkategorien schließt sich eine Auseinandersetzung mit William James' Pragmatismus an, auf dessen Grundlage ich meine eigenen Überlegungen stelle, nämlich flexible Kategorien anzustreben, die individuelle Lebensmodelle berücksichtigen.

In den feministischen Theorien von de Lauretis, Butler und Engel wird die Kategorie *Weiblichkeit* als ein Effekt der Rivalität unterschiedlicher gesellschaftlicher Diskurse dargestellt. Die Texte aus nordamerikanischer Literatur und internationaler psychoanalytischer Forschung, die ich im zweiten Teil dieser Arbeit untersuche, sind kulturelle Repräsentationen, die von diesem Wechselspiel der Diskurse zeugen. Sie sollen mir deshalb als Grundlage dienen, im Rahmen ihres gesellschaftlichen Umfeldes die Bedeutung und den kontinuierlichen Wandel der Kategorie *Weiblichkeit* anhand eines diachronen Überblicks vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts zu verfolgen. Dabei wird einerseits die einschränkende und ausgrenzende Wirkung von Kategorien deutlich, andererseits aber auch meinem Ansatz entsprechend ihre versichernde Eigenschaft und ihre Relevanz als Orientierungshilfe für das Individuum. Ich habe das 20. Jahrhundert als Schwerpunkt für meine Romananalysen gewählt, da in diesem Zeitraum *Weiblichkeit* in der nordamerikanischen Literatur wie noch nie zuvor radikal in Frage gestellt wurde. Dem stelle ich die Debatte über *Weiblichkeit* in der Psychoanalyse gegenüber, die sich seit den ersten Theorien Sigmund Freuds zu diesem Thema aus dem Jahre 1905 durch das gesamte 20. Jahrhundert zieht. Die von mir gewählten Texte sind unabhängig voneinander entstanden. Es vereint sie aber der kritische Blick auf die Kategorie *Weiblichkeit* sowie das Potential als kulturelle Repräsentation im Sinne de Lauretis', neue Varianten weiblicher Identität anzustoßen. Durch den Vergleich und die Analyse der literarischen und psychoanalytischen Texte sowie deren zeitliche Einordnung erhoffe ich mir eine Möglichkeit, die Kategorie *Weiblichkeit* in ihrer Bedeutungsvielfalt sowie ihrer Genese zumindest partiell zu erfassen. Die Veränderungen, denen *Weiblichkeit* in meiner Textauswahl unterworfen ist, werden daran zu messen sein, inwiefern sie dem Individuum, das dieser Kategorie zugeordnet wird, Raum zur Entfaltung seiner Persönlichkeit gewähren und es in seinen subjektiven Grenzsetzungen anerkennen.

Bei der Untersuchung der literarischen Texte werde ich auf das Werk des russischen Linguisten M. M. Bakhtin zurückgreifen,¹⁵ da er den Roman als einen Dialog unterschiedlicher gesellschaftlicher Diskurse versteht. Eine solche Art der Textanalyse ermöglicht es, *Weiblichkeit* entsprechend des Verständnisses von de Lauretis, Butler und Engel in ihrer diskursiven Beschaffenheit und ständigen Veränderung zu untersuchen. Etwas anders verhält es sich bei der Analyse der psy-

choanalytischen Abhandlungen. Hier werde ich mich auf eine kritische inhaltliche Betrachtung der Texte bezüglich der Kategorie *Weiblichkeit* beschränken, da diese Textart sich weniger auf einem Dialog unterschiedlicher Stimmen gründet, sondern vielmehr durch die Bewertung eines psychologischen Phänomens von nur einer Person bestimmt wird.

An dieser Stelle sei noch einmal erwähnt, dass die Weiblichkeitskonzepte, die in den unterschiedlichen Textquellen dieser Arbeit entworfen werden, keineswegs repräsentativ für das Selbstverständnis aller Frauen stehen. Die Protagonistinnen der zu analysierenden Romane und Kurzgeschichten stammen aus der weißen nordamerikanischen Mittel- oder Oberschicht. Frauen dieser sozialen Klassen sind meist nicht von Rassismus oder finanzieller Not betroffen. Dies hat zur Konsequenz, dass ihre Lebensrealität und Konflikte mit gesellschaftlichen Normen sich stark von denen der Unterschicht oder anderer Kulturen unterscheiden. Auch die Psychoanalyse gründet ihre Forschungsergebnisse auf Fallstudien aus der westlichen Kultur. Meine Textanalysen verstehe ich also jeweils nur als Blick auf einen kleinen Ausschnitt der Kategorie *Weiblichkeit*, die durch die Vielfalt der Individuen, die durch sie bezeichnet werden, nicht eindeutig formuliert werden kann.

Als Ausgangspunkt meiner Untersuchungen habe ich Henry James' *The Portrait of a Lady* aus dem Jahr 1881 gewählt,¹⁶ da dieser Roman bereits durch seinen Titel eine Auseinandersetzung mit dem hegemonialen Weiblichkeitsideal der europäischen und nordamerikanischen Oberschicht seiner Zeit ankündigt. James hinterfragt die *Lady* in ihrer gesellschaftlichen Vorbildfunktion, indem er seine Protagonistin im Rahmen dieser Rolle zu einem zweidimensionalen leblosen Gemälde erstarren lässt. Anschließend werde ich den Roman *The Awakening* (1899) von Kate Chopin und die Kurzgeschichte "The Yellow Wallpaper" (1892)¹⁷ von Charlotte Perkins Gilman aus der Jahrhundertwende analysieren. In beiden Werken gerät die Protagonistin durch den Unwillen oder das Unvermögen, sich der konventionellen Rolle der Ehefrau und Mutter zu dieser Zeit unterzuordnen, in eine ausweglose Situation. *The Awakening* endet mit dem Freitod der Heldin. In "The Yellow Wallpaper" flüchtet sie in den Wahnsinn. Durch die Dramatik des Handlungsverlaufs beider Texte nehmen die Autorinnen radikal Stellung gegen eine Weiblichkeitsnorm, die Frauen darauf reduziert, Mutter und Ehefrau zu sein und ihr neben dieser Aufgabe keine anderen Interessen und Betätigungen

erlaubt. Weder *The Portrait of a Lady*, *The Awakening* noch “The Yellow Wallpaper“ entwickeln explizit Weiblichkeitsentwürfe, die ihre Protagonistinnen aus den gesellschaftlichen Fesseln, die sie reglementieren, befreien. Stattdessen fordern alle drei Texte in der Tradition des amerikanischen Realismus die Leserin dazu auf, in der Interaktion mit dem Werk *Weiblichkeit* neu zu denken. Im Gegensatz dazu entwickelt Sigmund Freud im frühen 20. Jahrhundert mit seinem psychoanalytischen Ansatz einen essentiellen Weiblichkeitsbegriff, der die normale psychische Entwicklung einer Frau in engen Grenzen vorschreibt. In seinen Forschungsberichten zeigt sich einerseits seine Verwurzelung in zeitgenössischen Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepten. So ist die Freudsche *Weiblichkeit* geprägt von Penisneid und dem Bewusstsein der eigenen Mangelhaftigkeit. Nur in der Geburt eines Sohnes kann eine Frau, so Freud, ihre vollends befriedigende Erfüllung finden. Andererseits ist es ihm in seiner therapeutischen Praxis aber auch ein Anliegen, das Individuum von dem Druck zu befreien, einer Norm entsprechen zu müssen. In ihrer Widersprüchlichkeit und ihrem Fokus auf das männliche Geschlecht geriet die Freudsche Theorie vor allem in die feministische Kritik. Dennoch ist es als große Leistung Freuds zu betrachten, nachfolgenden Generationen von Wissenschaftlern ein Werkzeug in die Hand gegeben zu haben, um den eigentlichen Entstehungsprozess weiblicher Identität auf psychischer Ebene wissenschaftlich nachvollziehbar zu machen.¹⁸

Chronologisch anschließend werde ich im Folgenden die Kurzgeschichte “A Rose for Emily” (1930)¹⁹ von William Faulkner und den Roman *Two Serious Ladies* (1942)²⁰ von Jane Bowles eingehend untersuchen. Auch hier steht die *Lady* in der Kritik der Autoren. Sie nähern sich diesem Weiblichkeitsideal aber aus anderer literarischer Richtung und zeichnen ihre Protagonistinnen trotz ihrer gescheiterten Existenzen in einer stärkeren Position als die Heldinnen von James, Chopin und Gilman. Faulkner dekonstruiert die *Lady* in der Tradition des *Southern Gothic*, indem er die Rolle der Dame gehobenen Standes als Alibi für einen Mord konzipiert, dem eine gesamte Kleinstadt Glauben schenkt. Seine Protagonistin kann unter dem Deckmantel der *Lady* ein grausames Verbrechen begehen und auf diese Weise ihre verzerrten Vorstellungen vom Lebensglück verwirklichen. Zehn Jahre später geht Bowles noch einen Schritt weiter und lässt ihre zwei ernsthaften Damen mit Weiblichkeitsmodellen jenseits der gesellschaftlichen Norm experimentieren. Ihr Roman trägt postmoderne Züge und

fordert die Leserin dazu heraus, Unbestimmtheit und Wandel in der Kategorie *Weiblichkeit* zu ertragen, denn sie verweigert ihren Protagonistinnen festgelegte soziale Rollen. Bowles Protagonistinnen zeigen sich zwar von traditionellen Diskursen über *Weiblichkeit* beeinflusst, lassen sich durch sie in ihrer aktiven Lebensgestaltung aber nur wenig beirren.

Der Rebellion der Literatur gegen den konventionellen Weiblichkeitsentwurf der *Lady* setze ich in der Psychoanalyse die Weiblichkeitstheorie von Karen Horney entgegen, die kritisch mit den psychoanalytischen Konzepten Freuds zur *Weiblichkeit* in den Dialog tritt. Im Einklang mit Faulkner und Bowles aus der schriftstellerischen Kunst lehnt sie sich etwa zur gleichen Zeit gegen frauendiskriminierende Weiblichkeitsdefinitionen in der Psychoanalyse auf. Sie gesteht Frauen nach Freud erstmalig eine ganz und gar eigene Sexualität zu und stellt damit seinen Ausspruch, das kleine Mädchen sei ein defizitärer kleiner Mann, in Frage. Auch für den Penisneid sucht sie nach einer differenzierteren Darstellung. Darüber hinaus verweist sie auf die kulturellen Faktoren, die die Entwicklung einer weiblichen Identität beeinflussen. Einzig ihre Annahme einer angeborenen *Weiblichkeit* hat wie bei Freud eine begrenzende und ausschließende Wirkung.

Im nächsten Analyseabschnitt zeigen sich in meiner Untersuchung der Kurzgeschichte „The Wishing Box“ (1956)²¹ von Sylvia Plath und des Romans *The Edible Woman* (1969)²² von Margaret Atwood die fünfziger und sechziger Jahre im Zuge des aufkommenden *Second Wave Feminism* im Hinblick auf die Kategorie *Weiblichkeit* als ein Drehpunkt der Veränderung. Während sich die U.S.-amerikanische Heldin der Kurzgeschichte von einem Weiblichkeitsbegriff, der die Rolle der Frau als Hausfrau im gutbürgerlichen vorstädtischen Wohlstand nach dem Zweiten Weltkrieg zum Ideal erhebt, so stark reglementiert fühlt, dass sie sich das Leben nimmt, kann die Protagonistin des Romans im kanadischen Toronto der frühen sechziger Jahre bereits wieder aus dieser Rolle flüchten, ohne ins gesellschaftliche Abseits zu geraten. In den sechziger Jahren verschoben sich die Grenzen der Kategorie *Weiblichkeit* und ließen mehr Vielfalt und Raum für das Erproben neuer weiblicher Lebensmodelle, die zuvor noch keine breite Anerkennung genossen.

Auch in der Psychoanalyse wird der Weiblichkeitsbegriff, wie ich am Beispiel der Theorie Jacques Lacans darstellen werde, zu dieser Zeit zunehmend

komplexer. Er verknüpft die psychoanalytische Theorie Freuds mit der linguistischen Theorie Ferdinand de Saussures und eröffnet dadurch eine neue Perspektive auf die Bildung weiblicher Identität. Lacan stellt die Existenz *der Frau* in Frage, indem er diese vereinheitlichende Definition als sprachliche Konstruktion enttarnt. Problematisch an seiner Weiblichkeitstheorie ist allerdings, dass er das menschliche Individuum einem patriarchalisch organisierten ahistorischen und universellen Gesetz des Symbolischen unterordnet, das es nicht unterlaufen kann.

In den darauf folgenden Textanalysen setze ich mich noch einmal wie in *The Awakening* und *Wallpaper* differenziert mit der Rolle der Frau als Mutter auseinander, die über das gesamte 20. Jahrhundert die Kategorie *Weiblichkeit* stark prägt. Beginnend in den siebziger Jahren, die im Zeichen feministischer Reformen standen, ergänzen sich in den Romanen *The Mother Knot* (1976)²³ und *Worlds Beyond My Control* (1991)²⁴ von Jane Lazarre sowie auch in den theoretischen Texten von Nancy Chodorow *The Reproduction of Mothering* (1978)²⁵ und *Feminism and Psychoanalytic Theory* (1989)²⁶ psychoanalytische Forschung und literarische Kunst, in dem Projekt Frauen zu einer verbesserten gesellschaftlichen Position zu verhelfen, so stark wie nicht zuvor. Lazarre und Chodorow stellen das fortdauernde Konfliktpotential der Kategorie *Weiblichkeit* von den siebziger Jahren bis in die frühen neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts dar. Durch die Arbeit an einem neuen Verständnis für eine stabile Geschlechtsidentität, die gleichgewichtige Rollen für Frauen und Männer schafft, versuchen sie, die Perspektive auf eine Zukunft zu öffnen, in der sich die Asymmetrie des Verhältnisses der Geschlechter auflöst. Psychoanalyse und Literatur erarbeiten an dieser Stelle im Dialog neue Weiblichkeitskonzepte, die Frauen von der Fantasie einer allmächtigen perfekten Mutter befreien und sie vor allem als menschliches Subjekt anerkennen. Aus der Mutterrolle heraus entwickeln Lazarre und Chodorow einen Weiblichkeitsbegriff, der den Respekt vor dem Individuum zum Kern hat.

Ans Ende meiner Untersuchungen literarischer und psychoanalytischer Texte stelle ich die Analyse des Romans *Unless* (2002) der kanadischen Autorin Carol Shields.²⁷ In diesem Buch erkennt eine Frau mittleren Alters, aufgerüttelt durch das Schicksal ihrer Tochter, wie stark auch sie als Frau noch im frühen 21. Jahrhundert diskriminierenden Machtstrukturen unterworfen ist, die ihr nur eine marginale gesellschaftliche Stellung erlauben. Ich habe dieses Werk als Abschluss meiner Arbeit gewählt, da es auf eindringliche Art und Weise der Leserin

die anhaltende gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen ins Bewusstsein ruft und aus der Perspektive der Protagonistin *Weiblichkeit* zur Jahrtausendwende neu bewertet. Auch wenn sich die Kategorie *Weiblichkeit* immer weiter vielfältigen Lebensformen für Frauen öffnet, behält sie ihren ausschließenden Charakter und beschneidet das weibliche Geschlecht in seiner freien Entfaltung. Doch Shields übt nicht nur Kritik an der fortwährenden Dominanz des Mannes über die Frau. Sie evoziert in *Unless* darüber hinaus im Konflikt der Mutter mit der Lebenssituation ihrer Tochter eine Zukunftsvision, in der Kategorien ihre Relevanz und Gewalt über das Individuum verlieren.

In der Darstellung des Wandels der Kategorie *Weiblichkeit* anhand der Analyse der von mir gewählten Texte zeigt sich durch das gesamte 20. Jahrhundert die Wirkung ihres ausgrenzenden Charakters und gleichzeitig die Tendenz hin zu einer neuen Klassifizierung, die zunehmend einschließt statt ausschließt und sich mit integrativer Kraft einer Vielzahl unterschiedlicher Individuen öffnet. Im dritten und letzten Teil meiner Arbeit werde ich diese positive Entwicklung von *Weiblichkeit* weiterdenken, alle Stränge meiner Arbeit zusammenführen und schließlich einen Ausblick auf die Idealform eines flexiblen Kategorisierens geben, das *Weiblichkeit* zu einer Kategorie machen würde, die sich auf dem Respekt für *das Andere* gründet und das Individuum in der Entfaltung seiner Identität schützt.

¹ Kate Chopin, *The Awakening* (New York: Avon Books, 1972) 189.

² Natürlich ist es niemandem möglich, tatsächlich radikal einen Schritt zurückzutreten und die unvoreingenommene Perspektive eines Säuglings einzunehmen. Vgl. Myra Jehlen, "Archimedes and the Paradox of Feminist Criticism," *Feminisms: An Anthology of Literary Theory and Criticism*, eds. Robyn R. Warhol und Diane Price Herndl (New Brunswick: Rutgers University Press, 1993) 75-96. Im Roman wird dies angedeutet durch die widersprüchliche Formulierung eines Erwachens in einer Welt, die vertraut ist, die aber niemals bekannt war. Solche Momente der Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen und Erwartungen führen jedoch oft zu einem gesteigerten Bewusstsein über die eigene Position im gesellschaftlichen Umfeld.

³ Vgl. Suzanne J. Kessler and Wendy McKenna, *Gender: An Ethnomethodological Approach* (Chicago and London: The University of Chicago Press, 1985).

⁴ Die Einführung der Unterscheidung von *Sex* und *Gender* ist teils umstritten. Ich werde die daraus resultierende Problematik an anderer Stelle noch ausführlich behandeln.

⁵ Gayle Rubin, "The Traffic in Women: Notes on the 'Political Economy' of Sex," *Toward an Anthropology of Women*, Ed. Rayna R. Reiter (New York and London: Monthly Review Press, 1975) 157-210.

⁶ Robert Stoller, *Sex and Gender* (New York: Science House, 1968).

⁷ Renate Hof und Hadumod Bußmann, *Genus: Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2005) 15.

-
- ⁸ Audre Lorde, *The Audre Lorde Compendium* (London: Harper Collins Publishers, 1980) 164.
- ⁹ Carol Gilligan, *In a Different Voice: Psychological Theory and Women's Development* (Cambridge und London: Harvard University Press, 1993).
- ¹⁰ Mary Belenky, Blythe Clinchy, Nancy Goldberger, Jill Tarule, *Women's Ways of Knowing: The Development of Self, Voice, and Mind* (New York: Basic Books, 1986).
- ¹¹ Theresa de Lauretis, *Technologies of Gender: Essays on Theory, Film, and Fiction* (Bloomington and Indianapolis: Indiana University Press, 1987) 10.
- ¹² Judith Butler, "Contingent Foundations: Feminism and the Question of Postmodernism," *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*, Eds. Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell, Nancy Fraser (New York und London: Routledge, 1995) 35-54, 50.
- ¹³ Butler, *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (London und New York: Routledge, Chapman & Hall, Inc., 1990).
- ¹⁴ Insbesondere Butlers *Gender Trouble* hat eine Debatte über die Begriffe Geschlecht, Körper und Subjekt wie auch über die Möglichkeiten politischer Handlungsfähigkeit ausgelöst. Diese Diskussion in ihrem ganzen Umfang darzustellen, führte hier zu weit. Ich werde allerdings aufgrund der großen Bedeutung, die Butlers Theorie für die feministische Forschung hat, und auch zur Herleitung meiner eigenen Argumentation ihren Ansatz und die Diskussion zur Konstitution des Subjekts und seiner Handlungsfähigkeit ausführlich vorstellen, die sich in dem von Seyla Benhabib ... [et. al.] herausgegebenen feministischen Sammelband *Feminist Contentions* niedergeschlagen hat.
- ¹⁵ Ich verwende die englische Schreibweise des Namens von M. M. Bakhtin, da ich später aus dem englischsprachigen Sammelband *The Dialogic Imagination: Four Essays by M. M. Bakhtin* (ed. Michael Holquist) zitiere.
- ¹⁶ Henry James, *The Portrait of a Lady: An Authoritative Text, Henry James and the Novel, Reviews and Criticism*, Ed. Robert D. Bamberg (New York und London: W. W. Norton & Company, 1995).
- ¹⁷ Charlotte Perkins Gilman, "The Yellow Wallpaper", (1892), *The Yellow Wallpaper and Other Writings by Charlotte Perkins Gilman*, Ed. Lynne Sharon Schwartz (New York, Toronto, London, Sidney und Auckland: Bantam Books, 1989).
- ¹⁸ Ich werde im Folgenden das generische Maskulinum zur Bezeichnung von Männern und Frauen im Allgemeinen verwenden, um den Lesefluss durch wiederholtes Aufführen der weiblichen und männlichen Form nicht zu stören.
- ¹⁹ William Faulkner, "A Rose for Emily", *Stories of William Faulkner* (New York: Random House, 1950) 119-130.
- ²⁰ Jane Bowles, "Two Serious Ladies", *My Sister's Hand in Mine* (New York: The Ecco Press, 1982) 3-201.
- ²¹ Sylvia Plath, "The Wishing Box", *Johnny Panic and the Bible of Dreams* (London: Faber and Faber Limited, 1979) 48-55.
- ²² Margaret Atwood, *The Edible Woman* (New York: Warner Books, 1989).
- ²³ Jane Lazarre, *The Mother Knot* (Boston: Beacon Press, 1986).
- ²⁴ Lazarre, *Worlds Beyond My Control* (New York: Dutton, 1991).
- ²⁵ Nancy Chodorow, *The Reproduction of Mothering: Psychoanalysis and the Sociology of Gender* (Berkeley, Los Angeles und London: University of California Press, 1978).
- ²⁶ Chodorow, *Feminism and Psychoanalytic Theory* (New Haven und London: Yale University Press, 1989).
- ²⁷ Carol Shields, *Unless* (London: Fourth Estate, 2003).

2 Was sind Kategorien und wie können sie zum Machtinstrument werden?

Zur Einführung in die theoretische Grundlage meiner Arbeit werde ich in einem ersten Schritt genauer auf den Begriff Kategorie im Allgemeinen und seine Wirkungsmacht eingehen. Schlägt man Kategorie im philosophischen Lexikon nach, findet man dort Definitionen wie: „Klasse, Sorte, Art [...] allgemeinste und grundlegendste Seins- und Aussageweise“.¹ Daraus geht hervor, dass es sich um einen Begriff handelt, der klassifiziert und verallgemeinert. Um sich ganz grundsätzlich der Entstehung von Kategorien zu nähern, werde ich etwas weiter ausholen und bei der Wahrnehmungspsychologie ansetzen, die ebenfalls mit Kategorien arbeitet. Der Wahrnehmungsprozess ist der geistige und körperliche Prozess, der das Individuum mit seiner Umwelt verbindet. Aufgabe der Wahrnehmung ist es laut Philip G. Zimbardo in seinem Grundlagenwerk *Psychologie*,² das äußere Chaos unserer Umwelt über die Sinnesorgane aufzunehmen und zu stabilen Perzepten, die für den jeweiligen Betrachtenden relevant sind, zu ordnen. Bei einem Perzept handelt es sich um das erfahrene Ergebnis eines umfassenden Wahrnehmungsprozesses, der so unterschiedliche Vorgänge wie Zusammenfügen, Urteilen, Schätzen, Erinnern, Vergleichen und Assoziieren umfasst. Im Allgemeinen wird der Wahrnehmungsprozess in drei Stufen eingeteilt: Bei der *sensorischen Empfindung* handelt es sich um die erste Stufe dieses Prozesses. Hier werden physikalische Energien wie Licht oder Schallwellen in die neurale Aktivität von Gehirnzellen umgewandelt. In der nächsten Stufe, der so genannten *Wahrnehmung*, wird eine innere Repräsentation eines Gegenstandes und ein erfahrenes (erlebtes) Perzept des äußeren Reizes gebildet. Eigenschaften und Bestandteile der Reize werden in das in der Vergangenheit erworbene Wissen integriert und so in erkennbare Muster und Formen umgewandelt. Die Klassifikation ist die dritte und letzte Stufe im Wahrnehmungsprozess. Hier werden die Eigenschaften der wahrgenommenen Gegenstände in vertraute Kategorien eingeordnet. Das Ergebnis einer Klassifikation ist das Perzept, das uns eine Person berichtet. Während die Klassifikation ausschließlich auf der Zuordnung von in der Vergangenheit erworbenem Wissen, Erwartungen und Schlussfolgerungen auf gegenwärtige Reize beruht, werden bei der Wahrnehmung sensorische Informationen und Klassifikationen kombiniert.³

Aus dieser kurzen Darstellung des menschlichen Wahrnehmungsprozesses wird deutlich, dass wir kontinuierlich klassifizieren bzw. kategorisieren, um uns unsere Umwelt zu erklären und eine für uns sinnvolle Ordnung zu erstellen. Erfahrungen aus der Vergangenheit führen dazu, dass wir aktuelle Erlebnisse auf eine bestimmte Art und Weise einordnen. Unterschiedliche Erfahrungen können also zu unterschiedlichen Beurteilungen und Kategorisierungen führen. Doch wie wird Kategorisierung zum Machtinstrument, welches das Individuum beherrscht?

Um auf Wirkungsmächtigkeit von Kategorien wie zum Beispiel *Weiblichkeit* genauer eingehen zu können, werde ich auf die sprachtheoretischen sowie kulturwissenschaftlichen Überlegungen Stuart Halls zurückgreifen.⁴ Er stellt die wichtige Frage, wie wir für uns sinnvolle Bedeutung herstellen. Hall betrachtet Sprache als das Medium, das wir vorzugsweise nutzen, um uns die Welt zu erklären. Durch sie erzeugen wir Bedeutung und können uns austauschen. Doch auch auf anderen Ebenen der Kommunikation konstruieren wir Bedeutung, indem wir Zeichen und Symbole wie Töne, geschriebene Wörter, elektronisch produzierte Bilder, Noten oder sogar Objekte nutzen, die dann für andere Menschen unsere Konzepte, Ideen und Gefühle repräsentieren. Repräsentation ist ein zentraler Bestandteil der Bedeutungsproduktion. Hall erläutert, dass wir Menschen, Objekte und Ereignisse mit Bedeutung versehen. Die Dinge an sich haben aus seiner Sicht keine feste, einzige, unveränderliche Bedeutung. Erst dadurch, wie wir mit ihnen umgehen, was wir über sie sagen, wie wir über sie fühlen und denken und wie wir sie repräsentieren, geben wir ihnen einen Sinn.

Stark beeinflusst und sogar reguliert wird die Herstellung von Bedeutung und somit auch die Bildung gesellschaftlicher Kategorien durch die so genannte Kultur, in der wir leben. Hall definiert Kultur grob als “the ‘shared values’ of a group or of society” (Hall 2), betont aber die Vielschichtigkeit dieser Bezeichnung. Gemeinsame Werte innerhalb einer Kultur verhindern nicht, eine Vielzahl verschiedener Bedeutungsmöglichkeiten gesellschaftlicher Sachverhalte und Herangehensweisen zu interpretieren und zu repräsentieren. Hall entwirft zur Erklärung der Herstellung von Bedeutung in einer Kultur das Bild eines *circuit of culture*. Zentrale Punkte dieses Kreislaufes, die gegenseitig aufeinander Einfluss nehmen, sind *representation*, *identity*, *production*, *consumption* und *regulation*. So gibt uns Kultur an einem bestimmten Punkt dieses Kreislaufs eine Vorstellung

unserer eigenen Identität und wird benutzt, um Unterschiede zwischen Gruppen herzustellen. An einem anderen Punkt reguliert sie über Repräsentationen unser Verhalten und unsere Gewohnheiten. Sie stellt Regeln, Normen und Konventionen auf, die unser soziales Leben ordnen.

Um genauer zu erklären, wie kulturelle Repräsentationen sich mit Macht über das Individuum verbinden, wählt Hall die Diskurstheorie Michel Foucaults. Hall beschreibt dessen Forschungsprojekt folgendermaßen: “His project, he said, was to analyse ‘how human beings understand themselves in our culture’ and how our knowledge about ‘the social, the embodied individual and shared meanings’ comes to be produced in different periods. [...] ‘relations of power, not relations of meaning’ were his main concern” (Hall 43). Foucault war einer der ersten Wissenschaftler, der den produktiven Charakter von Sprache herausarbeitete und es als eine neue Aufgabe betrachtete, Diskurse nicht mehr als eine Summe von rein deskriptiven Zeichen, sondern als eine Praxis zu sehen:

Eine Aufgabe, die darin besteht, nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheit von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben.⁵

Diskurse definierte er als eine Gruppe von Äußerungen, die die Sprache dafür bereithält, um über ein bestimmtes Thema zu einem bestimmten Zeitpunkt kommunizieren zu können. Sie setzen Grenzen und schränken andere Möglichkeiten zu denken, zu sprechen oder zu handeln ein. Folgt man der Argumentation Foucaults, werden Bedeutung und Wissen innerhalb von Diskursen konstruiert. Dabei sind Wissen und Macht eng miteinander verwoben:

Eher ist wohl anzunehmen, dass die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); dass Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; dass es keine Machtbeziehung gibt, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert.⁶

Erst durch die Wechselwirkung zwischen Wissen und Macht kann ein Anspruch auf Wahrheit und Verwirklichung des Wissens erhoben werden. Mit Wahrheit ist bei Foucault allerdings kein absolutes, unantastbares Wissen gemeint, sondern eine bestimmte diskursive Formation, die von einer Gesellschaft als *wahr* anerkannt wird.

The important thing here, I believe, is that truth isn't outside power, or lacking in power [...] truth isn't the reward of free spirits, the child of protracted solitude, not the privilege of those who have succeeded in liberating themselves. Truth is a thing of this world: it is produced only by virtue of multiple forms of constraint. And it induces regular effects of power. Each society has its régime of truth, its 'general politics' of truth: that is, the types of discourse which it accepts and makes function as true; the mechanisms and instances which enable one to distinguish true and false statements, the means by which each is sanctioned; the techniques and procedures accorded value in the acquisition of truth; the status of those who are charged with saying what counts as true.⁷

Auch das Subjekt wird bei Foucault innerhalb von Diskursen konstituiert und muss sich dem gesellschaftlichen Gesetz der Wahrheit beugen. Es kann sich nicht als Schöpfer oder Quelle außerhalb des engen Geflechts von Macht und Wissen stellen.

My objective [...] has been to create a history of the different modes by which, in our culture, human beings are made subjects [...] This form of power applies itself to immediate everyday life which categorizes the individual, marks him by his own individuality, attaches him to his own identity, imposes a law of truth on him which he must recognize and which others have to recognize in him. It is a form of power which makes individuals subjects. There are two meanings of the word *subject*: subject to someone else by control and dependence, and tied to his own identity by a conscience or self-knowledge. Both meanings suggest a form of power which subjugates and makes subject to.⁸

Die Handlungsfreiheit des Subjekts ist bis heute Auslöser kontroverser wissenschaftlicher Auseinandersetzungen.⁹ Als wenig umstritten kann jedoch gelten, dass aus der Vergangenheit übernommene Erfahrungen maßgeblich dazu beitragen, unsere Klassifizierungsmuster zu bilden – ein Phänomen, das eingangs schon umrissen wurde anhand der Wahrnehmungstheorie von Zimbardo. Angenommen also, wir wachsen in einem bestimmten historisch-diskursiven Zusammenhang auf, in dem Grenzen für gesellschaftlich akzeptierte Subjekte und Lebensformen definiert werden, und betrachten Sprache als konstitutive Komponente unserer Wahrnehmung, dann ergeben sich hieraus bestimmte Vorgehensweisen, Bedeutung zu konstruieren und zu kategorisieren.

Die Macht von Diskursen und ihr Einfluss darauf, wie wir uns unsere Umwelt erklären, ist folglich nicht zu unterschätzen. Selbst wenn man dem Subjekt mehr Handlungsfreiheit als Foucault zugesteht, ist es schwer vorstellbar, wie sich das Individuum gesellschaftlichen Machtstrukturen entziehen soll. Welche Kategorien wir entstehen lassen und selbst annehmen, kann also nicht als unbeeinflusst von gesellschaftlichen Diskursen betrachtet werden. Dass wir kategorisie-

ren, ist aus meiner Perspektive über unseren Wahrnehmungsprozess unvermeidlich.¹⁰ Kritisch hinterfragt werden muss aber immer wieder die Art und Weise, wie Kategorien gebildet werden. Wie können Klassifikationen gestaltet werden, die nicht zu sozialen Ausschlüssen führen? Wie können gesellschaftliche Muster und Rollen geschaffen werden, die individuelle Vielfalt anerkennen, gleichzeitig aber die Menschen durch undefinierte Offenheit nicht verunsichern? Zur Erläuterung dieser Fragestellungen werde ich im Folgenden – mit Ausnahme des anthropologischen Erklärungsansatzes von Rubin – durch die theoretischen Ansätze von de Lauretis, Butler und Engel auf sprachphilosophischer Ebene die Entstehung von Geschlechterkategorien darstellen und auf dieser Grundlage darlegen, wie es zu Veränderungen ihrer Bedeutung kommen kann.

¹ Alexander Ulfig, *Lexikon der philosophischen Begriffe* (Köln: Kommet, 2003) 217.

² Philip G. Zimbardo, *Psychologie*, Ed. Siegfried Hoppe-Graff und Barbara Keller (Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo, Hong Kong, Barcelona und Budapest: Springer-Verlag, 1992).

³ Eine ausführlichere Einleitung zur menschlichen Wahrnehmung ist zu finden in Rainer Guski, *Wahrnehmung: Eine Einführung in die Psychologie der menschlichen Informationsaufnahme* (Stuttgart, Berlin und Köln: Kohlhammer, 2000).

⁴ Vgl. Stuart Hall, *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*, Ed. Stuart Hall (London, Thousand Oaks and New Delhi: Sage Publications Ltd., 1997).

⁵ Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Übers. Ulrich Köppen (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1981) 74.

⁶ Foucault, *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*, Übers. Walter Seitter (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1976) 39.

⁷ Foucault, "Truth and Power," *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings 1972-1977*, Übers. und Ed. Colin Gordon (New York, London: Harvester Wheatsheaf, 1980) 109-133; 131. Dieser Essay von Foucault war mir nur in der englischen Übersetzung zugänglich.

⁸ Foucault, "The Subject and Power," *Beyond Structuralism and Hermeneutics*, Ed. Hubert L. Dreyfus and Paul Rabinow (London: The Harvester Press, 1982). 208-226; 208-212. Hier verfasste Foucault selbst seinen Text in der englischen Sprache.

⁹ Vgl. Seyla Benhabib ...[et al.], *Feminist Contentions*.

¹⁰ Ich sehe mich in meiner Ansicht, dass wir als wahrnehmende Subjekte ständig klassifizieren bzw. kategorisieren müssen, um uns in unserer Umwelt zurechtzufinden, auch durch Cecilia Ridgeway bestätigt, die diese Tatsache am Beispiel der Geschlechterkategorien erklärt. Sie macht darauf aufmerksam, dass es Menschen fast unmöglich ist, miteinander zu interagieren, wenn sie nicht das Geschlecht einer anderen Person bestimmen können. Sie beschreibt die geschlechtliche Kategorisierung als ein Super-Schema unseres Kognitionsprozesses, das wir zur Organisation unserer Interaktion als grundlegende kulturelle Regel benötigen. Cecilia Ridgeway, „Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt“, *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Ed. Bettina Heintz (Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2001) 250-275; 252-254.

3 Grundlegende Überlegungen zur Definition von Geschlechterkategorien

3.1 Gayle Rubin

Wichtige Anregungen für die Analyse des Geschlechterverhältnisses und der heterosexuellen Norm bot der 1975 veröffentlichte Essay "The Traffic in Women" der Anthropologin Rubin.¹ Angelehnt an Claude Lévi-Strauss und Freud entwirft sie ein *sex-gender system*, das sichtbar machen soll, welche Mechanismen die Wandlung der biologischen Sexualität zum sozialen Geschlecht beeinflussen. Rubin geht von einem biologischen Geschlecht *Sex* aus, das deutlich von *Gender* trennbar ist: "Every society also has a sex/gender system – a set of arrangements by which the biological raw material of human sex and procreation is shaped by human, social intervention and satisfied in a conventional manner, no matter how bizarre some of the conventions may be" (Rubin 165). Hier ist wichtig, dass Rubin die Kategorie *Geschlecht* so, wie wir sie kennen, d. h. als geschlechtliche Identität und sexuelles Begehren, nicht als biologisch determiniert, sondern als ein rein soziales Konstrukt sieht. Diese Feststellung ermöglicht es ihr, Geschlecht dem Status der prädeterninierten Unveränderbarkeit zu entheben und auf sozialer Ebene einen Wandel der gesellschaftlichen Konventionen zu fordern.²

Basierend auf Lévi-Strauss' *The Elementary Structures of Kinship* erläutert Rubin, dass Verwandtschaftsstrukturen auf der Heirat zwischen Mann und Frau beruhen. Frauen stehen in diesen Strukturen den Männern als Tauschobjekt zur Verfügung. Gesteuert wird dieser Austausch durch zwei soziale Konzepte: durch das Konzept des Schenkens, das eine bestimmte Bindung – wenn nicht gar ein Machtverhältnis – zwischen den schenkenden Partnern herstellt, und das Konzept des Inzesttabus. Dieses Tabu soll sicherstellen, dass ein Austausch von Geschenken, in diesem Fall Frauen, ausschließlich zwischen Familien und Gruppen stattfindet und nicht innerhalb einer Familie.³ Nur so kann ein soziales Machtgefüge aufgebaut werden, das familiäre Grenzen überschreitet. Frauen selbst können nicht entscheiden, sich herzugeben. Rubin sieht in dieser Position der Frau eine Einschränkung weiblicher Sexualität: "The asymmetry of gender – the difference between the exchanger and the exchanged – entails the constraint of female sexuality" (Rubin 183).⁴ Es wird also wiederum deutlich, dass sie von einer biologischen Grundlage ausgeht, der soziale Regeln übergestülpt werden: "A kinship

system is an imposition of social ends upon a part of the natural world” (Rubin 176). Frauen werden als Geschenk ausgetauscht, um den sozialen Status eines Mannes zu garantieren oder zu verbessern.

Die Teilung der Geschlechter in Männer und Frauen ist somit von der Gesellschaft selbst geschaffen und keineswegs natürlich. Sie hat die Aufgabe, ein patriarchalisches Gesellschaftssystem aufrechtzuerhalten. Jedes Geschlecht muss für sich selbst unvollständig sein und soll nur in der Vereinigung mit dem anderen zum Ganzen werden. Rubin sieht dies auch in der weltweit verbreiteten üblichen Arbeitsteilung bestätigt zwischen Männern, die im öffentlichen Leben den Unterhalt der Familie verdienen, und Frauen, die im Privaten die Kindererziehung übernehmen. Sie lässt die konstruierte Abhängigkeit der Geschlechter als lebensnotwendig erscheinen. Nur auf diese Weise wird die Heirat zwischen Mann und Frau plausibel gemacht.

Aus Lévi-Strauss’ Verwandtschaftstheorie leitet Rubin drei grundlegende Faktoren für die Entstehung des sozialen Geschlechts ab. Diese sind das Inzesttabu, Zwangsheterosexualität und die asymmetrische Trennung der Geschlechter. Auch wenn die meisten Frauen in westlichen Kulturen heute nicht mehr wie in Lévi-Strauss’ Verwandtschaftstheorie verheiratet werden, so sind die von Rubin genannten Punkte immer noch von großer Bedeutung bei dem Erwerb des *Gender*. Sie sind Teil gesellschaftlicher Machtstrukturen, die an einer hierarchischen Geschlechterordnung zu Gunsten des männlichen Geschlechts festhalten.

Rubin sieht in der Psychoanalyse eine Möglichkeit, den psychologischen Prozess, der zur Unterdrückung der Frau führt, zu erklären: “Most importantly, psychoanalysis provides a description of the mechanisms by which the sexes are divided and deformed, of how bisexual, androgynous infants are transformed into boys and girls” (Rubin 185).⁵ Im psychoanalytischen Ansatz Freuds wird deutlich, wie das weibliche Geschlecht im Begehren um den Phallus mit der Unmöglichkeit seiner Wunscherfüllung konfrontiert wird und dadurch sich selbst als kastriert erlebt. Rubin weist allerdings darauf hin, dass auch die Freudsche Theorie einer Umarbeitung bedarf, da sie der Biologie ein zu starkes Gewicht in der Entwicklung einer Genderidentität zuspricht. Ich werde die psychoanalytische Forschung Freuds zur psychosexuellen Entwicklung der Frau zu einem späteren Zeitpunkt noch genauer erörtern.

An das Ende ihres Essays stellt Rubin den Traum einer Gesellschaft frei von *Gender*, in der die Anatomie nicht mehr relevant dafür ist, wer man ist, was man tut oder wen man liebt. Wie genau dieser Zustand erreicht werden könnte, lässt Rubin offen. Sie sieht es allerdings als eine Aufgabe des Feminismus, eine Revolution des *sex-gender system* einzuleiten, die das soziale System aufhebt, das Sexismus und soziale Ungerechtigkeit verursacht.

Rubin hat mit ihrem Essay "The Traffic in Women" die soziale Konstruiertheit der Kategorie Geschlecht durch ein *sex-gender system* offen gelegt. Gleichzeitig bezieht sie sich weiterhin auf eine biologische Grundlage, was den Eindruck entstehen lassen könnte, es gäbe eben doch eine Version wahrer biologischer Sexualität, die durch gesellschaftliche Normen reglementiert wird. Dies birgt die Gefahr der begrifflichen Stilllegung bzw. Festlegung von Geschlechterkategorien. Welche Verhaltensweisen eines Individuums sind tatsächlich biologisch festgelegt und wie kann das entschieden werden? Kann überhaupt eine klare Grenzlinie zwischen Biologie und Sozialisation gezogen werden? Rubins Versuch, die Psychoanalyse als Erklärungsmittel heranzuziehen, bietet einen Ansatzpunkt, die Entstehung von Geschlecht zu hinterfragen, liefert aber noch keine zufriedenstellenden Antworten oder Erklärungen.

¹ Gayle Rubin, "The Traffic in Women: Notes on the 'Political Economy' of Sex", *Toward an Anthropology of Women*, Ed. Rayna R. Reiter (New York and London: Monthly Review Press, 1975) 157-210.

² An dieser Stelle erscheint es mir wichtig, kurz etwas genauer auf die Differenzierung zwischen *Sex* und *Gender* einzugehen, da alle von mir ausgewählten feministischen Theorien sich in irgendeiner Form auf diese Unterscheidung beziehen. Heute wird im wissenschaftlichen Diskurs – wie Rubin es in ihrem Essay forderte – das biologische Geschlecht *Sex* streng vom kulturell konstruierten Geschlecht *Gender* getrennt. Dadurch soll das kulturelle Einwirken auf die Formation von Geschlecht sichtbar gemacht und seine Veränderbarkeit deutlich werden. Das biologische Geschlecht wird als eine körperliche Faktizität definiert, die das Individuum nicht beeinflussen kann. In der jüngeren feministischen Forschung wurde diese Aufteilung kritisch betrachtet und besonders *Sex* und damit die Naturgegebenheit von *Weiblichkeit* und *Männlichkeit* in Frage gestellt. Wie auch Hall meinen Feministinnen, in der Naturalisierung des Geschlechts eine Strategie zu erkennen, den konventionellen Unterschied zwischen Mann und Frau aufrechtzuerhalten und gesellschaftlichem Wandel entgegenzuwirken: "Naturalization' is therefore a representational strategy designed to fix 'difference', and thus secure it forever. It is an attempt to halt the inevitable 'slide' of meaning, to secure discursive or ideological 'closure'" (Hall 245). Heute wird die Denaturalisierung und Historisierung der biologischen wie auch der gesellschaftlichen Geschlechterkategorien von vielen Feministinnen als wichtiger Befreiungsschlag von biologischer Prädestinierung gesehen. *Weiblichkeit* und *Männlichkeit* wurden von der feministischen Forschung als kulturelle Konstruktion enttarnt und geschlechtsspezifische Verhaltensweisen nicht mehr als Ausdruck eines wahrhaft biologisch weiblichen bzw. männlichen inneren Wesens gesehen. Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen,

dass ich die kritische Haltung vieler Feministinnen gegenüber einer biologisch prädestinierten Geschlechtlichkeit teile. Andererseits sehe ich aber gleichzeitig durchaus die Relevanz biologischer Faktoren in der Entwicklung von Mann und Frau. Das Geschlecht einer Person kann nicht unbeeinflusst von ihrer Körperlichkeit sein. Die Grenze zwischen biologischer Bestimmung und gesellschaftlicher Einflussnahme, die auf das Individuum einwirken, ist aber oft fließend. In der Fernsehdokumentation „Warum Mann und Frau unterschiedlich ticken“ wird dargestellt, dass die stärkere Ausprägung männlicher Hormone bei Karrierefrauen nicht nur als Ursache, sondern auch als Produkt ihres beruflichen Erfolges gesehen werden kann. Tilmann Achtnich, „Warum Mann und Frau unterschiedlich ticken“, SWR, 13. Juli 2005.

Das bedeutet, dass äußerste Vorsicht geboten sein muss, wenn geschlechtsspezifische Eigenschaften und ihre Ursache definiert werden sollen. Die Biologie darf in keinem Fall dazu missbraucht werden, unumstößliche Maßstäbe für eine gesellschaftlich anerkannte Geschlechtsidentität aufzustellen, die zu sozialer Benachteiligung führt.

- ³ Da das Inzest-Tabu zwar eine universale familiäre Regel, der Inhalt seiner Verbote aber kulturell unterschiedlich ist, kann es laut Rubin nicht darauf reduziert werden, Erbschäden durch zu enge genetische Verwandtschaft verhindern zu wollen.
- ⁴ In meiner Lesart ist hier die biologische weibliche Sexualität gemeint, die von gesellschaftlichen Strukturen begrenzt wird.
- ⁵ Rubin weist allerdings gleichzeitig darauf hin, dass die Psychoanalyse auch dazu beigetragen hat, die Ungleichheit der Geschlechter als Status quo zu etablieren, da in der psychoanalytischen Praxis ebenfalls daran gearbeitet wurde, Klienten der anerkannten sexuellen Norm anzupassen. Gerade so wurde die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts sogar theoretisch untermauert.

3.2 Theresa de Lauretis

Wie Rubin sucht auch die Literatur- und Filmwissenschaftlerin de Lauretis nach einer Möglichkeit, sich gesellschaftlichen Strukturen zu widersetzen, die das Individuum in festgelegte Geschlechterrollen zwingen. Dazu begibt sie sich auf eine sprachtheoretische Ebene. Sie stellt Sprache in Bezug auf Ferdinand Saussure und Lévi-Strauss als ein System von Regeln dar, die befolgt werden müssen, um sich verständlich zu machen. In diesen Regeln sind auch immer “the language of the masters”¹ bzw. hegemoniale Diskurse enthalten, die, wenn auch ungewollt, gesprochen werden müssen. Da aber Sprache gemacht wird, besteht laut de Lauretis die Möglichkeit, auf sie Einfluss zu nehmen:

Yet I remind myself that language and metaphors, especially, need not be thought of as *belonging* to anyone; that in fact masters are made as we [...] The point seems to be, one must be willing ‘to begin an argument’, and so formulate questions that will redefine the context, displace the terms of the metaphors, and make up new ones. (de Lauretis, *Alice* 3)

Einen Ansatzpunkt für politische Veränderung sieht de Lauretis in kulturellen Repräsentationen, da innerhalb ihrer die Herstellung von Bedeutung und soziale Verwirklichung aufeinander treffen. Sie bezeichnet Geschlecht auf dieser Grundlage als Effekt und Prozess seiner Repräsentation:

The sex-gender system, in short, is both a sociocultural construct and a semiotic apparatus, a system of representation which assigns meaning (identity, value, prestige, location in kinship, status in the social hierarchy, etc.) to individuals within society. If gender representations are social positions which carry differential meanings, then for someone to be represented and to represent oneself as male or as female implies the assumption of the whole of those meaning effects. Thus, the proposition that the representation of gender is its construction, each term being at once product and the process of the other, can be restated more accurately: *The construction of gender is both the product and the process of its representation.* (de Lauretis, *Technologies* 5)

Gender wirkt sich als eine Ideologie über das *sex-gender system* auf das soziale Leben aus. De Lauretis definiert Ideologie an dieser Stelle basierend auf Louis Althusser als ein System von Beziehungen, das konkrete Individuen als Subjekte – als Männer und Frauen – konstituiert, die wiederum ihrerseits maßgeblich zur Konstruktion der Ideologie beitragen:

Althusser’s theory, to the extent that a theory can be validated by institutional discourse and acquire power or control over the field of social meaning, can itself function as a technology of gender.
The novelty of Althusser’s theses was in his perception that ideology operates not only semi-autonomously from the economic level but also, funda-

mentally, by means of its engagement of subjectivity. (de Lauretis, *Technologies* 6-7)

Althusser's Ideologie ist also bis zu einem gewissen Grade auf die Zustimmung und Verwirklichung der Mitglieder einer Gesellschaft angewiesen. Das Antworten auf die Anrufung der Ideologie im Sinne Althusser's versteht de Lauretis hier allerdings nicht in jedem Fall als eine bewusste Entscheidung, sondern vielmehr als einen unbewussten, durch das Imaginäre bestimmten Vorgang, der jedoch Einfluss auf die Wirklichkeitskonstruktion der Individuen nimmt:

This is, of course, the process described by Althusser with the word *interpellation*, the process whereby a social representation is accepted and absorbed by an individual as her (or his) own representation, and so becomes, for that individual, real, even though it is in fact imaginary (de Lauretis, *Technologies* 12).

De Lauretis erweitert ihre Definition von *Gender* auf dieser Grundlage um einen entscheidenden Punkt: "*The construction of gender is the product and the process of both representation und self-representation*" (de Lauretis, *Technologies* 9). Dadurch, dass jede Einzelperson durch ihre Selbst-Repräsentation Einfluss auf die Konstruktion von Geschlecht nehmen kann, gesteht de Lauretis dem Individuum einen Handlungsspielraum und eine Selbstbestimmtheit zu, die den Rahmen der Theorie Althusser's sprengt, denn er sieht für das Subjekt nicht die Möglichkeit, aus der Ideologie herauszutreten:

Insofar as a theory of gender is concerned, and that is that in his [Althusser's] view, 'ideology has not outside.' It is a foolproof system whose effect is to erase its own traces completely, so that anyone who is 'in ideology,' caught in its web, believes 'himself' to be outside and free of it (de Lauretis, *Technologies* 9).

De Lauretis hingegen eröffnet in ihrem Ansatz dem Subjekt die Möglichkeit, sich gleichzeitig innerhalb und außerhalb der Ideologie von *Gender* zu bewegen und sich dessen bewusst zu sein. Sie plädiert für eine Konzeption des weiblichen Subjekts, die sich von einer Repräsentation von *the Woman* distanziert, die eine essentielle *Weiblichkeit* beinhaltet, die alle Frauen einschließt. Gleichzeitig will sie das weibliche Subjekt auch nicht als *the women* verstanden wissen, die de Lauretis als soziale Subjekte in konkreten historischen Kontexten definiert. Stattdessen beschreibt de Lauretis das feministische Subjekt folgendermaßen: "The subject of feminism I have in mind is one *not* so defined, one whose definition or conception is in progress, [...]" (de Lauretis, *Technologies* 10). Dieses Subjekt konstituiert sich aus einem "in and out of gender" (de Lauretis, *Technologies* 26). Die Chance,

neue Bedingungen für die Geschlechterkonstruktion zu schaffen, liegt in der ständigen Bewegung des Subjekts zwischen den Repräsentationsvorgaben hegemonialer Diskurse und einem *space-off*:

For that “elsewhere” is not some mythic distant past or some utopian future history: it is the elsewhere of discourse here and now, the blind spots, or the space-off, of its representations. I think of it as spaces in the margins of hegemonic discourses, social spaces carved in the interstices of institutions and in the chinks and cracks of the power-knowledge apparatus. And it is there that the terms of a different construction of gender can be posed – terms that do have effect and take hold at the level of subjectivity and self-representation: in the micropolitical practices of daily life and daily resistances that afford both agency and sources of power or empowering investments; and in the cultural productions of women, feminists, which inscribe that movement in and out of ideology, that crossing back and forth of the boundaries – and of the limits – of sexual difference(s). (de Lauretis, *Technologies* 25)²

Das Spannungsverhältnis, das aus dem Pendeln zwischen dem gesellschaftlich Anerkannten und dem nicht Repräsentierbaren entsteht – “the tension of contradiction, multiplicity, and heteronomy” (de Lauretis, *Technologies* 26), fordert de Lauretis, für politische Veränderung zu nutzen. Der Feminismus steht für sie in der Verantwortung aus dem *elsewhere* heraus, kulturelle Erzählungen umzuschreiben, neue Begriffe aus dieser Perspektive zu formulieren und Räume für neue Diskurse zu schaffen. Das Nicht-Repräsentierbare gibt hier den Anstoß zu Repräsentationen, die die Grenzen hegemonialer Diskurse unterlaufen. Im Prozess, konventionelle Bedeutung zu destabilisieren, können Film, Literatur wie auch ihre Rezension eine Rolle spielen. Schreiben und Lesen werden damit zu Werkzeugen des Widerstandes:

Strategies of writing *and* of reading are forms of cultural resistance. Not only can they work to turn dominant discourses inside out (and show that it can be done)[...]; but in affirming the historical existence of irreducible contradictions for women in discourse, they also challenge theory in its own terms, the terms of a semiotic space constructed in language, its power based on social validation and well-established modes of enunciation and address. So well-established that, paradoxically, the only way to position oneself outside of that discourse is to displace oneself within it – to refuse the question as formulated, or to answer deviously (though in its words), even to quote (but against the grain) (de Lauretis, *Alice* 7).

De Lauretis bietet mit ihren repräsentationstheoretischen Überlegungen einen neuen Ansatzpunkt, die traditionelle Geschlechterhierarchie zu hinterfragen und eine neue Ebene *Gender* zu definieren. Auch sie distanziert sich von der Vorstellung einer essentiellen biologisch determinierten *Weiblichkeit*. Die große Bedeutung, die sie Literatur in der Wirklichkeitskonstruktion von Individuen zu-

spricht, entspricht meinem eigenen Verständnis der Wirkungsmacht von Literatur auf das gesellschaftliche Feld und damit auch auf die Bildung von gesellschaftlichen Kategorien. Das Maß an Selbstbestimmtheit und Handlungsfähigkeit, das de Lauretis dem Individuum einräumt, wird allerdings im Folgenden durch Butlers Ansatz in Frage gestellt.

¹ Theresa de Lauretis, *Alice Doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema* (Bloomington: Indiana University Press, 1984) 3.

² Genau diese Form des kulturellen Widerstandes praktiziert Bowles in *Two Serious Ladies*.

3.3 Judith Butler

Die post-strukturalistische Sprachphilosophin Butler betrachtet in ihrem Buch *Gender Trouble* (1990) das Verhältnis von *Sex* zu *Gender* kritisch. Wie Rubin bezweifelt sie die angebliche Kohärenz zwischen *Sex* und *Gender*, die von hegemonialen Wissenschafts- und Alltagsdiskursen vorausgesetzt wird, und versucht deutlich zu machen, was eine strikte Trennung von *Sex* und *Gender* ihrer Ansicht nach tatsächlich bedeuten würde:

The presumption of a binary gender system implicitly retains the belief in a mimetic relation of gender to sex whereby gender mirrors sex or is otherwise restricted by it. When the constructed status of gender is theorized as radically independent of sex, gender itself becomes a free-floating artifice, with the consequence that *man* and *masculine* might just as easily signify a female body as a male one, and *woman* and *feminine* a male body as easily as a female one. (Butler, *Gender* 6)

Durch Butlers Erläuterungen wird offensichtlich, wie stark gesellschaftliche Erwartungen an die Identität einer Person, trotz der *Sex-Gender*-Unterscheidung, immer noch durch die Vorstellung eines geschlechtlich determinierenden biologischen Körpers bestimmt werden. Entspricht das *Gender* nicht dem *Sex*, wird das bis heute als eine Abweichung von der Norm empfunden. Auf diese Weise wird die Möglichkeit der politischen Veränderbarkeit des ungleichen Geschlechterverhältnisses, die die *Sex-Gender*-Trennung sichtbar machen sollte, untergraben.

Butler versteht die Kategorie Geschlecht als die diskursive Konstruktion und das Produkt eines gesellschaftlichen Machtapparates. Sie greift dabei auf Foucault zurück, der in seinem Werk *Der Wille zum Wissen* herausarbeitet,¹ wie juristische Machtsysteme über unterschiedliche Diskurse die Subjekte herstellen, die sie später repräsentieren. Während Foucault aus der Sicht Butlers den limitierenden, verbotenden und begrenzenden Charakter dieser Machtsysteme beschreibt, betont sie gleichzeitig ihre schöpferische Qualität. So konstituiert sich das Subjekt wie auch sein Geschlecht genau entlang der Strukturen, die es gleichzeitig erschaffen und regulieren. *Sex* wird in der Machtanalytik der Diskurse Foucaults nicht als prädiskursives Phänomen, sondern ebenfalls als Effekt machtvoller Diskurse dargestellt.

For Foucault, the body is not 'sexed' in any significant sense prior to its determination within a discourse through which it becomes invested with an 'idea' of natural or essential sex. The body gains meaning within discourse only in the context of power relations. Sexuality is an historically specific organization of power, discourse, bodies, and affectivity. As such, sexuality is understood by Foucault to produce 'sex' as an artificial concept which ef-

fectively extends and disguises the power relations responsible for its genesis. (Butler, *Gender* 92)

Genau wie Foucault hält es Butler für problematisch, *Sex* auf der vorsprachlichen Ebene anzusiedeln. Sie sieht darin vielmehr einen Versuch hegemonialer Diskurse, *Sex* als einen Teil einer unwiederbringlichen Vergangenheit zu postulieren und es damit als unvermeidbar und unhinterfragbar festzulegen. Butler zieht durch ihre Arbeit jegliche Vorstellungen eines wahren prädiskursiven Geschlechts in den Verdacht, regulativen Normen zu entsprechen. Für sie gibt es kein falsches oder richtiges Geschlecht: “there would be no true or false, real or distorted act of gender, and the postulation of a true gender identity would be revealed as a regulatory fiction” (Butler, *Gender* 141).

Ausgehend von ihrer These, Sexualität sei ein kulturelles Konstrukt, folgert Butler, es könne keine Sexualität außerhalb oder jenseits von gesellschaftlichen Machtstrukturen geben. Und sie geht noch einen Schritt weiter, wenn sie zu dem Schluss kommt, dass selbst die herkömmliche Trennung von *Sex* und *Gender* als Einteilung fragwürdig wird: “If the immutable character of sex is contested, perhaps this construct called ‘sex’ is as culturally constructed as gender; indeed, perhaps it was already gender, with the consequence that the distinction between sex and gender turns out to be no distinction at all” (Butler, *Gender* 7). *Gender* wird damit zur Bezeichnung der gesamten Maschinerie, die die Geschlechter erschafft: “As a result, gender is not to culture as sex is to nature; gender is also the discursive/cultural means by which ‘sexed nature’ or ‘a natural sex’ is produced and established as ‘prediscursive,’ prior to culture, a politically neutral surface on which culture acts” (Butler, *Gender* 7). Hieraus ergibt sich, dass nicht mehr der biologische *Sex* die geschlechtliche Identität bestimmt, sondern vielmehr *Gender* über sozio-kulturelle Konstruktionen die Zweigeschlechtlichkeit der Körper bedingt. Butler erweitert also Rubins *sex-gender system* um einen kritischen Blick auf die Kategorie *Sex*, die für sie nicht frei von kultureller Einflussnahme steht. In ihrem 2001 erschienenen Essay “The End of Sexual Difference?” hebt sie die Problematik hervor, feste Grenzen zwischen dem Biologischen und dem Sozialen zu ziehen.

As I understand it, sexual difference is the site where a question concerning the relation of the biological to the cultural is posed and reposed, where it must and can be posed, but where it cannot, strictly speaking, be answered. Understood as a border concept, sexual difference has psychic, somatic, and

social dimensions that are never quite collapsible into one another, but are not for that reason ultimately distinct.²

Butler negiert nicht die Existenz eines biologischen Körpers, der ebenfalls Teil an unserer geschlechtlichen Identitätsbildung hat, betont aber, wie tief unsere Wahrnehmung seiner Beschaffenheit mit der Sprache verwoben ist. In *Bodies That Matter* (1993) verteidigt sie sich gegen den Vorwurf,³ in *Gender Trouble* Geschlecht als rein diskursive Konstruktion definiert zu haben. Sie erläutert ausführlich, dass Sprache und Materie für sie in einer unauflösbaren gegenseitigen Abhängigkeit stehen. So kann das Bezeichnete nicht unabhängig vom Bezeichnenden existieren, aber auch nicht darauf reduziert werden.

Im Vordergrund der Butler'schen Untersuchung steht die Kategorie Geschlecht als Effekt von Diskursen. Um die Entstehung von Geschlecht zu erklären, schlägt Butler deshalb in *Gender Trouble* ein *performatives* Modell vor. In diesem Modell bezeichnet sie dementsprechend Geschlecht als Ergebnis ständiger Wiederholungen gewohnter Verhaltensweisen auf emotionaler wie auch körperlicher Ebene. *Gender* bedeutet für sie keinen abgeschlossenen Prozess, sondern eine fortlaufende Entwicklung: "Gender ought not to be constructed as a stable identity or locus of agency from which various acts follow; rather, gender is an identity tenuously constituted in time, instituted in an exterior space through a *stylized repetition of acts*" (Butler, *Gender* 140). Diese Performativität ist nicht als freiwilliger Akt zu verstehen, sondern wird durch normative Grenzsetzungen gelenkt. Sie bestimmen mittels diskursiver Zwänge, welche Formen geschlechtlicher Identität vorstellbar sind und welche nicht:

This is not to say that any and all gendered possibilities are open, but that the boundaries of analysis suggest the limits of a discursively conditioned experience. These limits are always set within the terms of a hegemonic cultural discourse predicated on binary structures that appear as the language of universal rationality. Constraint is thus built into what that language constitutes as the imaginable domain of gender. (Butler, *Gender* 9)

Um Subjektstatus zu erlangen, muss das Individuum gewisse Möglichkeiten sexueller Identität ablehnen. Daraus ergibt sich eine nicht lebbare oder unbewohnbare Zone des sozialen Lebens. Sie konstituiert das Subjekt von außen wie auch von innen.

This zone of uninhabitability will constitute the defining limit of the subject's domain; it will constitute that site of dreaded identification against which – and by virtue of which – the domain of the subject will circumscribe its own claim to autonomy and to life. In this sense, then, the subject is constituted through the force of exclusion and abjection, one which produces a

constitutive outside to the subject, an abjected outside, which is, after all, “inside” the subject as its own founding repudiation [...] This is a repudiation which creates the valence of “abjection” and its status for the subject as a threatening spectre. (Butler, *Bodies* 3)

Es besteht also ein diskursives Ideal gesellschaftlich anerkannter geschlechtlicher Identität, das das Individuum anstrebt, um als Subjekt akzeptiert zu werden. Doch da Geschlecht instabil ist, d. h. in ständig wiederkehrenden Wiederholungen bestätigt werden muss, können Widersprüche und Mehrdeutigkeiten entstehen. In dieser Tatsache sieht Butler die Chance einer Veränderung innerhalb traditioneller hegemonialer Diskurse: “The possibilities of gender transformation are to be found precisely in the arbitrary relation between such acts, in the possibility of a failure to repeat, a de-formity, or a parodic repetition that exposes the phantasmatic effect of abiding identity as a politically tenuous construction” (Butler, *Gender* 141). Die Instabilitäten, die Geschlechterkategorien produzieren, zeigen sich wiederum in dem Bereich gesellschaftlicher Nichtachtung. In der Auseinandersetzung mit den eigenen Grenzen zum unaussprechbaren Anderen sieht Butler die Möglichkeit umzudenken:

Will what appears as radically Other, as pure exteriority, be that which we refuse and abject as that which is unspeakably ‘Other,’ or will it constitute that limit that actively contests what we already comprehend and already are? This latter is the limit as the condition for our movement toward alterity, our potential transformation by virtue of that [and this] self-limiting encounter.⁴

Dadurch dass Butler ihre Geschlechtertheorie auf eine diskurstheoretische Ebene bettet, gibt sie der feministischen Diskussion über Geschlecht eine neue Grundlage. Die Bedeutung gängiger, selbstverständlicher Kategorien wie z. B. des biologischen Geschlechts kann auf ihre sprachliche Konstruktion in Diskursen zurückgeführt werden und verliert damit abermals den Charakter einer zwangsläufigen Notwendigkeit. Im Rahmen ihrer Überlegungen arbeitet Butler gleichzeitig die Gewalt wie auch die Macht der Kategorie *Sex* heraus:

the category of sex imposes a duality and a uniformity on bodies in order to maintain reproductive sexuality as a compulsory order [...] I would like to suggest that this kind of categorization can be called a violent one, a forceful one, and that this discursive ordering and production of bodies in accord with the category of sex is itself a material violence.⁵ (*Foundations* 52)

Immer wieder betont Butler, dass es dem Individuum nicht möglich ist, sich außerhalb dieser Macht der Diskurse zu stellen und sein Geschlecht frei zu wählen:

Hence, the reading of ‘performativity’ as willful and arbitrary choices misses the point that the historicity of discourse and, in particular, the historicity of

norms (the 'chains' if iteration invoked and dissimulated in the imperative utterance) constitute the power of discourse to enact what it names. To think of 'sex' as an imperative in this way means that a subject is addressed and produced by such a norm, and that this norm – and the regulatory power of which it is a token – materializes bodies as an effect of that injunction. (Butler, *Bodies* 187)

Als Subjekt ist die einzelne Person gezwungen, sich in Bezug zur diskursiven Norm zu setzen, die sie gleichzeitig erschafft. Auch bei den Wiederholungen der Norm, die sie resignifizieren, verfehlen oder zurückweisen, bleibt sie als Referenzpunkt: "But the failure or refusal to reiterate the law does not in itself change the structure of the demand that the law makes. The law continues to make its demands [...]" (Butler, *Bodies* 105). Dennoch sieht Butler in den subversiven Wiederholungen sprachlicher Konventionen einen gewissen Handlungsspielraum für das Individuum. Auch wenn sie das Subjekt als Effekt von Sprache sieht, ist es im Prozess der sprachlichen Resignifikation handlungsfähig:

To be constituted in language is to be produced within a given network of power/discourse which is open to resignification, redeployment, subversive citation from within, and interruption and inadvertent convergences with other such networks. 'Agency' is to be found precisely at such junctures where discourse is renewed [...] If a subject were constituted once and for all, there would be no possibility of a reiteration of those constituting conventions and norms. That the subject is that which must be constituted again and again implies that it is open to formations that are not fully constrained in advance. (Butler, *Reading* 135)

Butler löste mit ihren Überlegungen eine kontroverse Debatte über die Selbstbestimmtheit des Subjekts aus. Wichtiger Austragungsort dieser Debatte war der feministische Sammelband *Feminist Contentions* (1995). In ihrem darin enthaltenen Essay "Feminism and Postmodernism: An Uneasy Alliance" wehrt sich Seyla Benhabib dagegen, allein von Diskursen determiniert zu sein.

We can concede all that, but nevertheless we must still argue that we are not merely extensions of our histories, that vis-à-vis our own stories we are in the position of author and character at once. The situated and gendered subject is heteronomously determined but still strives toward autonomy. I want to ask how in fact the very project of female emancipation would even be thinkable without such a regulative principle on agency, autonomy, and selfhoods? (Benhabib, "Uneasy Alliance" 21)

Im Dialog mit Butler kritisiert sie Butlers Ansatz als zu stark deterministisch geprägt und fordert stattdessen, die Faktoren zu untersuchen, die dem Individuum Handlungsmacht geben: "What is it that enables the self to 'vary' the gender codes such as to resist hegemonic discourses?"⁶ Sie schlägt deshalb vor, sich genauer und in Interaktion mit anderen Sozialwissenschaften wie Psychologie,

Soziologie und Geschichte mit den Strukturen von Sozialisations- und Individuationsprozessen auseinanderzusetzen. Butlers Performativitätstheorie reicht Benhabib nicht aus, die Momente zu erklären, in denen sich das Individuum gegen hegemoniale Diskurse wendet. Nancy Fraser hingegen stimmt mit Butler überein, dass auch das diskursiv konstituierte Subjekt kritikfähig ist, bemängelt aber die Bezeichnung, die Butler für diese Handlungsmöglichkeit des Einzelnen wählt: “Specifically, ‘resignification’ is not an adequate substitute for ‘critique,’ since it surrenders to the normative moment”.⁷ *Critique* sieht Fraser eher in Benhabibs Ansatz verortet, die dem Subjekt ein höheres Maß an Selbstbestimmtheit einräumt als Butler. Antke Engel wiederum bezieht sich fast ein Jahrzehnt später in ihrer Dissertation *Wider die Eindeutigkeit* (2002) auf den Gedankenaustausch zwischen Benhabib, Butler und Fraser und bietet mit ihrem Konzept der *Repräsentation als Intervention* einen neuen Ansatz zur Handlungsfähigkeit des Subjekts im Rahmen diskursiver Machtverhältnisse, den ich im folgenden Kapitel 3. 4 vorstellen werde.

Butler fordert die kritische Auseinandersetzung mit Kategorien wie *Sex* und *Gender* und erkennt im selben Moment ihre Wirkungsmächtigkeit an:

it is necessary to learn a double movement: to invoke the category and, hence, provisionally to institute an identity and at the same time to open the category as a site of permanent political contest. That the term is questionable does not mean that we ought not to use it, but neither does the necessity to use it mean that we ought not perpetually to interrogate the exclusions by which it proceeds [...] (Butler, *Bodies* 222)

Im Falle der Kategorie *Frau* schlägt Butler deshalb nicht etwa vor, sie abzuschaffen, sondern sie von ihrer fixierenden Universalisierung zu befreien. Auf diese Weise ist es möglich, Raum für die Resignifikation dieser Klassifikation zu geben:

This is not to say that the term ‘women’ ought not to be used, or that we ought to announce the death of the category. On the contrary, if feminism presupposes that ‘women’ designates an undesignatable field of differences, one that cannot be totalized or summarized by a descriptive identity category, then the very term becomes a site of permanent openness and resignifiability [...] it may be that only through releasing the category of women from a fixed referent that something like ‘agency’ becomes possible. For if the term permits of a resignification, if its referent is not fixed, then possibilities for new configurations of the term become possible. (Butler, *Foundations* 50)

In *Undoing Gender* gibt Butler 2004 die Perspektive auf eine *human category*, deren Grenzen nicht festgeschrieben sind, sondern in einem Prozess demokrati-

scher Verhandlung ständig neu definiert werden: “The critique of gender norms must be situated within the context of lives as they are lived and must be guided by the question of what maximizes the possibilities for a livable life, what minimizes the possibility of unbearable life or, indeed, social or literal death”.⁸ In einer solchen Kategorie wären *Weiblichkeit* und *Männlichkeit* eingeschlossen. Unter dem Aspekt der Menschlichkeit würde sich *Weiblichkeit* auf einer Vielzahl unterschiedlicher weiblicher Lebensmodelle gründen und nicht durch eine vereinheitlichende Norm festgeschrieben werden: “Surely, some norms will be useful for the building of such a world, but they will be norms that no one will own, norms that will have to work not through normalization or racial and ethnic assimilation, but through becoming collective sites of continuous political labor” (Butler, *Undoing* 231).

Durch Butlers Theorie öffnet sich ein neuer Horizont für das Leben von individueller geschlechtlicher Identität. Sie bewirkt mit ihrer Geschlechter-Theorie das Hinterfragen gängiger, selbstverständlicher Normen und Kategorien. Gleichzeitig berücksichtigt sie aber auch deren Macht und konstituierende Wirkung und macht deutlich, dass sie aus diesem Grund nicht einfach aus unserem Gedächtnis gestrichen oder abgeschafft werden können. Trotzdem fordert Butler, Kategorien in Frage zu stellen, und damit ihre Öffnung für eine Vielfalt von Gestaltungsmöglichkeiten.

Das ist der Punkt, an dem sich für mich Fragen stellen wie: Was passiert, wenn Kategorien aufgelöst bzw. geöffnet werden? Besteht überhaupt die Möglichkeit einer Weltorientierung? Vielleicht müsste man sogar fragen, besteht die Möglichkeit einer Existenz außerhalb ihrer? Wie schon in meiner Einleitung erläutert, halte ich eine solche Situation bedingt durch die Art und Weise unserer Wahrnehmung nicht für möglich. Bevor ich aber genauer auf diese Problematik eingehe, werde ich abschließend den theoretischen Ansatz von Antke Engel vorstellen, da ich sie für eine interessante Erweiterung der Theorie Butlers und de Lauretis’ halte.

¹ Vgl. Foucault, *Der Wille zum Wissen*, Übers. Ulrich Raulff und Walter Seitter (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1983).

² Butler, “The End of Sexual Difference?” *Feminist Consequences: Theory for the New Century*, Ed. Elisabeth Bronfen and Misha Kavka (New York: Columbia University Press, 2001) 415-434; 427.

³ Butler, *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of "Sex"* (New York und London: Routledge, 1993).

-
- ⁴ Butler, "For a Careful Reading", *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*. Seyla Benhabib ... [et al.] (New York und London: Routledge, 1995) 127-143; 143.
- ⁵ Butler, "Contingent Foundations: Feminism and the Question of Postmodernism", *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*, Seyla Benhabib ... [et al.] (New York und London: Routledge, 1995) 34-54; 52.
- ⁶ Seyla Benhabib, "Subjectivity, Historiography, and Politics", *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*, Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell, Nancy Fraser (New York und London: Routledge, 1995) 107-125; 110.
- ⁷ Nancy Fraser, "False Antitheses: A Response to Seyla Benhabib and Judith Butler", *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*, Seyla Benhabib ... [et al.] (New York und London: Routledge, 1995) 59-74; 69.
- ⁸ Butler, *Undoing Gender* (New York and London, Routledge, 2004) 8.

3.4 Antke Engel

In ihrer Dissertation *Wider die Eindeutigkeit* (2002) schließt die feministische Queer Theoretikerin Engel an Butlers Vorstellung einer diskursiv konstruierten Kategorie Geschlecht an, kritisiert aber, dass diese Theorie zu stark durch normative Ausgrenzungen geprägt ist.¹ Durch Butlers Darstellung eines diskursiven Rahmens, der dem Individuum bei dem Erwerb des sozialen Geschlechts aus einer Vielfalt von Möglichkeiten die Grenzen setzt, schafft sie einen Raum, in dem Gruppen oder Einzelnen der Subjektstatus verwehrt wird:

This exclusionary matrix by which subjects are formed thus requires the simultaneous production of a domain of abject beings, those who are not yet 'subjects,' but who form the constitutive outside to the domain of the subject. The abject designates here precisely those 'unlivable' and 'uninhabitable' zones of social life which are nevertheless densely populated by those who do not enjoy the status of subject, but whose living under the sign of the 'unlivable' is required to circumscribe the domain of the subject. (Butler, *Bodies* 3)

Nach Engels Ansicht knüpft Butler hier an *Othering*-Praktiken an, die sie selbst an anderer Stelle kritisiert. Wieso, wirft Engel die Frage auf, scheint es in Butlers Theorie nicht möglich, mit manchen Eigenschaften oder Praktiken aus der sozialen Intelligibilität herauszufallen, aber dank anderer dennoch den Subjektstatus zu genießen? Engel bemängelt an Butlers Konzept die Abwesenheit von Übergängen, Zweifeln und Konfliktzonen. Sie stellt in Frage, ob die symbolische Ordnung tatsächlich so eindeutig und monolithisch figuriert ist und ob die Anfechtung kohärenter Identitäten nicht längst soziale Anerkennung genießt. Als entscheidendes Problem bei Butler sieht Engel, „dass sie keinen Begriff der Normalisierung hat, der es erlaubt, eine Flexibilisierung und Pluralisierung gesellschaftlicher Normen und Existenzweisen zu denken, sondern ausschließlich mit einem Modell rigider Normativität operiert“ (Engel, *Wider* 71-72).

Stattdessen hält Engel es für wichtig, den von Foucault in *Der Wille zum Wissen* (1976) eingeführten Begriff der *Normalisierung* in ihrem Verhältnis zur *Normativität* auszudifferenzieren. Während bei Foucault die rigide Normativität einer repressiven, zentriert juridisch-diskursiven Macht des Souveräns zugunsten einer normalisierenden produktiven Macht, die darauf abziele, das Leben zu verwalten, zu bewirtschaften und zu regulieren (Foucault, *Wille* 161-173), seit dem 19. Jahrhundert in den Hintergrund tritt, greifen bei Engel Prozesse rigider Normativität wie auch flexibler Normalisierung ineinander. Normativität definiert

Engel allgemein über einen universellen Geltungsanspruch und gesellschaftliche Instanzen der Durchsetzung dieses Anspruchs. Sie zeigt sich z. B. in der Identitätsforderung nach einer eindeutigen, stabilen und kohärenten Geschlechtsidentität, die in Disziplinartechniken und Sanktionen Ausdruck findet. Normalisierung dagegen ist laut Engel ein flexibler, individualisierender sozialer Prozess, der den Einzelnen Handlungsspielräume zugesteht und von ihnen fordert, sich selbst eigenverantwortlich zum Subjekt zu machen, um an legitimierte Formen sozialer Existenz teilhaben zu können.

In dieser Gleichzeitigkeit von Normativität und Normalisierung werden sozial anerkannte Existenzen unter Mitwirkung der einzelnen Individuen konstruiert. Es findet also ein dynamisches Zusammenwirken repressiver und produktiver Macht statt. Erst durch die Anwendung beider Mechanismen ist es möglich, in Bezug auf Geschlechterdiskurse soziale Ausschließungen und Verwerfungen zu erfassen und gleichzeitig die Flexibilisierung von Geschlecht und Sexualität in spätmodernen Gesellschaften zu benennen.

Betrachtet man Normativität und Normalisierung parallel, wird die Formulierung einer einheitlichen Norm, die festlegt, was in den Bereich des Normalen zu verorten ist, als gemeinsamer Referenzpunkt zunehmend schwierig. Engel macht darauf aufmerksam, dass bei der Erstellung einer einzigen Norm – wie bei Butler – die Gefahr bestünde, immer wieder eine Zone des Nicht-Integrierbaren bzw. des Anderen entstehen zu lassen, sodass erkennbare Widerständigkeiten im Normalitätskontinuum auf diese Weise nicht konzeptionell wirksam werden könnten. Sie plädiert deshalb für die Vorstellung einer Pluralität von Normen, in der das Verhältnis des Devianten zum Normalen in komplizierten Beziehungsgeflechten wandelbar oder gar widersprüchlich werden kann.² Als Beispiel nennt Engel den Widerspruch, der dadurch entsteht, dass uns einerseits eine rigide binäre Geschlechterordnung einen normativen Rahmen setzt, zu dem wir uns gezwungenermaßen auf irgendeine Art und Weise ins Verhältnis setzen müssen, heutzutage aber andererseits Angebote individualisierter Integration mit der Bereitschaft verbunden sind, das eigene Leben selbstverantwortlich zu gestalten. Diäten wie auch Psychotherapien erscheinen als frei wählbare Auswege aus dem engen Korsett gesellschaftlich sanktionierter Identitätsvorgaben.

Dennoch bleibt die Drohung mit dem Verlust sozialer Anerkennung bestehen, was die Zustimmung zu normativ-normalisierenden Wertesystemen bewirkt.

In spätmodernen westlichen Gesellschaften hält Engel es aufgrund verstärkter Individualisierungstendenzen nicht mehr für angemessen, von einer einheitlichen dominanten Norm auszugehen, was natürlich nicht den Kampf und die Problematik um hegemoniale Vormachtstellung der verschiedenen Normen leugnen soll. Vielmehr organisiert ihrer Ansicht nach eine Vielzahl verschiedener durchaus konfligierender Normen, die in einem wandelbaren, beweglichen Verhältnis zueinander stehen, das gesellschaftliche Feld.

Engel schlägt deshalb den Verzicht auf ein Modell der Grenzziehung vor. Sie plädiert für ein Konzept, in dem aus widerstreitenden Normen ein Potential sozialer Auseinandersetzung erwächst, das die Möglichkeit politischer Veränderung in sich birgt. Um sich vor neuen normativen Schließungen zu schützen, erhebt sie den Anspruch auf ein Recht auf Mehrdeutigkeit und *VerUneindeutigung*. Grundlegend für ihre Strategie ist hierbei eine Resignifikation des alten abbildlogisch funktionierenden Repräsentationsbegriffs, der für die angemessene und neutrale Vertretung einer prädiskursiven Wirklichkeit steht. Engel definiert Repräsentation deshalb folgendermaßen:

Demnach sind Repräsentationen materielle Praktiken und Produkte, die mittels signifikatorischer Prozesse und sozio-historischer Diskurse Bedeutungen produzieren und Wirklichkeit konstruieren. Sie treten als materiell-semiotische Geflechte auf, [es] erscheint [...] sinnvoll, Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion zu unterscheiden. [...] der Vollzug bestimmter habitueller Praktiken [formt] die ‚Wirklichkeit‘ sozialer Geschlechterverhältnisse, ohne dass die Bedeutung, die den Praktiken wie auch den Verhältnissen zugesprochen oder zugestanden wird, damit präeterminiert wäre. Zugleich wirkt sich die Bedeutung, die einem Phänomen, einer Praxis oder einem Ereignis verliehen wird, konstitutiv, aber keineswegs deterministisch auf eben dieses aus. (Engel, *Wider* 131)

Sprache ist für Engel Teil der Wirklichkeit und, wie schon bei Butler, nicht Repräsentation einer prädiskursiven Wirklichkeit. Aufbauend auf das Sprachsystem Saussures und semiotische Sprachtheorie erläutert sie, dass die Bedeutung des Signifikanten und des Signifikats aus differenziellen Relationen erwächst:

Bedeutung entsteht nicht auf Grund der Relation zwischen Zeichen und Referenz, sondern durch die sprachinterne Dynamik: des Zeichens in seiner Doppelheit von Signifikant und Signifikat sowie der Wechselbeziehung zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch. Wenn ein Zeichen auf ein Objekt referiert, hat bereits ein Signifikationsprozess stattgefunden, hat sich eine Bedeutung generiert, die dem Objekt zugesprochen wird. Sprache ist produktiv, insofern sie das Objekt formt, indem sie ihm eine – sozio-historische, machtgesättigte – Bedeutung verleiht. (Engel, *Wille* 140)

Referenzialität ist also als ein dynamisches Verhältnis zu verstehen und wird nicht durch einen vorgängigen Referenten definiert. Auf diese Weise kann sich Bedeutung verschieben und auch ein Sprachsystem sich verändern. Die Verschiebung von Bedeutung und die potenzielle Mehrdeutigkeit der Zeichen ist für Engels Theorie der *VerUneindeutigung* die Basis. Zur tatsächlichen Wandlung gesellschaftlicher Verhältnisse und damit auch den betroffenen Kategorien schlägt sie deshalb ähnlich wie de Lauretis *Repräsentation als Intervention* vor.

Wie schon Butler ist auch Engel sich bewusst, dass Verschiebungen im und durch den Repräsentationsprozess nicht an die Handlungsfähigkeit des Subjekts gebunden werden können. Bei einem Verständnis von Repräsentation, das komplexe symbolisch-diskursive, sozio-materielle, historisch-spezifische und ökonomische Prozesse einschließt, kann Veränderung nur als Resultat eines Zusammenwirkens unterschiedlicher Kräfte aufgefasst werden. Dennoch spricht sie dem konstituierenden Subjekt mehr Wirkungsmächtigkeit zu als Butler, die diese ja auf fehlerhafte Wiederholungen von Regeln und Konventionen beschränkt. Engel gesteht der sprachlichen Praxis bzw. bei Butler der Performativität eine konstitutive Kraft zu, die sich nicht rein aus Wiederholungen (und ihrer Verfehlung), sondern aus der simultanen Verflechtung mit den sozialen und diskursiven Bedingungen sowie dem sich konstituierenden Subjekt ergibt. Sie geht davon aus, dass sich Subjekt und diskursive Bedeutung gleichzeitig konstituieren und nicht etwa der Diskurs dem Subjekt vorgeordnet ist, wie es bei Butler der Fall wäre, wenn sich im Diskurs eine vorgängige Norm performativ wiederholt oder verschiebt. Die Handlungsfähigkeit des Individuums kann also nicht mehr wie bei Butler als subjektfrei dargestellt werden.

Durch das Hinterfragen der binären Geschlechterkategorien, die Engel als sozio-historischen Ausgangspunkt akzeptiert, können sich laut ihrer Theorie der *Repräsentation als Intervention* Repräsentationen entwickeln, die sich der *Verein-deutigung* und Stillstellung widersetzen. In ihrem Konzept der *VerUneindeutigung* bezieht sich Engel auf ein poststrukturalistisches Verständnis von der Unabschließbarkeit, Kontingenz und Kontextualität jeglicher Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion. Geschlechtliche und sexuelle Unterschiede versteht Engel deshalb als prozessual, kontextuell und konstituiert in Machtverhältnissen. Auch den Körper schließt Engel in dieses prozessuale Verständnis ein. Wie schon Butler stellt sie dessen eindeutige, fixe Faktizität in Frage und versteht

ihn als Bezugsfeld von Geschlechtlichkeit vielmehr als eine Verflochtenheit von Körpergeschlecht, subjektivem Körperempfinden, Wahrnehmung durch andere (durch die Geschlechtlichkeit zugeordnet wird), habitueller oder situativer Expressivität und psychischen und physischen Erfahrungen.

Angelehnt an Derrida versteht Engel *VerUneindeutigung* als Dekonstruktion in der sozialen Praxis. In Form von kulturellen Produkten kann *différance*³ im Gesellschaftlichen Einfluss nehmen und dort sozio-diskursive VerUneindeutigungen in Bewegung setzen. Engels Anliegen ist es: „Irritationen zu produzieren, die die Bedingungen verändern, entlang derer hegemoniale gesellschaftliche und politische Prozesse funktionieren“ (Engel, *Wider* 232). Die bestehende binärhierarchische, heteronormative Geschlechterordnung wird durch die Veränderung von (Selbst-)Verständnissen, (Selbst-)Verhältnissen und sozialen Beziehungen angefochten. Auf diese Weise werden Fakten geschaffen – in Form von Praktiken oder Organisationsformen, Subjektivitäten, Lebensweisen oder medialen Produkten – auf die von Gesellschaft und Politik reagiert werden muss.

Engel ist es wichtig, nicht wieder Modellen sozialer Differenzierung und Hierarchisierung zu verfallen. Immer wieder betont sie das Potenzial der Austragung gesellschaftlicher Konflikte und Antagonismen und die Enge eines einheitlichen Horizonts. Zur Beurteilung sozialer Beziehungen, Praktiken und Institutionen wählt Engel die Kriterien Enthierarchisierung und Denormalisierung. Durch sie wird klar erkennbar, wo und warum gezielt normative Ein- und Ausschlüsse, Differenzierungen und Hierarchisierungen eingesetzt werden. Immer wieder unterstreicht Engel die Wichtigkeit einer offenen Zukünftigkeit. Es muss vermieden werden, dies stellt Engel als eine politische Verantwortung dar, dass sozio-diskursive Veränderungen wieder in neuen Ausschließungen oder Universalisierungen münden.⁴

Engel erweitert die Theorie Butlers durch ihre Kritik um einige interessante Punkte. Sie überzeugt in ihrem Versuch, eine Pluralität heterogener, sogar widersprüchlicher Normen herzuleiten, die innerhalb dynamischer Kräfteverhältnisse stehen. Durch die genauere Darstellung des Verhältnisses von Normativität und Normalisierung wird es bei Engel möglich, auch Veränderung und Flexibilität innerhalb von Diskursen differenziert zu erfassen. Gerade die Momente, in denen sich Bedeutung verschiebt und Kategorien sich wandeln, sind für meinen persönlichen Ansatz von großer Wichtigkeit, denn auch wenn Kategorien für den Mo-

ment starr und unflexibel scheinen, so sind sie doch im Laufe der Zeit Veränderung und Bewegung unterworfen.

VerUneindeutigung und offene Zukünftigkeit sind zwei weitere wichtige Begriffe, die Engel einführt. In ihrem Konzept der *VerUneindeutigung* betont Engel das Potential der Unabschließbarkeit von Bedeutung und die untrennbare Verbindung zu ihrem Kontext. Bedeutungsproduktion und Wirklichkeitskonstruktion mit einer eindeutigen Bedeutung werden in einer solchen Herangehensweise unmöglich. Durch Engels Strategievorschlag der *Repräsentation als Intervention* wiederum erhält das Individuum die Chance, innerhalb seines Handlungsspielraumes aus dieser Bedeutungsvielfalt zu schöpfen, selbst konstitutiv am Repräsentationsprozess teilzunehmen und hegemonialen Diskursen gegenüber eine konträre Position einzunehmen. Engel gesteht mit dieser Möglichkeit dem Individuum ein gewisses Maß an Handlungsfreiheit zu. Diese eingeschränkte Freiheit halte auch ich für möglich und wichtig für das Individuum, um einen individuellen Standpunkt vertreten zu können.

Schwieriger verhält es sich mit dem Begriff der offenen Zukünftigkeit. Aus einer unabschließbaren Bedeutungsproduktion ist die Offenheit einer zukünftigen Bedeutung eine logische Konsequenz. Dennoch bereitet diese Offenheit auch Angst, wie schon Judith Butler in ihrem Essay "The End of Sexual Difference?" (2001) bemerkt: "The desire not to have an open future can be a strong one, threatening one with loss, loss of certainty about how things are. It is important, however, not to underestimate the force of the desire to foreclose futurity and the political potential of anxiety. This is one reason that asking certain questions is considered dangerous".⁵ Das Ausweichen dieser gefährlichen Fragen drückt sich im Festhalten von traditionellen, gesellschaftlich anerkannten Lebensentwürfen und Kategorien aus, die ein Gefühl von Sicherheit geben sollen. So kann *mann* oder *frau* sich tatsächlich in traditionellen, wenn nicht gar einheitlichen männlichen oder weiblichen Rollenerwartungen geborgen fühlen. Ihre Begrenztheit tritt allerdings sofort in Erscheinung, wenn sie nicht dem subjektiven Selbsterleben entsprechen. Die Schwierigkeit, Ungewissheit zu ertragen, und der Wunsch nach einer Sicherheit für die Zukunft stehen im Gegensatz zu dem Freiraum, der sich aus einer flexiblen und dynamischen Bedeutungsherstellung ergibt. Es stellt sich also die Frage, wie offene Zukünftigkeit erhalten bleiben kann, ohne Ängste zu

verursachen, die wiederum zu einem Verlangen nach begrifflicher Stilllegung und der Unterordnung unter hegemoniale rigide Machtstrukturen führen.

Schließlich möchte ich auch noch Engels Ablehnung von Universalisierungen und Hierarchisierungen genauer betrachten, die sie damit begründet, neue gesellschaftliche Ausschlüsse und Ausgrenzungen vermeiden zu wollen: „Die Herausforderung liegt darin, [...] eine gleichberechtigte und widerstreitende Heterogenität von Subjektivitäten und Existenzweisen, von Bedürfnissen, Interessen und Werten zu ermöglichen“ (Engel, *Wider* 231). Um dafür eine Grundlage zu schaffen, müssen die gesellschaftlichen Bedingungen auf eine Art und Weise gestaltet werden, dass Verschiedenheit von Existenzweisen und Subjektivitäten artikuliert und gemeinschaftlich gelebt werden kann. Wie genau diese Bedingungen hergestellt werden könnten, beantwortet Engel an dieser Stelle nicht. Bezüglich geschlechtlicher wie auch sexueller Lebensformen gibt sie allerdings eine normativ-antinormative Perspektive, in der jedem Individuum der private wie auch öffentliche Raum gegeben wird, eine sexuelle Subjektivität zu entwickeln und sie zu leben. Dabei wird der öffentlich-soziale Bereich sowohl von Einzelnen gestaltet wie auch von staatlicher Seite aus so organisiert, dass eine Vielfalt sexueller Lebensweisen und Existenzen möglich ist. Während ich nun einerseits die gesellschaftliche Anerkennung individueller Differenz und Vielfalt wie Engel für eine notwendige staatspolitische Grundlage halte, ich also die Hierarchisierung von Differenz ebenfalls als Ursache gesellschaftlicher Ausschlüsse betrachte,⁶ so erscheint es mir andererseits dennoch unvermeidlich, an Universalisierung und damit auch an Kategorien zur Vereinfachung der Strukturierung unserer Umwelt festzuhalten.

¹ Antke Engel, *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation* (Frankfurt und New York: Campus Verlag, 2002).

² Genau das komplizierte Verhältnis des Devianten zum Normalen stellt Bowles in *Two Serious Ladies* dar.

³ Engel definiert Derridas *différance* folgendermaßen: *Différance* verweist darauf, wie sich zwischen oppositionalen Termen Übergänge, ein Dazwischen, eine Prozessualität und zugleich ihre hierarchisierte Kopplung entfalten. Somit ist keine Verschiedenheit benannt, die auf Eigenschaften oder Substanzen der Terme bezogen wäre, sondern ein Differieren, ein Zwischenraum des Different/differierend-Seins, der beide Terme einer Opposition erfasst (Engel, *Wider* 113).

⁴ Faulkner stellt in seiner Kurzgeschichte „A Rose for Emily“ die Konsequenzen und Gefahr des sozialen Ausschlusses seiner Heldin aus dem Kollektiv ihrer Mitbürger radikal dar.

⁵ Butler, „The End of Sexual Difference?“ 421.

⁶ Niklas Luhmann macht in seinem Aufsatz „Frauen, Männer und George Spencer Brown“ auf eine interessante Tatsache aufmerksam. Er stellt dar, dass der Prozess des Unterscheidens, welcher Beobachten und Bezeichnen einschließt, nicht seitenneutral verläuft. Unterschiede konstituieren sich durch die Beziehung der Seiten zueinander, die differenziert werden. Da in den meisten Fällen eine Seite zusätzlich zur Eigenschaft, Teil eines Ganzen zu sein, die Qualität besitzt, das Ganze zu repräsentieren, ergibt sich hieraus eine gewisse Vormacht. In der Unterscheidung zwischen Männern und Frauen fällt den Männern traditionsgemäß diese Eigenschaft zu. Aus dieser Beobachtung Luhmanns wird die von Engel kritisierte Hierarchisierung von Differenz deutlich, die verhindert, dass unterschiedliche gesellschaftliche Kategorien gleichberechtigt nebeneinander existieren können. Niklas Luhmann, „Frauen, Männer und George Spencer Brown“, *Zeitschrift für Soziologie* 17 (1988): 47-71.

4 Glauben an flexible Kategorien auf der Grundlage von William James' Pragmatismus

In den von mir ausgewählten feministischen Texten wird ein Geschlechtsbegriff entworfen, der sich immer weiter von normativen Definitionen entfernt. Die Vorstellung von Geschlecht als ein ständiger kontextabhängiger Prozess hat sich aber bis zum heutigen Zeitpunkt noch nicht in Alltagsdiskursen durchgesetzt. Möglicherweise verhindert hier wieder einmal die allzu offene schwer einzuordnende Annäherung an sexuelle Lebensweisen die breite gesellschaftliche Akzeptanz. Wie aber könnte der Angst vor einer unsicheren Zukunft begegnet und gleichzeitig individueller Entwicklung und Lebensgestaltung Rechnung getragen werden? Aus dem Dilemma des Menschen, sich einerseits nach einer Gewissheit der Lebensumstände zu sehnen und sich andererseits durch die eigens aufgestellten festen Regeln in seiner Freiheit der eigenen Lebensgestaltung zu beschränken, ergibt sich die Frage, wie versichernde Kategorien gebildet werden könnten, die trotzdem die Eigenschaften einer Offenheit für sich verändernde und unterschiedliche Lebensumstände besäßen. Zur Annäherung an diese Problematik und Kennzeichnung meiner eigenen Position bietet der Radikalempirismus von William James den geeigneten Ansatzpunkt.

James etabliert in seiner Theorie bereits ein knappes Jahrhundert vor Engel und Butler Eckpfeiler einer flexiblen Kategorienbildung, die die beiden feministischen Wissenschaftlerinnen im späten 20. Jahrhundert lediglich neu formulieren. So integriert er lange vor Engel die Wichtigkeit einer offenen Zukünftigkeit in seine Theorie: "For a Philosophy to succeed on a universal scale it must define the future *congruously with our spontaneous powers*" (James, *Will* 82). Pragmatische Überlegungen müssen immer ihre Unabschließbarkeit und Offenheit für zukünftige Entwicklungen enthalten. Darüber hinaus entwirft er im Pragmatismus eine Herangehensweise, die den Prozess der Kategorisierung von seiner gefürchteten Endgültigkeit und Verallgemeinerung befreit. Eine pragmatische Philosophie befindet sich ständig im Wandel. Wie später auch Butler stellt James die Forderung auf, Werte und Wahrheiten einer fortwährenden Prüfung zu unterziehen und sie gegenwärtigen Umständen und Erkenntnissen anzupassen: "No philosophy of ethics is possible in the old-fashioned absolute sense of the term. Everywhere the ethical philosopher must wait on facts [...] there are no absolute evils, and there

are no moral goods; and the highest ethical life [...] consists at all times in the breaking of rules which have grown too narrow for the actual case” (James, *Will* 208-209). Er gibt den ethischen Idealen höchste Priorität: “which prevail at the least cost, or by whose realization the least possible number of other ideals are destroyed” (James, *Will* 205).

James versteht seinen Ansatz nicht als philosophisches Dogma, sondern als flexibles System, das einen Ausgangspunkt bietet, um andere philosophische Ideen auf ihre Tauglichkeit zu überprüfen. Dies veranschaulicht er in seinem erstmals 1907 veröffentlichten Werk *Pragmatism. A New Name for Some Old Ways of Thinking* durch das Bild eines Hotelkorridors mit dem Zugang zu vielen verschiedenen Zimmern:

It [pragmatism] was in the midst of our theories, like the corridor in a hotel. Innumerable chambers open out of it. In one you may find a man writing an atheistic volume; in the next someone on his knees praying for faith and strength; in a third a chemist investigating a body's properties. In a fourth a system of idealistic metaphysics is being shown. But they all own the corridor, and they all must pass through it if they want a practical way of getting into or out of their respective rooms [...].¹

Die Voraussetzung für James' Pragmatismus ist die Vorstellung eines offenen, unvollendeten und vor allem nicht determinierten Universums, das eine pluralistische Weltanschauung zulässt, wie er in *The Will to Believe* aus dem Jahr 1896 erklärt: “the only consistent way of representing a pluralism and a world whose parts may affect one another through their conduct being either good or bad is the indeterministic way”.²

In der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt betont er deshalb die Wichtigkeit des *faith* als Arbeitshypothese in seiner pragmatischen Methode: “Some hypotheses can be refuted in five minutes, others may defy ages” (James, *Will* 95). James schafft durch das Glauben Raum für das vorläufige Festhalten an bestimmten Gedanken, vermeidet aber das Fixieren eines definitiven Resultats einer Überlegung. *Faith* bedeutet für ihn, an eine Sache zu glauben, obwohl sie das Moment eines Zweifels enthält und damit natürlich auch gleichzeitig ihre offene Zukünftigkeit bewahrt.

James geht so weit, dem Phänomen des *faith* wirklichkeitsbildenden Charakter zukommen zu lassen:

In this case (and it is one of an immense class) the part of wisdom clearly is to believe what one desires; for the belief is one of the indispensable preliminary conditions of the realization of its object. *There are cases where*

faith creates its own verification. Believe, and you shall be right, for you shall save yourself; doubt, and you shall again be right, for you shall perish. The only difference is that to believe is greatly to your advantage. (James, *Will* 97)³

Er impliziert damit, dass nur durch den reinen Glauben die Voraussetzung für gewünschte Lebenskonzeptionen gegeben ist. Wichtige Elemente der Realitätskonstruktion sind bei James: “the phenomena of selective attention and of deliberative will”.⁴ Für ihn ist Realität ein kontinuierlicher kreativer Prozess des Individuums: “for pragmatism it [*reality*] is still in the making and awaits part of its complexion from the future” (James, *Pragmatism* 257). Unser persönlicher Glaube und unser Interesse bewirken, dass wir aus einem “undistinguishable, swarming *continuum*, devoid of distinction or emphasis” (James, *Psychology/Vol. I* 284) bestimmte Dinge als Teil unserer selbst geschaffenen Realität auswählen:

All our truths are beliefs about ‘Reality’[...] Sensations are forced upon us [...] Over their nature, order and quantity we have as good as no control. They are neither true nor false; they simply *are*. It is only what we say about them, only the names we give them [...] that may be true or not [...] That they are is undoubtedly beyond our control; but *which* we attend to [...] depends on our own interest [...] What we say about reality thus depends on the perspective into which we throw it [...] We receive in short the block of marble, but we carve the statue ourselves. (James, *Pragmatism* 243-47)

James unterstreicht hier also nochmals die kreative Dimension menschlicher Realität, die Wahrheiten als ein Ergebnis von individueller Perspektive und Glauben erscheinen lässt. Das was ist, wird von uns benannt und von uns wie ein Stück Marmor von einem Bildhauer geformt. Die Natur selbst ist indifferent: “Visible nature is all plasticity and indifference, – a moral multiverse [...]; with her as a whole we can establish no moral communion” (James, *Will* 44). Erst durch *interest*, *attention* und *belief* gibt der Mensch ihr eine sinnvolle Struktur.

Die Handlungsfreiheit des Subjekts, seine eigene Realität zu gestalten und damit Einfluss auf die Umgestaltung sozialer Ordnungseinheiten zu nehmen, ist eine Frage, die in den feministischen Theorien von de Lauretis, Butler und Engel bis ins späte 20. Jahrhundert diskutiert wird. Während de Lauretis das Subjekt dazu befähigt sieht, sich innerhalb und außerhalb der Ideologie von Gender zu bewegen und sich aus einem *elsewhere* jenseits hegemonialer Diskurse neu zu definieren, sieht Butler das Individuum durch Diskurse determiniert. Die Möglichkeit des Subjekts, gestaltend an der Entstehung von Gender teilzunehmen, ist bei ihr darauf beschränkt, die Regeln und Konventionen der Diskurse zu wieder-

holen und zu variieren, die es gleichzeitig erschaffen. Engel hingegen geht davon aus, dass sich Subjekt und diskursive Bedeutung gleichzeitig konstituieren und nicht etwa der Diskurs dem Subjekt vorgeordnet ist. Sie gesteht der sprachlichen Praxis also eine konstitutive Kraft zu, die sich aus einer simultanen Verflechtung von sozialen und diskursiven Bedingungen sowie dem sich konstituierenden Subjekt ergibt. In diesem Fall ist das Subjekt heteronom bestimmt und die Grenze zwischen Innen und Außen, von Eigenem und Anderem wird prinzipiell in Frage gestellt. Angesichts einer Vielfalt von möglichen Formen der Lebensgestaltung muss das Individuum laufend Entscheidungen für unterschiedliche Lebensmodelle treffen und konstruiert sich in jedem Moment ein Leben lang selbst.

James konzentriert sich in seiner Theorie im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert auf die Handlungsmacht des Individuums, sich angesichts konventioneller Ordnungsstrukturen zu behaupten und eigene Wertesysteme zu entwerfen:

Now *we* are blinded to the real difficulty of the philosopher's task by the fact that we are born into a society whose ideals are largely ordered already. If we follow the ideal which is conventionally highest, the others which we butcher either die and do not return to haunt us; or if they come back and accuse us of murder, every one applauds us for turning to them a deaf ear. In other words, our environment encourages us not to be philosophers but partisans. The philosopher, however, cannot, so long as he clings to his own ideal of objectivity, rule out any ideal from being heard. He is confident, and rightly confident, that the simple taking counsel of his own intuitive preferences would be certain to end in a mutilation of the fullness of the truth. (James, *Will* 203)

Dass auch die Wertesysteme ihrerseits so wie Lebensumstände und spezifische historische Machtverhältnisse die einzelne Person in ihrer Wirklichkeitskonstruktion stark beeinflussen, findet bei James im Gegensatz zu Butler und auch Engel weniger Beachtung. Stattdessen betont er in seinen psychologischen Untersuchungen im 9. Kapitel von *Principles of Psychology Vol. I* "The Stream of Thought", dass der Mensch im Prozess der Konstituierung seiner Wirklichkeit auf das eigene Bewusstsein konzentriert ist und sich klar von seinen Mitmenschen abgrenzt:

One great splitting of the whole universe into two halves is made by each of us; and for each of us almost all of the interest attaches to one of the halves; [...] we all call the two halves by the same names, [...] '*me*' and '*not-me*' [...] The altogether unique kind of interest which each human mind feels in those parts of creation which it can call *me* or *mine* may be a moral riddle, but it is a fundamental psychological fact. No mind can take the same interest in his neighbor's *me* as in his own. The neighbor's *me* falls together with all the rest of things in one foreign mass, against which his own *me* stands out in startling relief. (James, *Psychology / Vol. I* 289)

Aus dieser Überlegung heraus entwirft James die Idee einer moralischen Einsamkeit,⁵ die das Individuum bei ethischen Entscheidungen nur sich selbst gegenüber verantwortlich macht: "In such a moral solitude it is clear that there can be no outward obligation and that only the trouble the god-like thinker is liable to have will be over the consistency of his own several ideals with one another" (James, *Will* 191). Er erkennt zwar die Schwierigkeit der Einzelnen, sich gegen Konventionen aufzulehnen, verfißt aber trotzdem die Ansicht, dass die Philosophie sich von diesem gesellschaftlichen Druck befreien kann, um die Welt nach ihren objektiven Maßstäben zu beurteilen. Doch trotz der Postulierung einer moralischen Einsamkeit des Individuums verliert James nicht den Blick auf die Vielfalt menschlicher Interessen. Bei der eigenen Wirklichkeitskonstruktion betont James die moralische Verantwortung der Einzelnen, die Interessen eines Gegenübers zu wahren und zu respektieren. "Invent some manner of realizing your own ideals which will also satisfy the alien demands, - that and that only is the path of peace!" (James, *Will* 205) Das bedeutet, die Spannung eines pluralistischen Universums auszuhalten, ohne das Weltbild und den Lebensraum eines Anderen zu negieren. In gewisser Weise gleicht diese Forderung der Engels nach der politischen Verantwortung, Universalisierung und Ausschließungen zu verhindern, die dazu führen, ein Individuum in seiner Lebensgestaltung einzuschränken. Ich verrete allerdings die Ansicht, dass Universalisierung ein wichtiges Element unseres Wahrnehmungsprozesses ist, dem nicht allein negative oder ausschließende Eigenschaften zugeordnet werden können. Sie dient aus meiner Sicht auch immer wieder der unvermeidlichen Strukturierung unserer Umwelt durch uns.

Zentrale Punkte der Jamesschen Theorie, die sie als Grundlage meiner eigenen Überlegungen bezüglich einer flexiblen Kategorisierung rechtfertigen, sind das Konzept des *Pragmatismus* und die darin enthaltene Arbeitshypothese des *belief* sowie die Forderung einer moralischen Verantwortung des Individuums gegenüber den Bedürfnissen seiner Mitmenschen bei der Realitätsgestaltung. Pragmatismus und *belief* bilden den Schlüssel zu der anfangs von mir beschriebenen Problematik der Kategorisierung. So ist der *Pragmatismus* eine Grundlage, die das Hinterfragen von Normen und Werten fordert, die in der Gegenwart nicht mehr als angemessen oder gar sozial ausgrenzend erscheinen. Doch auch neue philosophische Ideen sollen nicht als Wahrheiten betrachtet werden, sondern immer wieder Veränderungen in der Zukunft berücksichtigen. Ich verstehe das

Glauben in dieser Art der Welterfassung als eine Möglichkeit, die Angst vor dem Ungewissen zu beruhigen. Universalisierungen und Kategorien sind so lange legitim, wie an sie geglaubt werden kann. Indem der Mensch an eine Sache glaubt, kann er für einen gewissen Zeitraum an einer Idee und einer Form von Sicherheit festhalten, ohne sie damit für die Zukunft festzuschreiben. Wichtig ist, dass im *belief* Zweifel und Ungewissheit immer schon enthalten sind. Durch das Glauben wird impliziert, dass es sich nicht um eine allgemeingültige Wahrheit handelt, sondern vielmehr der Vielfalt individueller Lebensperspektiven sowie ihrem Wandel Rechnung getragen wird. Kategorien müssen sich der Rivalität der unterschiedlichen Interessen in James' pluralistischem Universum stellen.

Was mir am *belief* wichtig erscheint, ist die Möglichkeit, Kategorien zu bilden, an sie zu glauben und sie gleichzeitig verwerfen zu können. Feministische Bestrebungen wie die Engels, die eine flexible Bedeutungsherstellung beabsichtigen und sich gegen Universalisierung und damit auch Kategorisierung wenden, unterschätzen das Bedürfnis des Menschen nach einem sicheren Platz in der Gesellschaft und in der Zukunft. Im Hinblick auf die Problematik der ungleichen Geschlechterhierarchie verstehe ich diese Feststellung nicht als eine Akzeptanz dieser Verhältnisse oder als eine Stilllegung von Bedeutung, sondern als eine Herangehensweise, die Kategorisierung als wichtigen Bestandteil der menschlichen Wirklichkeitskonstruktion berücksichtigt, sich aber gleichzeitig ihrer Wandelbarkeit bewusst ist.

Das bedeutet, dass nicht etwa die Befreiung von Kategorien zu Veränderungen der Vorstellungen des Geschlechterverhältnisses führen könnte, sondern vielmehr ihr Wandel. Wie James betont, ist es höchste ethische Aufgabe eines jeden, die Regeln zu brechen oder auch Kategorien zu ändern, die nicht mehr der gegenwärtigen Situation entsprechen und das Individuum zu stark einschränken. Im selben Moment entstehen wieder neue Kategorien, die sich ihrerseits zu einem späteren Zeitpunkt dieser Prüfung unterziehen müssen. Eine kritische Welterfassung ist daher eine kontinuierliche Lebensaufgabe.

Ich plädiere, auf der Basis des *Pragmatismus* von James an Kategorien festzuhalten. Die pragmatische Herangehensweise James' ermöglicht ein Kategorisieren, das individuelle Bedürfnisse berücksichtigen kann und nicht den Anspruch erhebt, unumstößliche Wahrheit zu sein. Es muss nicht für die Zukunft festgelegt werden und kann dennoch durch seine ordnende Eigenschaft ein Gefühl

der Sicherheit geben. Außerdem besteht die Möglichkeit, auf gesellschaftliche Ausgrenzungen durch Hinterfragen und Kritik einzugehen und Veränderungen anzustoßen.

¹ William James, *Pragmatism: A New Name for Some Old Ways of Thinking* (New York, London und Toronto: Longman's, Green and Co., 1948) 54.

² James, *The Will to Believe* (London, New York, Toronto, Longman, Green and Co., 1931) 175.

³ Aus diesem Zitat wird ersichtlich, dass James *belief* und *faith* als analoge Begriffe verwendet.

⁴ James, *The Principles of Psychology I*. (London: Macmillan and Co., Limited, 1902) 284.

⁵ Insbesondere in den Romanen *The Awakening* von Chopin und *Unless* von Shields wird diese von James herausgearbeitete moralische Einsamkeit des Individuums der Charaktere deutlich, die sich gegen die gesellschaftliche Norm neu definieren.

5 Der Wandel der Kategorie *Weiblichkeit* im Spannungsfeld zwischen Literatur und Psychologie

5.1 Einleitung

Im folgenden Teil meiner Arbeit werde ich den Wandel der Kategorie *Weiblichkeit* vom ausklingenden 19. Jahrhundert bis zur Jahrtausendwende anhand von Texten aus nordamerikanischer Literatur und internationaler psychoanalytischer Forschung darstellen. Literatur und Psychologie sind kulturelle Orte, an denen in schriftlicher Form die Auseinandersetzung des Individuums mit gesellschaftlichen Kategorien detailliert reflektiert und dokumentiert wird. Sie eignen sich deshalb besonders, die Wirkungsmacht von *Weiblichkeit* auf die Einzelperson zu hinterfragen. Den Texten in dieser Arbeit ist gemeinsam, dass sie einen kritischen Blick auf die komplexe gesellschaftliche Kategorie *Weiblichkeit* werfen und gleichzeitig den Versuch einer neuen Definition weiblicher Identität vorantreiben. Bei der Darstellung der historischen Entwicklung des Konzepts *Weiblichkeit* wird es darum gehen, zu untersuchen, was für eine Bedeutung *Weiblichkeit* im jeweiligen kulturell gesellschaftlichen Zusammenhang hat und welche Veränderungen Psychoanalyse und Literatur konkret anstoßen. Zur Beurteilung des Wandels, den die Kategorie *Weiblichkeit* in meiner Textauswahl durchläuft, werden mich immer wieder folgende Fragen wie ein roter Faden begleiten: Gibt *Weiblichkeit* dem Individuum den Raum, den es zur Entfaltung seiner Persönlichkeit braucht? Wird es in seinen Grenzen respektiert? Wird *Weiblichkeit* der Vielfalt der Individuen und ihren spezifischen Bedürfnissen gerecht, die sie bezeichnet?

Bevor ich mich den Textanalysen zuwende, möchte ich zur Erläuterung meiner Vorgehensweise bei der Untersuchung der literarischen Quellen zunächst eine kurze Einführung in das Werk Bakhtins geben. Ich werde mich dabei insbesondere auf seine Aufsätze "Discourse in the Novel"¹ (1934-35) und "From the Prehistory of Novelistic Discourse"² aus dem Sammelband *The Dialogic Imagination* beziehen.

¹ Mikhail Bakhtin, "Discourse in the Novel", *The Dialogic Imagination*, übers. Caryl Emerson und Michael Holquist. ed. Michael Holquist (Austin: University of Texas Press, 1981) 259-422.

² Mikhail Bakhtin, "From the Prehistory of Novelistic Discourse", Holquist 41-83. Zu dem Essay "From the Prehistory of Novelistic Discourse" wird keine genaue Zeitan-
gabe gemacht. In der Einleitung von *The Dialogic Imagination* wird allerdings ange-
geben, dass alle Essays aus dem Zeitraum der 30er Jahre stammen (Holquist, xxx).
Ursprünglich sind die Essays dieser englischen Übersetzung auf russisch 1975 unter
dem Titel *Voprosy literatury i estetiki* in Moskau das erste Mal veröffentlicht worden.

5.2 Die Sprachdefinition und Literaturtheorie Mikhail Bakhtins

Bakhtins Überlegungen zur Beschaffenheit von Sprache und seine Theorie des Romans ergänzen die theoretischen Ansätze von Butler und Engel. So sieht er schon sechzig Jahre vor ihnen die Bedeutung des Wortes nicht als eindeutig festgeschrieben, sondern als kontextuell bestimmt. Seine Auffassung, dass Sprache nicht als ein festes System verstanden werden kann, das durch allgemeingültige Regeln bestimmt wird, die Bedeutung definieren und das Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat endgültig erstarren lassen, trägt zugleich pragmatistische und in Grenzen postmoderne Züge – obwohl alle seine Aufsätze in *The Dialogic Imagination* in den 30er Jahren verfasst wurden. Die Bedeutung eines Wortes vergleicht Bakhtin mit einem Lichtstrahl, der auf seinem Weg zur Wahrnehmung mehrfach gebrochen wird. Das soziale Umfeld eines Wortes, das es auf seinem Weg zur Bedeutung berührt, lässt es letztlich in Bedeutungsvielfalt erstrahlen.

If we imagine the *intention* of such a word, that is, its *directionality toward the object*, in the form of a ray of light, then the living and unrepeatable play of colors and light on the facets of the image that it constructs can be explained as the spectral dispersion of the ray-word, not within the object itself [...] but rather as its spectral dispersion in an atmosphere filled with the alien words, value judgments and accents through which the ray passes on its way toward the object; the social atmosphere of the word, the atmosphere that surrounds the object, makes the facets of the image sparkle. (Bakhtin, "Discourse" 277)

Laut Bakhtin fällt es schwer, uns von zwei wesentlichen Annahmen zur Sprache zu trennen: "the myth of a language that presumes to be the only language, and the myth of a language, that presumes to be completely unified" (Bakhtin, "Prehistory" 68). Den Menschen mit einem künstlerischen Bewusstsein zeichnet aus, dass er das Trugbild, es gäbe nur eine einzige wahre Sprache, entlarvt. Für diese Demaskierung einer einheitlichen Sprache empfiehlt Bakhtin den Roman als den geeignetsten Austragungsort.

Bei der Analyse eines Romans legt Bakhtin sein Hauptaugenmerk auf das dialogische Wechselspiel von Diskursen. Denn nicht nur im einzelnen Wort, sondern auch im Wettstreit unterschiedlicher gesellschaftlicher Diskurse zeigt sich die Bedeutungsvielfalt einer Sprache. Das Zusammentreffen verschiedener ideologischer Diskurse kann in der Stimme des Erzählers, im Dialog zwischen Romanfiguren und sogar innerhalb eines Satzes in Erscheinung treten. Für Bakhtin

ist bereits in wenigen Worten ein Dialog zwischen der Sprache und der Weltanschauung des Autors und der fremden Sprache und Erlebniswelt seiner Charaktere verborgen. Von einem Romanautor erwartet Bakhtin, dass er sein gewohntes sprachliches Gefüge verlässt und sich der Relativität von Bedeutung in der Sprache bewusst wird.¹ Grundvoraussetzung dieser Erkenntnis ist das Wissen um die Vielfalt nationaler und sozialer Sprachen, die laut Bakhtin alle *languages of truth* sein könnten. Da diese ganz unterschiedlich gearteten Sprachen aber nur von bestimmten Gruppen der Bevölkerung gesprochen werden, ist eine allgemeingültige einheitliche Bedeutung durch ihre Begrenztheit unmöglich. Das Nebeneinander verschiedener nationaler Sprachen nennt Bakhtin *polyglossic*. Die Vielfalt der sozialen Sprachen bzw. Diskurse, die ein Autor innerhalb eines Romans in einen Dialog zueinander setzen kann, um sein Werk zu gestalten, fasst er unter dem Begriff *heteroglossia* zusammen. Es geht Bakhtin also um eine Dezentralisation von Bedeutung und damit auch von ideologischen Werten:

The novel begins by presuming a verbal and semantic decentering of the ideological world, a certain linguistic homelessness of literary consciousness, which no longer possesses a sacrosanct and unitary linguistic medium for containing ideological thought; it is a consciousness manifesting itself in the midst of social languages that are surrounded by a single [national] language, and in the midst of [other] national languages that are surrounded by a single culture. (Bakhtin, "Discourse" 367)

Zur Analyse der gesellschaftlichen Machtverhältnisse differenziert Bakhtin zwischen zwei Kategorien ideologischer Diskurse, die sich nicht gegenseitig ausschließen, aber dennoch stark gegensätzliche Eigenschaften haben. *Authoritative discourse* beschreibt Bakhtin als eine Stimme aus der Vergangenheit, deren Autorität schon anerkannt ist: "The authoritative word is located in a distanced zone, organically connected with a past that is felt to be hierarchically higher" (Bakhtin, "Discourse" 342). *Internally persuasive discourse* dagegen genießt diese Anerkennung meistens noch nicht und hat keine gesellschaftlichen Privilegien. *Authoritative discourse* verweigert sich jeglicher begrifflicher Flexibilität und fällt damit für Bakhtin aus jedem künstlerischen Kontext heraus: "authoritative discourse permits no play with the context framing it, no play with borders, no gradual and flexible transitions, no spontaneously creative stylizing variants on it" (Bakhtin, "Discourse" 343). *Internally persuasive discourse* dagegen sucht nach einem Dialog und der Interaktion mit einem anderen wahrnehmenden Bewusstsein.

The semantic structure of an internally persuasive discourse is *not finite*, it is *open*; in each of the new contexts that dialogize it, this discourse is able to reveal ever new *ways to mean*.

The internally persuasive word is either a contemporary word, born in a zone of contact with unresolved contemporaneity, or else it is a word that has been reclaimed for contemporaneity; such a word relates to its descendents as well as to its contemporaries; what is constitutive for it is a special conception of listeners, readers, perceivers. (Bakhtin, "Novel" 346)

Das literarische Werk richtet sich laut Bakhtin immer an einen Leser und sucht nach einem Dialog: "every literary work faces outward away from itself, toward a listener-reader, and to a dialogue with the text, and to a certain extent anticipates possible reactions to itself" (Bakhtin, "Novel" 257). Bakhtin ist der Überzeugung, dass der Autor über das künstlerische Mittel des Romans durch diesen Dialog in den Diskurs eingreifen und ihn verändern kann, "especially in the novel this dialogization penetrates from within the very way in which the word conceives its object and its means for expressing itself, reformulating the semantics and syntactical structures of discourse" (Bakhtin, "Discourse" 284). In der Modifikation dominanter Diskurse im literarischen Werk sieht Bakhtin ähnlich wie de Lauretis die Möglichkeit, die soziale Realität zu beeinflussen. Er teilt also mit feministischen Wissenschaftlerinnen wie Butler und Engel die Einsicht in die Notwendigkeit einer Dezentralisation von sprachlicher und damit auch ideologischer Bedeutung.

Insbesondere Bakhtins Unterscheidung des *authoritative discourse* vom *internally persuasive discourse* scheint mir in meiner Arbeit als Analyseinstrument geeignet, die Machtstrukturen der Diskurse, denen die Handlungen der Charaktere innerhalb eines Romans unterliegen, offenzulegen. Gleichzeitig wird durch seinen Ansatz deutlich sichtbar, dass Begriffe und Kategorien wie *Weiblichkeit* erst in einem Zusammenspiel von Diskursen entstehen. Dabei bildet sich die gesellschaftlich anerkannte Kategorie *Weiblichkeit* auf der Grundlage des *authoritative discourse* und wird durch den *internally persuasive discourse* einzelner Charaktere in Frage gestellt.

Die Literaturwissenschaftlerin Dale Bauer zeigt in ihrem Werk *Feminist Dialogics*, wie schwer es die autoritäre Stimme des *authoritative discourse* anderen Stimmen aus gesellschaftlichen Randgebieten macht, sich zu behaupten.² Ihrer Ansicht nach wird durch den dominanten Diskurs des Patriarchats versucht, individuelle Vielfalt und Andersartigkeit auszuschalten. Doch auch wenn der *authoritative discourse* dem *internally persuasive discourse* Grenzen setzt, kann er Be-

wegung innerhalb der Bedeutung der gesellschaftlichen Normen und damit auch Kategorien nicht verhindern: “Bakhtin’s works demonstrate how authoritative language constricts all voices other than the privileged ones. Bakhtin posits a linguistic community in which the norms are always in flux, always open to renegotiation as those conventions are called into dialogic conflict” (Bauer xii).³ Wie schon Butler macht auch Bauer auf die Brüche in dominanten Diskursen aufmerksam, in denen nicht den geforderten Normen und Konventionen entsprochen wird.: “Language is not merely a prison house; it does not only cage human potential (although it does that, too) [...] The very language which restricts human intercourse produces occasions for its own disruption and critique” (Bauer xiii).

Ziel meiner Textanalyse soll es nun sein, den Dialog der verschiedenen gesellschaftlichen Diskurse sowie ihre Unregelmäßigkeiten und Bruchstellen zu untersuchen und damit die in ständiger Bewegung stehenden gesellschaftlichen Normen bezüglich der Kategorie *Weiblichkeit* darzustellen. Dabei werde ich immer wieder zu der Frage zurückkehren, inwiefern innerhalb des jeweiligen Weiblichkeitskonzepts der Respekt vor der Heterogenität der Individuen in einer Gesellschaft berücksichtigt wird.

Ich beginne meine Untersuchung unterschiedlicher literarischer und psychoanalytischer Texte mit zwei Romanen und einer Kurzgeschichte aus dem amerikanischen Realismus. In dieser literarischen Epoche verlor die schriftstellerische Kunst ihren Vorbildcharakter und wurde vielmehr als ein Interaktionsprozess verstanden, in dem der Leser im Dialog mit dem künstlerischen Werk ein neues Realitätsverständnis entwickelt. Auslöser dieses Dialogs zwischen Leser und Text ist der Aufbau einer Spannung zwischen semantischer Vertrautheit und fiktionaler Störung, mit der ein Literaturrezipient im Realismus immer wieder konfrontiert wird.⁴ Im Folgenden wird es also darum gehen, genau diese fiktionalen Störungen herauszuarbeiten und zu untersuchen, inwiefern sich diese wider hegemonialer Diskurse Ende des 19. Jahrhunderts definierten und wie sie zu einer neuen Wahrnehmung weiblichen Lebens und neuen Definitionen weiblicher Identität führen können.

¹ Die Möglichkeit, aus dem eigenen sprachlich-diskursiven Gefüge heraustreten zu können, würde von Butler und Engel angezweifelt werden. Die Entwicklung eines

Bewusstseins für die Relativität von Bedeutung dagegen steht auch für sie im Mittelpunkt ihrer Theorien.

² Dale Bauer, *Feminist Dialogics: A Theory of Failed Community* (Albany: State University of New York Press, 1988).

³ Genau diese Flexibilität der Normen wird auch von James im Pragmatismus gefordert.

⁴ Vgl. Winfried Fluck, *Inszenierte Wirklichkeit: Der amerikanische Realismus 1865-1900* (München: Fink, 1992).

5.3 Textanalyse

5.3.1 *The Portrait of a Lady* (1881) – Henry James

Ich habe *The Portrait of a Lady* von Henry James als erstes literarisches Werk zur Textanalyse gewählt, weil kaum ein anderer Roman sich so offensichtlich durch die Gegenüberstellung von Titel und Text mit der Problematik der Einordnung einer Frau in ein soziales Rollenmuster auseinandersetzt. *The Portrait of a Lady* unterstreicht auf einzigartige Weise die Schwierigkeiten der Protagonistin, sich dem traditionellen Frauenbild der nordamerikanischen und europäischen Oberschicht – der *Lady* – unterzuordnen, und zieht damit einen wichtigen Aspekt der hegemonialen Weiblichkeitsnorm zum Ende des 19. Jahrhunderts in Zweifel. Ich betrachte James' Roman deshalb als einen idealen Ausgangspunkt für ein chronologisches Hinterfragen der Kategorie *Weiblichkeit* und die Suche nach neuen weiblichen Lebensmodellen.

Der Titel *The Portrait of a Lady* kennzeichnet die Heldin des Romans als *Lady*. Dadurch wird im Leser die Erwartungshaltung geweckt, das literarische Portrait einer Frau zu lesen, die gesellschaftliche Konventionen konsequent erfüllt und deshalb höchste soziale Anerkennung genießt. Im folgenden Textkörper wird jedoch deutlich, dass ein solch eindimensionales Frauenbild nicht möglich ist. Das Portrait, das James von seiner Heldin Isabel Archer zeichnet, betont die Vielschichtigkeit ihrer Persönlichkeit und enthüllt, was sich hinter dem Weiblichkeitsideal der *Lady* verbirgt. Der Protagonistin fällt es schwer, die Rolle der *Lady* anzunehmen. Sie ist mit einer Vielzahl von Diskursen konfrontiert, die um Einfluss auf ihr Leben und ihre Moralvorstellungen konkurrieren. Längst ist es nicht mehr nur die Ideologie der *True Woman*¹ – das gesellschaftlich prägende Weiblichkeitsideal zwischen den Jahren 1830 und 1860 – , die Barbara Welter 1966 durch die Eigenschaften “piety, purity, submissiveness and domesticity”² definierte, die für Isabel das Bild einer Frau ihres gesellschaftlichen Standes prägt. In ihrem anfänglichen Drang nach Unabhängigkeit lassen sich bereits Ideale der *New Woman* erahnen,³ die meist unverheiratet nach der Verwirklichung ihrer eigenen beruflichen Ziele strebte. Der Roman *The Portrait of a Lady* stellt in einem Dialog unterschiedlicher gesellschaftlicher Diskurse das soziale Konstrukt *Lady* in Frage. Das Spannungsverhältnis schließlich, das zwischen diesen Frauenbildern unterschiedlicher Ideologien entsteht, fordert den Leser auf, die Ansprüche, die

die Gesellschaft zu diesem Zeitpunkt an eine Frau als *Lady* stellt, zu überdenken. Im Folgenden werde ich die Entwicklung der Protagonistin Isabel Archer genauer darstellen. Ihre Suche nach einem Platz in der Gesellschaft, der ihren Bedürfnissen entspricht, spiegelt den immer präsenten Konflikt zwischen *internally persuasive discourse* und *authoritative discourse*, wenn sie darum ringt, Einfluss auf ihre Lebensgestaltung zu gewinnen. *The Portrait of a Lady* beschreibt einen Lebensabschnitt der Heldin, in dem sie sich vom jungen unschuldigen Mädchen zur reifen Frau entwickelt, die das Scheitern ihrer Lebensvorstellungen leidvoll erfahren muss.

Isabel wird bereits im ersten Kapitel durch ein Telegramm ihrer Tante Mrs. Touchett angekündigt. Es bringt die prägendste Eigenschaft der jungen Isabel, nämlich den ungebändigten Drang nach Unabhängigkeit zum Ausdruck: “Taken sister’s girl, died last year, go to Europe, two sisters, quite independent” (24).⁴ Sie ist aus Amerika nach Europa gekommen, “to leave the past behind her and, as she said to herself, to begin afresh” (39). Isabel wird als “young person of many theories” (52) beschrieben, die es gilt, an der Realität zu messen. In Gardencourt, dem englischen Landsitz ihres Onkels, stehen Isabels Lebendigkeit und Energie in scharfem Gegensatz zu der Krankheit ihres Cousins Ralph und der seines Vaters Daniel Touchett sowie der Lebensverdrossenheit ihres Gastes Lord Warburton. Sie hebt sich durch ihre Aktivität, Lebensbejahung und ihrem Wissensdurst von ihrer eher passiven Umwelt ab. Isabel ist selbstbewusst und verteidigt ihre eigenen Ideale mutig. Sie reagiert empfindlich auf Ralphs Feststellung: “‘I see [...] She has adopted you’ [...] [Isabel] ‘Oh no; she has not adopted me. I’m not a candidate for adoption [...] I’m very fond of my liberty’”(29-30). Als Waise fühlt sich Isabel keiner gesellschaftlichen Klasse zugehörig und nur sich selbst verantwortlich. Sie vertritt als Amerikanerin eine radikale Position individueller Unabhängigkeit. In dieser Ausgangsposition wähnt sie sich frei von Konvention und Tradition und ist fest entschlossen, ihren eigenen Weg zu finden, auch wenn sie dabei Fehler macht: “I belong quite to the independent class. I’ve neither father nor mother, I’m poor and of a serious disposition; I’m not pretty. I therefore am not bound to be timid and conventional. [...] Besides; I try to judge things for myself; to judge wrong, I think, is more honourable than to judge not at all” (143). Ob die angestrebte Autonomie Isabels im Kontext ihrer Umwelt tatsächlich möglich ist, wird zur zentralen Problematik des Romans.

Zu Beginn des Romans tut Isabel alles, um ihre Unabhängigkeit zu verteidigen. So lehnt sie die Heiratsanträge von Lord Warburton und ihrem nachgereisten amerikanischen Verehrer Caspar Goodwood ab. Isabel widerspricht damit dem *authoritative discourse* der feinen Gesellschaft Europas und Amerikas, der es als höchstes Ziel junger Frauen sieht, einen standesgemäßen Ehemann zu finden. Heiraten erscheint Isabel nicht als die einzige Lebensperspektive einer Frau: “I don’t see what harm there is in my wishing not to tie myself. I don’t want to begin life by marrying. There are other things a woman can do” (133). Während Lord Warburton sie durch seine persönlichen Widersprüche abschreckt, denn seine reformerischen politischen Ansichten harmonieren nicht mit seinem herrschaftlichen Lebensstil, fühlt sich Isabel bei Caspar Goodwood allein durch seine starke Präsenz, die von einer männlich dominierenden Sexualität geprägt ist, ihrer Freiheit beraubt:

[I]t was part of the influence he had upon her that he seemed to deprive her of the sense of freedom. There was a disagreeably strong push, a kind of hardness of presence, in his way of rising before her [...] She might like it or not, but he insisted, ever, with his whole weight and force: even in one’s usual contact with him one had to reckon with that. (105)

Nachdem beide Kandidaten sich zurückgezogen haben, fühlt Isabel sich erleichtert und als machtvolle Siegerin in diesem Kampf der Interessen. Sie ist sich selbst und ihrem eigenen Plan, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar definiert ist, treu geblieben: “it appeared to her she had done something, she had tasted of the delight, if not of the battle, at least of victory; she had done what was truest to her plan” (145).

Der unabhängige Geist Isabels wird darüber hinaus in ihrer kritischen Haltung gegenüber der englischen Etikette offensichtlich. So interessiert sie sich zwar für die gesellschaftliche Regel, die es ihr verbietet, sich in Abwesenheit ihrer Tante zu später Stunde in Männergesellschaft aufzuhalten, aber nur, um diese Regel selbst beurteilen zu können. Im Gespräch mit Mrs. Touchett wird deutlich, dass Isabel das blinde Befolgen von Konventionen ablehnt: “[Mrs. Touchett] ‘You’re too fond of your own ways.’ [Isabel] ‘Yes, I think I am very fond of them. But I always want to know the things one shouldn’t do.’ ‘So as to do them?’ asked her aunt. ‘So as to choose’, said Isabel” (67). Im Gegensatz zu dieser unabhängigen und reflektierten Lebenshaltung steht Isabels ungezügelter Vorstellungskraft. Dadurch dass Isabel sich in ihrer Jugend weigerte, sich der von außen bestimmten Institution Schule unterzuordnen, blieb ihr viel Zeit für Introspektion und Fanta-

sien. Sie zu kontrollieren fällt ihr auch als erwachsene Frau noch schwer. Roslyn Jolly macht in *Henry James: History, Narrative, Fiction* darauf aufmerksam, dass Isabel die Wahrheit ihrer Umwelt mehr an romantisierender Literatur zu messen scheint als umgekehrt.⁵ Der Ausruf ““Oh, I hoped there would be a lord; it’s just like a novel!”” (27) oder die Erläuterung des Erzählers “in begging to be enlightened on these points she usually enquired whether they corresponded with the descriptions in the books” (58) bestätigen diese These. Beide deuten auf eine verklärte Sichtweise Isabels hin. Doch trotz Isabels Neigung, zeitweise in realitätsfernen Fantasien zu leben, wird gleichzeitig ihre klare Auffassungsgabe hervorgehoben: “She was looking at everything with an eye that denoted clear perception” (26). Aus den beiden Eigenschaften romantisierender Verklärung einerseits und scharfsinniger Aufnahmefähigkeit andererseits ergibt sich ein innerer Kampf Isabels um den angemessenen Blick auf ihr gesellschaftliches Umfeld.

Damit ist schon in den ersten wenigen Kapiteln des Romans ein wichtiger Konflikt der Heldin eingeführt, wie Dorothea Krook in *The Ordeal of Consciousness in Henry James* bereits bemerkt: “So Isabel Archer’s love of appearances struggles with her love of truth and reality [...]; and all this too is exhibited in those opening portions of the book with an irony equally penetrating and tender”.⁶ Anfänglich neigt Isabel zu überschwänglichem Optimismus. Sie ist sich der Existenz des Unangenehmen zwar bewusst, tendiert aber dazu, es überwiegend aus ihrem Blickfeld auszuschließen: “It appeared to Isabel that the unpleasant had been even too absent from her knowledge, for she had gathered from her acquaintance with literature that it was often a source of interest and even of instruction” (39).⁷ Ihre Gutgläubigkeit macht sie blind gegenüber den hinterhältigen Plänen ihrer späteren Widersacher. Überzeugt von ihrem eigenen idealistischen Weltbild drängt Isabel die negativen Aspekte ihrer Umwelt bis an die Grenze der Verleugnung in den Hintergrund. Sie tut dies nicht ohne ein gewisses Maß an Arroganz: “She had no talent for expression and too little of the consciousness of a genius; she only had a general idea that people were right when they treated her as if she were superior” (53). In ihrer ersten Zeit in England ist die Protagonistin nicht dazu fähig, ein anderes menschliches Gegenüber außerhalb ihrer eigenen Gedankenwelt zu sehen. Sie ist unfähig, den Dialog der unterschiedlichen Diskurse bewusst wahrzunehmen. Umso härter trifft es sie, als sie dazu im Verlauf des Romans gezwungen wird. Bemerkenswert in dieser Lebensphase Isabels ist ihr Zögern, ihre

Vorstellungen und Ideen tatsächlich in der Realität zu erproben und Erfahrungen zu sammeln, worauf Ralph sie in einem Gespräch aufmerksam macht: “[Ralph] ‘You want to drain the cup of experience.’ [Isabel] ‘No, I don’t wish to touch the cup of experience. It’s a poisoned drink! I only want to see for myself.’ [Ralph] ‘You want to see, but not to feel’”(134). In einer solchen Äußerung wird bereits eine unbestimmte Angst Isabels erkennbar, eine innere Stimme, die ihr sagt, dass die Verwirklichung ihrer Lebenspläne eine Form annehmen könnte, die sie enttäuscht.

Als ihr Onkel ihr 70.000 Pfund vererbt, fühlt Isabel sich verpflichtet, dieses Vermögen in verantwortlicher Weise einzusetzen. Erst jetzt beginnt sie konkret nach einer Lebensform zu suchen, die ihren Vorstellungen entspricht. Für sie bedeutet das Erbe ihres Onkels den Eintritt in das wahre Leben sowie den Abschied von ihrem idealisierten Unabhängigkeitsbegriff. Ihre erste emotionale Reaktion auf die Erbschaft ist Angst: “Yes, I’m afraid [...] A large fortune means freedom, and I’m afraid of that [...] I’m not sure it’s not a greater happiness to be powerless” (193). Isabel ist sich der Verantwortung, die ihr neuer Reichtum mit sich bringt, bewusst. Sie möchte mit ihrem Geld Gutes tun und deshalb ihren neuen Lebensweg als Erbin mit Bedacht wählen. Neben ihrem Cousin Ralph, über dessen starken Einfluss auf ihr Leben sie sich lange nicht im Klaren ist, wird nun Madame Merle, eine Freundin ihrer Tante, eine wichtige Wegbegleiterin. Durch sie kommt Isabel mit einer Welt und damit auch mit einer neuen Sprache bzw. einem Diskurs in Berührung, die für sie neu und fremdartig ist. Es ist die *world of commodity*, in der materielle Werte dominieren und moralisches Verhalten eine untergeordnete Rolle spielt. Isabel ist fasziniert von der Perfektion der Manieren und der äußeren Erscheinung von Madame Merle und wählt diese Frau deshalb schnell zu ihrem neuen Vorbild. Dabei erliegt sie ihrer Schwäche für äußerliche Perfektion und kann hinter der Fassade ihrer neuen Freundin nicht ihre profitorientierte Grundeinstellung erkennen.

Durch sie lernt sie auch ihren späteren Ehemann Gilbert Osmond kennen und glaubt, in ihm einen Partner gefunden zu haben, mit dem sie gemeinsam ihre Lebenspläne verwirklichen kann und der ihr genügend Freiraum für eigene Interessen lässt. Dass auch bei ihm der äußere Schein trügt und er wie Madame Merle in Konventionen und materieller Gier gefangen ist, muss Isabel später schmerzvoll erfahren. Ohne böse Vorahnungen wählt sie zunächst die Ehe mit ihm, um

ihre Lebenstheorien zu erproben. Sie sieht sich dabei gleichzeitig als seine großzügige Gönnerin, wie in einem Gespräch mit Ralph deutlich wird: “Do you complain of Mr. Osmond because he’s not rich? That’s just what I like him for. I’ve fortunately money enough; I’ve never felt so thankful for it as today” (293).

Ralph, Madame Merle und Osmond nehmen am stärksten Einfluss auf Isabels Leben.⁸ Während Osmond und Madame Merle eindeutig einem Diskurs zuzuordnen sind, in dem gesellschaftliches Ansehen und materieller Reichtum höchste Priorität haben, sie also eher den konventionellen Regeln des *authoritative discourse* folgen, spricht Ralph eine andere Sprache. Er möchte die unabhängige Lebensplanung seiner Cousine unterstützen. Dass er dies ohne ihr Wissen tut, macht seine Einflussnahme auf ihr Leben allerdings später moralisch fragwürdig. Ich werde die jeweilige Beziehung dieser drei Charaktere und ihren Dialog mit der Protagonistin im Folgenden genauer darstellen, da sie den Rahmen für Isabels gesellschaftliche Rolle abstecken.

Ralph ist davon fasziniert, dass seine Cousine im Gegensatz zu anderen Frauen ihre eigenen Pläne zu haben scheint: “Most women did with themselves nothing at all; they waited, in attitudes more or less gracefully passive, for a man to come that way and furnish them with a destiny. Isabel’s originality was that she gave the impression of having intentions of her own” (64). Da er es sich wegen seiner Tuberkulose verbietet, Isabel offiziell den Hof zu machen und ihre Lebensplanung zu unterstützen, wählt er einen versteckten Weg, der es Isabel möglich machen soll, ihr Leben so zu verwirklichen, wie sie es sich vorstellt. Aus diesem Vorhaben heraus überzeugt er seinen Vater, Isabel ein Vermögen zu vermachen. Dieser ist der erste, der moralische Zweifel an einer solch unverdient großzügigen Zuwendung äußert: “It seems to me immoral [...] I don’t know that it’s right to make everything so easy for a person” (162). Daniel Touchett macht seinen Sohn auf die Gefahr von “fortune hunters” (162) aufmerksam. Als Ralph daraufhin entgegnet, dass er bereit sei, dieses Risiko zu tragen, wird trotz seiner guten Absichten bei ihm die Neigung erkennbar, das Leben eines Anderen mit einem gewissen Grad an Rücksichtslosigkeit zu manipulieren. Sein Einsatz für Isabel ist nicht uneigennützig. Von seiner Krankheit in die Rolle des Beobachters gedrängt, glaubt Ralph, in Isabel einen Menschen mit ähnlich hohen Ambitionen, großer Sensibilität und gleichem Freiheitsbedürfnis gefunden zu haben, der seine Lebensvorstellungen für ihn zum Ausdruck bringen könnte. Charles Thomas Samuels vertritt

die Ansicht, dass Ralph “figuratively lives off Isabel”⁹ und William Gass meint, dass er dabei gar nicht seinen egoistischen Anspruch an ihre Person bemerkt.¹⁰ So hat also Ralph trotz seiner guten Intentionen ein Besitz ergreifendes Interesse an Isabel: “he liked immensely being alone with her [...] it made her seem to depend upon him and to be in his power” (130). Durch seine heimliche Manipulation ihres Lebens degradiert Ralph Isabel aus Liebe zum willenlosen Objekt und verletzt ihre Autonomie. Eine Frau auf eine solche Art und Weise zu behandeln, lässt auch bei Ralph den Einfluss eines Diskurses erkennen, der es Männern erlaubt, über Frauen frei von moralischen Bedenken und ohne deren Zustimmung zu verfügen selbst wenn dies in guter Absicht geschieht. Das bedeutet, dass sich in Ralphs Einflussnahme auf Isabel *authoritative discourse* und *internally persuasive discourse* an einem gewissen Punkt berühren.

Ralph wird sich erst zu spät der Verantwortung bewusst, die er mit seiner Einflussnahme auf Isabels Leben übernommen hat, und kann sie deshalb auch nicht mehr vor Osmond schützen. Richard Freadman sieht bei Ralph “a tragic complicity between love and manipulation.”¹¹ Denn obwohl Ralph Isabels Leben manipuliert, so ist er doch der einzige, der Isabel aufrichtig liebt. Im Gegensatz zu ihrem Ehemann Osmond ist es Ralph nicht wichtig, ausschließlich sich selbst in Isabel reflektiert zu sehen. Er ist vielmehr an den Möglichkeiten interessiert, die sie selbst in sich trägt.¹² Für Isabel wird ihr Cousin, als ihr das Scheitern ihrer Ehe bewusst wird, zu “a lamp in the darkness” (363), die ihr Hoffnung und den Glauben an das Gute gibt. Nachdem sie sich lange von Ralph distanziert hatte, da er von ihrer Entscheidung für die traditionelle Rolle der Ehefrau an der Seite eines Mannes wie Osmond enttäuscht war und ihr von dieser Heirat abgeraten hatte, erlebt sie mit dem schon Schwerkranken noch kurz vor dessen Tod bis dahin nie erfahrene, versöhnende Nähe und Verbundenheit. In ihrem letzten Gespräch ermutigt Ralph sie, nicht aufzugeben, und gesteht ihr seine große Liebe: “‘You’ll grow again. That’s how I see you [...] I don’t believe that such a generous mistake as yours can hurt you for more than a little [...] And remember this [...] that if you’ve been hated you’ve also been loved. Ah but, Isabel adored!’” (479)

Madame Merle bleibt nur so lange Isabels uneigennützig Freundin, bis sie von ihrer großen Erbschaft erfährt und ihr Interesse an ihr materieller Art wird. Von diesem Zeitpunkt an verfolgt Madame Merle ihre eigenen Ziele: die finanzielle Absicherung und den gesellschaftlichen Aufstieg ihrer unehelichen Tochter

Pansy mit Osmond. Wohl wissend um die kaltherzige, emotionslose und berechnende Art Osmonds versucht sie, Isabel zu beeinflussen, ihren ehemaligen Liebhaber zu heiraten. Isabel hingegen registriert zwar die Unnatürlichkeit ihrer neuen Freundin: “If for Isabel she had a fault it was that she was not natural; [...] her nature had been too much overlaid by custom and her angles too much rubbed away. She was in a word too perfectly the social animal that man and woman are supposed to have been intended to be” (167). Dies kann sie aber nicht davon abhalten, gleichzeitig Madame Merles gesellschaftliche *accomplishments* zu bewundern. Sie deutet ihre untrennbare Verwobenheit mit gesellschaftlicher Form nicht als oberflächliche Äußerlichkeit: “Madame was not superficial – not she. She was deep, and her nature spoke none the less in her behaviour because it spoke the conventional tongue” (167).

In Madame Merle sieht Isabel den Ausdruck einer Frau mit Lebens- und Leiderfahrung, die die Welt kennt und sie bei ihrem Eintritt in das Lebensgeschehen begleiten könnte. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass Isabel, die nach reichhaltiger Lebenserfahrung strebt, versucht, sich an Madame Merle zu orientieren. Sie stört sich dabei nicht daran, dass die Grundlage ihres Selbst, das auf ihrem starken Willen, ihrer Sensibilität und ihrem starken Bedürfnis nach Unabhängigkeit beruht, auf anderen Steinen gebaut zu sein scheint als das ihrer Freundin.

Madame Merles Selbstdefinition läuft über materielle Werte, in denen sich zugleich ihr Geschmack dokumentiert: “I know a large part of myself is in the clothes I choose to wear. I’ve great respect for *things*! One’s self – for other people – is one’s expression of one’s self; and one’s house, one’s furniture, one’s garments, the books one reads, the company one keeps – these things are all expressive” (175). Außerdem spielt das *social self* eine große Rolle bei Madame Merle, wie nach Isabel auch Osmond bemerkt: “yourself includes so many other selves – so much of every one else and of everything. I never knew a person whose life touched so many other lives” (205). Für Madame Merle sind tiefe Freundschaft, Gegenseitigkeit und Anteilnahme nicht mehr vorstellbar. Ihre materielle Lebenseinstellung und der Umgang mit Osmond hat sie gefühlkalt gemacht, wie sie ihm vorwirft: “I would give my right hand to be able to weep [...] You’ve not only dried up my tears, you’ve dried up my soul” (434). Laut Freadman wird in der Person von Madame Merle *interaction* durch *transaction* und *people* durch *possession* ersetzt. Erst als Isabel das Geheimnis der unehelichen

Geburt von Madame Merles und Osmonds Tochter Pansy erfährt, verliert Madame Merle ihre Macht über sie. Bei ihrem letzten Treffen kann sie ihre Hilflosigkeit vor Isabel nicht mehr verbergen. Sie ist von einer Situation überfordert, für deren Bewältigung es keine gesellschaftlichen Regeln gibt. Isabel erscheint sie in diesem Moment großer Verunsicherung zum ersten Mal bis zu einem gewissen Grade natürlich: “she [Madame Merle] pretended not even to smile, and though Isabel saw that she was more than ever playing a part it seemed to her that on the whole the wonderful woman had never been so natural” (457). In der Person und im Handeln Madame Merles zeigt sich die zerstörerische Macht eines Diskurses über *Weiblichkeit*, in dem gesellschaftlicher Stand und materieller Besitz an erster Stellen stehen.

Für Osmond ändert Isabel ihren Unabhängigkeitsbegriff. Sie erkennt, dass ihre allgemeinen Vorstellungen und Theorien über das Leben nicht zu ihrer Weiterentwicklung beitragen, und entschließt sich deshalb, sie in einem bestimmten Lebensbereich zu erproben: “I’ve seen that one can’t do anything so general. One must choose a corner and cultivate that” (288). Dieser Lebensbereich, den es zu kultivieren gilt, wird die Ehe mit Osmond.¹³ Isabel ist fasziniert von ihm, weil sie ihn nicht in die ihr bekannte Welt einordnen kann. Er ist für sie eine “nonentity” (279), die sich weder durch Beruf, Besitz und Reichtum noch durch besondere Herkunft oder Adelstitel eingruppiert lässt. Isabel gefällt diese Negation aller traditionell erwünschten Eigenschaften eines geeigneten Ehemannes: “It’s the total absence of all things that pleases me” (293). In diesem Freiraum gesellschaftlicher Konventionen meint sie, ihre Persönlichkeit frei entfalten zu können. Sie genießt die Rolle der großzügigen Spenderin, die Osmond bei seiner Lebensgestaltung unterstützt. Während sie bei ihren Begegnungen mit Lord Warburton und Goodwood noch die Zügel in der Hand hatte, wartet sie bei Osmond auf Signale, an denen sie ihr Verhalten orientieren kann: “Isabel waited, with a certain unuttered contentedness to have her movements directed” (223). Durch den herausragenden Wunsch, Osmond zu gefallen, verleugnet Isabel Teile ihrer Persönlichkeit wie ihre Unabhängigkeitsliebe und ihre Abenteuerlust. Sein Bild ihrer Person kann dadurch nicht der Wirklichkeit entsprechen. Isabel wird sich für Osmond selbst untreu und öffnet sich für einen traditionellen gesellschaftlichen Diskurs, der die Unterordnung der Frau unter den Willen ihres Ehemannes fordert. Sie lässt sich freiwillig von Osmond in dem

Sie lässt sich freiwillig von Osmond in dem Glauben dominieren, es mit einem Menschen von höchsten und edlen Ansprüchen zu tun zu haben.

Für Isabel symbolisiert die nach außen getragene Vollkommenheit seiner Manieren und seines Auftretens gleichzeitig die Formvollendung eines ausgewogenen Innenlebens mit hoher Moralität. Erst viel später erkennt sie, dass Osmonds Leben einer Pose gleicht, die allein durch gesellschaftliche Regeln bestimmt wird: “Everything he did was *pose – pose* so subtly considered that if one were not on the lookout one mistook it for impulse” (331). Als Ralph Isabel und Osmond nach mehrjähriger Ehe in Rom besucht, durchschaut er das trügerische Spiel Osmonds: “under the guise of caring only for intrinsic values Osmond lived exclusively for the world. Far from being its master as he pretended to be, was its humble servant [...] Ralph had never met a man who lived such in the land of consideration” (331). Er ist entsetzt, dass auch Isabel Teil dieses traurigen Schauspiels geworden ist. Statt sich selbst zu verwirklichen, ist sie zum starren Abbild einer *Lady* geworden, die die Wertvorstellungen ihres Mannes repräsentiert: “The free keen girl had become quite another person; what he saw was the fine young lady who was supposed to represent something. What did Isabel represent? Ralph asked himself; and he could only answer by saying that she represented Gilbert Osmond” (331). Isabel erscheint als zweidimensionale Figur eines Gemäldes, für die Osmond den Rahmen geschaffen hat. Die gesellschaftlichen Umstände, die ihm die Macht geben, über Isabels Lebensgestaltung zu verfügen, und ihr Pflichtgefühl gegenüber ihrem Ehemann verhindern, dass sie aus diesem Rahmen heraustritt. Erst zu einem späteren Zeitpunkt beginnt Isabel, sich gegen die Herabwürdigungen Osmonds zu wehren. Dieser Schritt fällt ihr schwer, da sie noch immer den Wunsch hat, ihrem Mann zu gefallen, und es sie außerdem schmerzt, ihr Lebensprojekt an der Realität scheitern zu sehen. Isabel muss feststellen, dass sie nicht dem Frauenbild Osmonds entspricht. Ihm missfällt, dass sie eigene Ideen hat, und er hatte schon vor der Hochzeit Madame Merle mitgeteilt, dass Isabel diese wird opfern müssen. Für ihn zählt neben ihrem Reichtum nur die äußere Erscheinung seiner Ehefrau, die nicht durch unpassende innere Werte gestört werden darf.

In ihrer Ehe mit Osmond spürt Isabel das erste Mal unmittelbar die Auswirkungen des *authoritative discourse*, durch die sie gezwungen ist, mit einem Mann zu leben, der sie verachtet. Isabel muss erkennen, dass Osmond Teil eines gesellschaftlichen Systems ist, das es ihm unmöglich macht, ihre Persönlichkeit

zu akzeptieren. Er kann nicht ertragen, dass seine Frau eine eigene Meinung hat: “The real offence as she ultimately perceived, was her having a mind of her own at all” (356). Außerdem wird ihr bewusst, dass sie sich in dem großen Bedürfnis zu gefallen verstellt hat, genau wie Osmond sich verstellte, als er um sie warb: “she had not deceived him in intention. [...] She had effaced herself when he first knew her; she had made herself small, pretending there was less of her than there really was [...] He was not changed; he had not disguised himself, during his year of his courtship, any more than she” (357). Sie muss einsehen, dass sie selbst zum Scheitern ihrer Verbindung mit Osmond beigetragen hat und einen Teil der Verantwortung dafür trägt. Doch obwohl Isabel nach außen hin für Osmond eine gesellschaftliche Maske trägt und ihrem ehemaligen Vorbild Madame Merle in dieser Beziehung immer ähnlicher wird, gelingt es Osmond nicht, Isabels Eigenständigkeit und den Glauben an ein anderes moralisches Wertesystem zu zerstören. In ihren Gedanken und in dem geringen Handlungsspielraum, der ihr zur Verfügung steht, kommt immer noch ein *internally persuasive discourse* zum Ausdruck, der von Respekt für die Bedürfnisse und die Freiheit anderer Menschen geprägt ist. So verweigert sie ihre Unterstützung bei der Verheiratung Pansys mit Lord Warburton, da sie weiß, dass Pansy sich in einen anderen Mann verliebt hat.

Durch ihr verändertes Weltbild und ihre neue kritische Einsicht beginnt Isabel, die wahren Gesichter und Geschichten Madame Merles und Osmonds hinter der Fassade zu erraten. Ausgelöst wird dieser Erkenntnisprozess durch einen kurzen Moment, in dem Isabel die beiden in einer für sie eigentümlich vertrauten Zweisamkeit überrascht. Isabel achtet plötzlich auf die scheinbar ganz natürliche “familiar silence” (342), die sie zu Beginn ihrer Ehe gar nicht wahrgenommen oder als freundschaftliche Vertrautheit gedeutet hätte. Das für sie beunruhigende Bild ihres Gatten mit Madame Merle führt sie zur Selbstreflexion und genaueren Betrachtung der Problematik ihrer Ehe. Sie beginnt, sich ihre Selbsttäuschung und Mitschuld einzugestehen und übernimmt so auch Verantwortung für sich selbst, die sie vorher an Osmond abgetreten hatte.

Eine Fortsetzung dieses unabhängigen, verantwortungsbewussten Handelns und Denkens zeigt sich in Isabels großem Zerwürfnis mit Osmond, als sie zum sterbenden Ralph nach Gardencourt fahren möchte und Osmond ihr diese Reise verbietet. Als Isabel entscheiden muss, ob sie mit ihrem Mann bricht, um Ralph in seinen letzten Stunden zur Seite zu stehen, stellt sich ihr noch einmal

ihre Achtung und Schätzung der äußeren Form in den Weg. Obwohl sie ihren Mann inzwischen ablehnt und ihm misstraut, empfindet sie seinen Wunsch, die äußere Form wahren zu wollen, als eine positive Eigenschaft und wie ein Gesetz, das ihr das Ehegelübde gebietet: “It came over her that in his wish to preserve appearances he was after all sincere, and that this, as far as it went, was a merit [...] they were married [...] and marriage meant that a woman should cleave to the man with whom, uttering tremendous vows, she had stood at the altar” (446-449). Die Verknüpfung von Konventionen mit ihrem Respekt vor Moralität ist immer noch Teil von Isabels Gedankengut. Ralph führt ihr später an seinem Sterbebett vor Augen, dass sie fast von ihrem Befolgen konventioneller Regeln überwältigt worden wäre: ““You were ground in the mill of the conventional!”” (478). Erst als die Countess Gemini das Geheimnis von Madame Merle und Osmond lüftet und Isabel feststellen muss, dass Osmond seine hochgelobte äußere Form selbst nicht eingehalten hat, fühlt sie sich befreit von dem gesellschaftlichen Zwang, sich ihrem Mann unterordnen zu müssen, und beschließt, zu Ralph zu reisen. Dennoch bleibt auch für die reife Isabel sozial anerkanntes Benehmen wichtig, und sie möchte sich in Gardencourt nur so lange aufhalten ““as seems right”” (478), woraufhin Ralph noch einmal bemerkt, ““Yes, you think a great deal about that”” (478).

Noch vor ihrer Reise nach Gardencourt also wird Isabel das Ausmaß der Manipulation deutlich, die an ihr verübt wurde. Sie erkennt, dass sie ihres Geldes wegen geheiratet wurde und dass sie dem Interesse zweier Menschen diente, Madame Merle und Osmond. Die ganze Härte ihrer Enttäuschung und Bitterkeit zeigt sich in ihren Gedanken: “She saw, in the crude light of that revelation [...], the dry staring fact that she had been an applied hung-up tool, as senseless and convenient as mere shaped wood and iron” (459). Diese Einsicht stürzt sie in eine tiefe Krise und innere Leere. Auf ihrer Reise zu Ralph verliert Isabel das erste Mal ihren Lebenswillen. Der Tod erscheint ihr auf dieser Reise wie eine Erleichterung und ein Ruhepunkt nach der vorhergegangenen Zerrissenheit und Enttäuschung. Trotzdem hat die Fahrt nach Gardencourt auf Isabel die Wirkung einer Metamorphose. Sie verharrt nicht in ihrem Leiden, sondern ist bald wieder bereit, in die Zukunft zu blicken: “She saw herself, in the distant years, still in the attitude of a woman who had her life to live, and these intimations contradicted the spirit of the present hour [...] Deep in her soul – deeper than any appetite for re-

nunciation – was the sense that life would be her business for a long time to come” (466). Nach dem Tode Ralphs und der Erfahrung aufrichtiger gegenseitiger Liebe zögert Isabel ihre Abreise hinaus und kann sich nicht entschließen, zu Osmond zurückzukehren. Paradoxiertweise verhilft ihr gerade die letzte Begegnung mit ihrem alten Verehrer Goodwood, der sie davon überzeugen möchte, Osmond zu verlassen, zu der sicheren Entscheidung, zu ihrem Ehemann nach Rom zurückzukehren.

Dieser Entschluss und die Ablehnung des Angebots von Goodwood, mit ihm nach Amerika zu gehen, hat in der Sekundärliteratur zu den verschiedenartigsten Auslegungen über das Romanende geführt, die von Isabels Wahl für blinden Heroismus statt Lebensfreude bis hin zu Isabels Unfähigkeit, Leidenschaft zu ertragen, reichen.¹⁴ Millicent Bell macht zudem darauf aufmerksam, dass Isabel sich durch ihren Entschluss, nicht mit Goodwood zu gehen, davor schützen möchte, wieder ihr eigenes Potenzial zu begrenzen und sich erneut in die Abhängigkeit eines Mannes zu begeben.¹⁵

In ihrer Ehe haben sich für Isabel die Bedingungen geändert. Durch ihre neue geistige Reife ist sie Osmond nicht mehr unterlegen, sondern durchschaut im Gegenteil den Kern seines Wesens. Er wird mit ihr nun eine Ehe führen müssen, in der sie ihn für seine Lebensführung verachtet. Aus dieser veränderten Position heraus ergibt sich für Isabel ein größerer, wenn auch immer noch durch gesellschaftliche Regeln eingeschränkter Handlungsspielraum, indem sie, statt ihren Ehemann zu repräsentieren, eigene Interessen verfolgen kann.

Christof Wegelin und Oscar Cargill haben in ihren Arbeiten darauf hingewiesen, dass Isabel am Ende des Romans die Freiheit der Verantwortung wählt und deshalb das Angebot Goodwoods ablehnt, ihm in ihre alte Heimat, die Vereinigten Staaten zu folgen: “her last refusal of him [Goodwood] shows that what she has always wanted[...] was the freedom not from but of responsibility”¹⁶ und “Duty has meaning for Isabel – this is the lesson she has derived from her experience – and sheer liberty has none.”¹⁷ Auch andere Interpretationen des Endes von *The Portrait of a Lady* betonen insbesondere den Aspekt der moralischen Verantwortung, die Isabel für ihr Leben übernimmt, als wichtigstes Ergebnis ihres langjährigen Erkenntnis- und Entwicklungsprozesses.¹⁸ Die Tragik von Isabels Situation am Ende des Romans ist, dass sie erkennen muss, dass sie nicht nur Opfer der großzügigen Zuwendung Ralphs und der Intrigen von Madame Merle und Os-

monds geworden ist, sondern auch Opfer der eigenen verklärten, idealistischen Vorstellungen zu Beginn des Romans sowie ihrer Überzeugung der eigenen Überlegenheit.¹⁹

Auch wenn Isabel sich des Dialogs und der Macht unterschiedlicher Diskurse auf ihr Leben bewusst geworden ist, so kann sie sich am Ende nicht als Siegerin im Kampf um die Verwirklichung ihrer Lebensvorstellungen fühlen. Stimmen, die Isabels Rückkehr zu Osmond einseitig als Scheitern, Zeichen von Schwäche²⁰ oder Verharren in gesellschaftlichen Konventionen ohne die Fähigkeit der Erkenntnis des *double-appeal* ihrer umgebenden Umwelt sehen,²¹ unterschlagen jedoch einen wichtigen Entwicklungsschritt Isabels, nämlich die Befreiung von ihrem fast zwanghaften Drang, gesellschaftliche Konventionen zu befolgen, dem sie im Laufe ihrer Ehe mit Osmond immer mehr verfiel, und ihre wieder gewonnene Fähigkeit, eben diese kritisch zu betrachten. Nur auf dieser Ebene wird es ihr möglich sein, für sich selbst andere Wertvorstellungen anzunehmen und, falls ihr der Raum dazu gegeben wird, auch ihnen entsprechend zu leben.

James stellt durch seinen Roman die gesellschaftlichen Regeln, die Frauen in der Rolle der *Lady* dazu zwingen, sich selbst aufzugeben und nur zum Wohle anderer zu leben, zur Diskussion. Kurz nach ihrer Eheschließung mit Osmond wird Isabel tatsächlich zu dem, was der Titel *The Portrait of a Lady* verspricht – sie wird zu dem starren Bildnis einer Dame, die ihre Individualität verleugnet, um die äußere Form wahren zu können. Ihr gesellschaftliches Umfeld als äußerer Rahmen zwingt sie in die Leblosigkeit eines gemalten Portraits. Doch nach Isabels Besinnung auf eigene humanistische und moralische Werte, die der materiell orientierten Lebensphilosophie ihres Ehemannes widersprechen, und der Übernahme von Verantwortung für ihr Leben gerät Isabel in den Konflikt mit ihrer gesellschaftlichen Rolle und verlässt die sie einschränkende Rahmung. Statt die Erwartungen Osmonds zu erfüllen, schlägt sie mit ihrer Abreise nach Gardencourt eigene Wege ein. Zur Rückkehr nach Rom zwingt sie ihr moralisches Verantwortungsbewusstsein, ihr Eheversprechen nicht zu brechen und ihr Verantwortungsgefühl gegenüber Pansy, aber auch der Umstand, dass Scheidungen zum Ende des 19. Jahrhunderts eine Frau der Oberschicht finanziell und gesellschaftlich in ihrer Existenz bedrohten – das gesamte Vermögen Isabels würde in den Besitz Osmonds übergehen – und dadurch keine Alternative zu einer unglücklichen Ehe darstellen.²² Dass Isabel in der Rolle der *Lady* ausharren muss, um ihre eigene

Existenz zu sichern und den Ansprüchen ihrer Umwelt zu genügen, zeigt die Macht, die der *authoritative discourse* über sie hat. Andererseits klingt in der eigenständigen Entscheidung, die sie explizit mit der Ablehnung des Angebots von Goodwood, mit ihm nach Amerika zu gehen, trifft, auch ihr *internally persuasive discourse* mit, denn sie ist nicht bereit, ihre neu gewonnene Unabhängigkeit durch einen zweiten Ehemann ein weiteres Mal zu begrenzen.²³ Die Heldin Isabel Archer erscheint gleichzeitig stark und schwach. So kann sie ihre eigenen Interessen im Ringen um eigene Macht nur selten durchsetzen. Der Reifeprozess der Protagonistin wird nicht durch die irrealen Verwirklichung ihrer ursprünglichen Lebensvorstellungen zu Beginn des Romans belohnt. Stattdessen muss sie ihr Scheitern erleben und akzeptieren. Dennoch ist Isabel am Ende des Romans keine gebrochene Frau. Für den Leser eröffnet sich auch der Blick auf einen starken, intelligenten und unabhängigen Menschen, der sein Leben selbst verantwortungsvoll in die Hand nimmt.

Im Sinne seines Bruders William James regt Henry James durch *The Portrait of a Lady* an, einen wichtigen Bestandteil der Kategorie *Weiblichkeit* im 19. Jahrhundert – die *Lady* aus der Oberschicht in ihrer Vorbildfunktion – zu hinterfragen. Genau durch solche kulturelle Repräsentationen gerät der von mir als so wichtig erachtete Prozess des kritischen Überdenkens von Kategorien in Bewegung. Eine direkte Antwort darauf, wie ein Weiblichkeitsbegriff aussehen könnte, der Frauen in ihrer Individualität schützt und achtet, gibt *The Portrait of a Lady* nicht. Durch die Problematik der Lebenssituation der Protagonistin Isabel Archer – durch die fiktionale Störung vertrauter gesellschaftlicher Zustände – ermutigt James aber die Interaktion der Leserin mit dem literarischen Werk und damit auch den Entwurf neuer weiblicher Lebensmodelle, die durch einen *internally persuasive discourse* in das Wechselspiel der Diskurse eintreten und zu Bedeutungsverschiebungen führen können.

¹ Mary E. Papke stellt in ihrem Buch *Verging on the Abyss: The Social Fiction of Kate Chopin and Edith Wharton* (Westport: Greenwood Press, 1990) das Ideal der *True Womanhood* folgendermaßen dar:

“As are most ideological formulations, the doctrine of true womanhood was boldly simplistic in its commandments. Woman, in essence, was to be preserver of culture, the sympathetic and supportive bridge between the private realm of the home and the almost exclusively male world of the public marketplace, herself the finest product of capitalism. She was to embody and to maintain social stability in a volatile time of

class struggle and economic amorality/immorality through the nurturance of her womanhood self, her family, and her sense of virtue. She was also to provide a haven of beauty, grace, and refuge for the makers of this new world: her men” (Papke, *Verging 10*).

“Finally, the ideology of true womanhood advocated specific social roles for women – that is, possible self-fulfillment as mother, wife, and *Lady* free from the toil and exploitation of the marketplace... The life, then, of a true woman was to be one of submissive sacrifice, self-martyrdom, profound effacement of self for the promotion of an amoral, depersonalized world” (Papke, *Verging 17*). Diesem Ideal tatsächlich entsprechend zu leben, war, wie Papke bemerkt, nur Frauen der gehobeneren gesellschaftlichen Schichten möglich.

- ² Barbara Welter, “The Cult of True Womanhood”, *Women and Womanhood in America*, ed. Ronald W. Hogeland (Lexington, Massachusetts, Toronto und London: D. C. Heath and Company, 1973) 103-113; 104.
- ³ Susan Ware definiert die *New Woman* in *Modern American Woman: A Documentary History* (Chicago: The Dorsey Press, 1989): “The new woman was one product of the vast changes underway in American society due to the maturation of the American economy and the growing urban orientation of the country. The increase in opportunity for higher education for women in the late nineteenth century and the corresponding growth in professional careers provided avenues for gainful employment and a viable alternative to marriage” (3).
- ⁴ Zitate der Primärtexte aus der Literatur werden lediglich durch die Seitenzahl markiert.
- ⁵ Roslyn Jolly. *Henry James: History, Narrative, Fiction* (Oxford: Oxford University Press, 1993) 49.
- ⁶ Krook, Dorothea. *The Ordeal of Consciousness in Henry James* (London, New York und Ibadan: Cambridge University Press, 1962) 43.
- ⁷ Isabels Optimismus und ich-zentrierter Individualismus zu Beginn des Romans wurde als Kritik James’ am Emersonschen Transzendentalismus interpretiert. Die Berechtigung dieser Kritik ist allerdings aus heutiger Sicht umstritten. Vgl. Gabriele Botta, *Henry James’ Heldinnen: Fiktionale Gestaltung und pragmatische Ethik* (Würzburg: Königshausen und Neumann, 1993) 39-52.
- ⁸ Isabel trifft im Laufe des Romans auch auf Frauencharaktere, die andere Wertesysteme als Madame Merle vertreten. Ihre Tante Mrs. Touchett, ihre alte amerikanische Freundin Henrietta Stackpole oder auch ihre Schwägerin, die Countess Gemini, übernehmen aber keine Vorbildfunktion für sie und beeinflussen sie weitaus weniger stark. So ist ihr ihre Tante, die ihr Leben überwiegend unabhängig von ihrem Mann gestaltet, dennoch zu konventionell. Zu Beginn des Romans bewundert Isabel noch Henrietta Stackpoles selbstständiges Leben als Journalistin und ihre kritische Haltung gegenüber der Ehe. Später allerdings widersprechen Henriettas Ratschläge, Osmond zu verlassen, um sich selbst treu bleiben zu können, Isabels Moralkodex. Als ihre Ehe mit Osmond scheitert, ist Isabel am Ende gar von ihrer alten Freundin enttäuscht, als Henrietta sich nach reiflicher Überlegung doch entscheidet zu heiraten. Die Countess Gemini klärt Isabel über das unmoralische Verhalten Osmonds und Madame Merles ihr gegenüber auf und befreit sie damit von ihrem Gefühl der Verpflichtung, ihrem Ehemann eine gehorsame Ehefrau sein zu müssen. Andererseits schockiert sie Isabel aber mit ihren desillusionierten Ansichten über Benehmen und Anstand.
- ⁹ Charles Thomas Samuels, *The Ambiguity of Henry James* (Urbana, Chicago und London: University of Illinois Press, 1971) 115.
- ¹⁰ William H. Gass, “The High Brutality of Good Intentions”, *The Portrait of a Lady: An Authoritative Text, Henry James and the Novel, Reviews and Criticism*. ed. Robert D. Bamberg (New York und London: W. W. Norton & Company, 1995).692-700; 697-698.

-
- ¹¹ Richard Freadman, *Eliot, James and the Fictional Self* (Houndmills, Basingstoke, Hampshire und London: The Macmillan Press Ltd., 1986) 122.
- ¹² Vgl. Philip M. Weinstein, *Henry James and the Requirements of the Imagination* (Cambridge: Harvard University Press, 1971) 49.
- ¹³ Vgl. Botta, *Henry James' Heldinnen* 67- 68.
- ¹⁴ Vgl. Samuels, *Ambiguity* 121, 127 und Alfred Habegger, *Henry James and the "woman business"* (New York und Melbourne: Cambridge University Press, 1989) 180.
- ¹⁵ Millicent Bell, "Isabel Archer and the Affronting of the Plot," *The Portrait of a Lady*, Ed. Robert D. Bamberg. (New York und London: W. W. Norton & Company, 1995) 748-783;755.
- ¹⁶ Christof Wegelin, *The Image of Europe in Henry James* (Dallas: Southern Methodist University Press, 1958) 71.
- ¹⁷ Oscar Cargill, *The Novels of Henry James* (New York: Macmillan, 1961) 104-105.
- ¹⁸ Vgl. Krook, Weinstein, Frauke Lange, *Gehalt und Form von Moralität bei Henry James*. (Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Lang, 1996) 302-303 und Fluck, *Inszenierte Wirklichkeit* 253.
- ¹⁹ Vgl. Bell, "Affronting, ,748.
- ²⁰ Vgl. Habegger, *Henry James and the "woman business"* 26 und Elizabeth Sabiston, "The Prison of Womanhood," *Comparative Literature* 25 (1973): 336-351; 339, 351.
- ²¹ Samuels, *Ambiguity* 128.
- ²² Bell erklärt in "Isabel Archer and the Affronting of the Plot": "Practically speaking, divorce was still an alternative nearly unavailable to someone like Isabel when James wrote his novel. It was a recourse that upper-class women, in particular, were not supposed to reach for, however outrageous the offenses of their husbands, and it was even legally difficult – not until the 1870s and 1880s did English law make provisions for women as the injured party [...] Isabel in any case, had, as we shall see later, *no specific* outrage to charge Osmond with – he was neither an adulterer or a wife-beater" (755).
- ²³ Vgl. Botta, *Henry James' Heldinnen* 75-76.

5.3.2 *The Awakening* (1899) – Kate Chopin

Fast zwanzig Jahre nach James entwirft Kate Chopin in *The Awakening* in der kreolischen Kultur New Orleans eine weibliche Protagonistin, die zwar wie Isabel Archer durch restriktive soziale Strukturen in ihrer Persönlichkeitsentfaltung eingeschränkt wird, sich aber im Gegensatz zu ihr Schritt für Schritt von den gesellschaftlichen Fesseln löst, die sie gefangen halten. Chopins Werk ist für diese Arbeit interessant, weil die Autorin wie James das Erwachen einer Frau zu einem neuen Diskurs – einem noch nicht gesellschaftsfähigen *internally persuasive discourse* – über *Weiblichkeit* darstellt. Die Inhalte dieses Diskurses, nämlich der Konflikt, in den Frauen zwischen Selbstverwirklichung und der Rolle als Mutter und Ehefrau geraten, haben, wie man im Folgenden sehen wird, bis heute nicht an Aktualität verloren. Umso interessanter ist es zu untersuchen, welche gesellschaftlichen Umstände Chopins Heldin Edna Pontellier bereits zur Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert erwachen lassen und wie sie damit umgeht.

Edna Pontelliers Erwachen, das in einem Sommerurlaub auf Grand Isle auf dem Landsitz der Familie Lebrun beginnt, hat zwei Ebenen. Sie erwacht einerseits geistig-spirituell zu einem neuen Verständnis ihres Ichs und ihrer eigenen *Weiblichkeit* und andererseits sinnlich-sexuell zu einem neuen Gefühl für ihren Körper und seine Bedürfnisse. Diese vielschichtige Erfahrung von Individualität, die in *The Awakening* als ein Prozess beschrieben wird, oder laut Elaine Showalter eher einer Reise als einem Ziel gleicht,¹ macht eine komplexe Darstellung weiblichen Selbstverständnisses möglich. Sie entspricht auch der Definition von Geschlecht, die Engel anstrebt; denn sexuelle Identität wird bei ihr als ein Zusammenspiel körperlicher, psychischer und sozialer Faktoren verstanden. Was für ein Bild von *Weiblichkeit* genau in dem Selbstfindungsprozess der Protagonistin entsteht, gilt es nun zu untersuchen.

Zu Beginn des Romans wird Edna dem Leser von der auktorialen Erzählerin als eine eher reservierte, in sich gekehrte Persönlichkeit beschrieben, die sich nur zögernd öffnet. Äußerlich scheint sie den gesellschaftlichen Umständen angepasst, in ihrem Innern aber ist sie damit beschäftigt, sie zu hinterfragen:

Mrs. Pontellier was not a woman given to confidences, a characteristic hitherto contrary to her nature. Even as a child she had lived her own small life within herself. At a very early period she had apprehended instinctively the dual life – that outward existence which conforms, the inward life which questions.

That summer at Grand Isle she began to loosen a little the mantle of reserve that had always enveloped her. (26)

Auslöser für das Abstreifen ihrer alten Reserviertheit ist Ednas Begegnung mit den anderen Gästen der Lebrunschen Sommerresidenz, die alle, wie auch ihr Ehemann, der kreolischen Kultur entstammen. Sie selbst ist presbyterianischer Herkunft und fühlt sich der katholisch-kreolischen Gesellschaft, in die sie eingehiratet hat, fremd. Die Offenheit und freie Art sich auszudrücken sind für sie ungewohnt:

Mrs. Pontellier, though she had married a Creole, was not thoroughly at home in the society of the Creoles [...] A characteristic which distinguished them and which impressed Mrs. Pontellier most forcibly was their entire absence of prudery. Their freedom of expression was at first incomprehensible to her, though she had no difficulty in reconciling it with a lofty chastity which in the Creole woman seems to be inborn and unmistakable(19).

Großen Einfluss gewinnt auf sie in diesem Sommer ihre Freundin Adèle Ratignolle. In einem Gespräch am Strand vertraut ihr Edna, ermutigt durch Adèles warme und zugetane Art, das erste Mal viele ihrer innersten Gedanken an. Auch wenn sie sich ihrer Freundin nicht vollständig offenbart, beginnt in diesem Moment Ednas Suche nach einer eigenen Sprache, die geeignet wäre, ihre persönlichen Überzeugungen in Worte zu fassen.² Von der Notwendigkeit, eine Sprache zu wählen, schreibt bereits Bakhtin in seinem Essay „Discourse in the Novel“: “Consciousness finds itself inevitably facing the necessity of having to choose a language. With each literary-verbal performance, consciousness must actively orient itself amidst heteroglossia, it must move in and occupy a position for itself within it, it chooses, in other words, a ‘language’” (Bakhtin, “Discourse” 295).

In dem vertraulichen Gespräch mit Adèle beginnt Edna, über ihre Ehe und ihr Verhältnis zu ihren Kindern zu sinnieren. Ihre Gedanken entsprechen nicht der Sprache des *authoritative discourse* – nicht der Sprache der kreolischen Gesellschaft –, die in ihrem Umfeld gesprochen wird. Vielmehr beginnt für sie ein Kampf, ihrer eigenen Stimme Anerkennung und Gehör zu verschaffen: “we can further explain Edna’s struggle as one to make her internally persuasive voice – her impulses and desires – heard against the overpowering authoritative voices of her culture, her religion, her husband’s Creole ideology” (Bauer 141).

Edna hat gelernt, ihren Mann zu mögen. Sie empfindet ihre Ehe als völlig frei von romantischer Zuneigung – als einen Unfall, der allerdings seinen Sinn darin findet, dass er ihr in der Gesellschaft einen anerkannten Platz geschaffen

hat. Besonders auffällig werden Ednas abweichende Vorstellungen vom allgemeinen gesellschaftlichen Konsens bezüglich der Rolle der Frau in der Beschreibung ihres Verhältnisses zu ihren Kindern. So ist sie nicht eine aufopfernde Mutter, die nur im Beisammensein mit ihren Kindern wahre Erfüllung findet. Ihre Verantwortung für sie empfindet Edna sogar als eine unerwartete Belastung:

She was fond of her children in an uneven, impulsive way. She would sometimes gather them to her heart; she would sometimes forget them... Their absence was a sort of relief, though she did not admit this, even to herself. It seemed to free her of a responsibility which she had blindly assumed and for which Fate had not fitted her. (33)

Edna Pontellier ist zum Bedauern ihres Ehemannes im Gegensatz zu ihrer Freundin Adèle Ratignolle keine *mother-woman*.³ Während Adèle seit ihrer Eheschließung alle zwei Jahre ein weiteres Kind zur Welt bringt und mit ihrem Wesen genau ihrer gesellschaftlichen Rolle zu entsprechen scheint, schockiert Edna sie mit der Aussage, dass sie sich für niemanden opfern würde, auch nicht für ihre Kinder. “I would give up the unessential; I would give my money, I would give my life for my children; but I wouldn’t give myself. I can’t make it more clear; it’s only something which I am beginning to comprehend, which is revealing itself to me” (80).

Wie Edna hier andeutet, beginnt sie nur langsam zu verstehen, welche Werte sie hat und was sie in ihrem Leben ändern möchte. Im Anschluss an das Strandgespräch mit Adèle beginnt bei einem geselligen Abend, ausgelöst durch das Klavierspiel von Mlle. Reisz, auch Ednas körperlich-sinnliches Erwachen. Die Musik löst in Edna ein Gefühl der Leidenschaft aus, das sie vorher noch nicht kannte: “the very passions themselves were aroused within her soul, swaying it, lashing it, as the waves daily beat upon her splendid body. She trembled, she was choking, and the tears blinded her” (45). Beflügelt von diesem Erlebnis überwindet Edna jetzt ihre Angst und lernt schwimmen. Im Wasser verspürt sie das erste Mal ein Gefühl von Kraft und Kontrolle über ihren Körper und ihre Seele. In einem Anfall von Übermut überschätzt sie sich und schwimmt weit hinaus: “She wanted to swim far out, where no woman had swum before” (47). Allein im Wasser und durch das Meer von ihren Mitmenschen getrennt ergreift sie Todesangst, aber es gelingt ihr, wieder an Land zu schwimmen. Dieser physische Triumph gibt Edna Selbstvertrauen. Sie erkennt, dass sie aus ihrer schwachen Position heraus etwas erreichen kann, was sie vorher für unmöglich hielt.⁴

Viele von Ednas Handlungen sind impulsiv und nur von ihrer Intuition gesteuert. Dementsprechend wird auch ihre aufkeimende Liebe zu Robert Lebrun, dem Sohn ihrer Gastgeberin auf Grand Isle, vom Erzähler als einer von zwei widerstreitenden Impulsen beschrieben, der die Oberhand gewinnt. Edna spürt, dass in ihr eine Liebe erwacht, die nicht erlaubt ist, gibt ihr aber trotzdem nach: “A certain light was beginning to dawn dimly within her – the light which, showing the way, forbids it” (25). Diese neue Liebe trägt zu Ednas Erwachen bei. Durch das Glück, das sie in der Begegnung mit Robert findet, wird ihr bewusst, was sie in der Beziehung zu ihrem Mann vermisst. Dennoch fördert ihre Verliebtheit ihre Suche nach einer neuen Lebensform, in der sie ihre eigenen Wünsche und Vorstellungen verwirklichen kann, nur bedingt. So führt die Liebe Ednas zu Robert Lebrun zwar zu ihrem Erwachen zu Sinnlichkeit und alles beherrschender Emotionalität, Erfüllung dieser neu entdeckten Bedürfnisse kann sie bei ihm aber nicht finden.

Edna wird also stark von Gefühlsausbrüchen und Impulsen geleitet, die sie noch nicht versteht. Nach einem Streit mit ihrem Ehemann zu Beginn des Romans kann Edna nicht begründen, warum sie weint: “She could not have told why she was crying. Such experiences as the foregoing were not uncommon in her married life” (14). Und auch ihre beruflichen Wünsche bleiben, trotz ihres Versuchs im Malen Erfüllung zu finden, unklar: “I believe I ought to work again. I feel as if I wanted to be doing something” (92). Selbst in diesem Moment, in dem sie bewusst versucht, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben, bleibt sie ihrer turbulenten Gefühlswelt verhaftet:

There were days when she was happy without knowing why. She was happy to be alive and breathing [...] And she found it good to dream and to be alone and unmolested.

There were days when she was unhappy, she did not know why – when it did not seem worth while to be glad or sorry, to be alive or dead, when life appeared to her like a grotesque pandemonium [...] She could not work on such a day, nor weave fancies to stir her pulses and warm her blood. (97)

An dieser Stelle wird deutlich, wie schwer es Edna fällt, ihrer inneren Welt sprachlich Ausdruck zu verleihen. Es fehlen ihr die Worte, die ihre Suche und das Aufkeimen eines neuen Lebensgefühls erklären könnten.

Immer wieder verliert sich Edna in ihrer inneren Zurückgezogenheit und Traumwelt. Dorothy H. Jacobs betitelt Ednas wiederkehrende Rückzüge aus der Gesellschaft sehr treffend als “cultivation of aloneness” (Jacobs 88): “With an

astonishing sense of privacy, she keeps her thoughts and emotions to herself as ‘a right’” (88-89). Im Alleinsein findet Edna zwar einen Weg, ihre eigene Individualität zu stärken, ist dabei aber isoliert vom Rest der Gesellschaft. Besonders deutlich wird dies bei ihrem Auszug aus dem Haus mit ihrem Ehemann in das kleinere *pigeon-house*:

The pigeon-house pleased her [...] There was with her the feeling of having descended the social scale, with a corresponding sense of having risen in the spiritual. Every step which she took toward relieving herself from obligations added to her strength and expansion as an individual. She began to look with her own eyes; to see and to apprehend the deeper undercurrents of life. (156)

Obwohl Edna beginnt, mit eigenen Augen zu sehen und sich von gesellschaftlichen Reglementierungen zu befreien, gelingt es ihr nicht, eine Sprache zu finden, in der sie sich mitteilen könnte. Als sie sich dazu entscheidet, ihren Mann zumindest räumlich zu verlassen und sich aus ihrer finanziellen Abhängigkeit von ihm zu befreien, treten ihr ihre eigenen Beweggründe erst dann deutlich vor Augen, als sie Mlle. Reisz in einem Gespräch ihren Auszug begründen soll:

Mademoiselle shook her head slowly. ‘Your reason is not yet clear to me,’ she said.

Neither was it quite clear to Edna herself; but it unfolded itself as she sat to a while in silence. Instinct had prompted her to put away her husband’s bounty in casting off her allegiance. (133)

Edna ist sich bewusst, dass ihre neue Lebensführung nicht den allgemeinen gesellschaftlichen Regeln entspricht. Sie lässt sich davon aber nicht beirren, sondern folgt weiter ihren Impulsen und Stimmungen. Ohne Gefühle von Scham oder Bedauern geht sie mit dem Lebemann Alcée Arobin aus. Ob es sich bei der Beziehung der beiden um mehr handelt, als es sich für eine verheiratete Frau geziemt, bleibt von der Erzählerin ungesagt. Arobin gegenüber äußert Edna ihre Schwierigkeit zu verstehen, als was für eine Art von Frau sie sich sehen soll. Aus konventioneller gesellschaftlicher Sicht weiß sie, dass sie die allgemein anerkannten Regeln überschritten hat. Doch ihre Gefühle sagen ihr etwas anderes:

‘One of these days,’ she said, ‘I’m going to pull myself together for a while and think – try to determine what character of woman I am, for, candidly, I don’t know. By all the codes which I am acquainted with, I am a devilishly wicked specimen of the sex. But some way I can’t convince myself that I am. I must think about it.’ (137)

An dieser Stelle wird wiederum sichtbar, wie schwer es Edna fällt, ihr eigenes Verhalten einzuordnen. Die alten bekannten Kategorien passen für sie nicht mehr. Auf der Suche nach einer neuen Sprache mit neuen Kategorien fehlen ihr

jedoch Orientierungspunkte und Vorbilder. Edna bewundert zwar ihre Freundin Adèle Ratignolle, die mit ihrer Person das Idealbild der perfekten Ehefrau und Mutter verkörpert, lehnt diese gesellschaftliche Rolle aber für sich ab. Sie bemitleidet Adèle gar für ihr farbloses Dasein und die Aussichtslosigkeit, je in den Genuss von “life’s delirium” (94) zu kommen. Außerdem wird ihr, während sie sie bei der Geburt ihres vierten Kindes unterstützt, ihr Widerstreben bewusst, sich den ihrer Ansicht nach brutalen biologischen Konsequenzen zu fügen, die Sexualität und Ehe zu dieser Zeit für Frauen hatte.

Auch die kinderlose und unverheiratete Mlle. Reisz kann für Edna kein Vorbild sein. So ist sie zwar keine *mother-woman*, sondern hat ihr Leben der Kunst verschrieben, ist aber gesellschaftlich isoliert und lebt ein Leben als Neutrum ohne Liebe und Sinnlichkeit. Edna dagegen sehnt sich nach der Verwirklichung ihrer romantischen Träume mit Robert: “we shall love each other, my Robert. We shall be everything to each other. Nothing in the world is of any consequence” (179). Doch auch das Lebensmodell einer bedingungslosen Liebe mit Robert entpuppt sich für Edna als eine irrealer Wunschvorstellung; denn er versteht nur die Sprache des *authoritative discourse*, indem eine große Liebe vor der Gesellschaft ausschließlich durch die Ehe legitimiert werden kann. Von einem Ehemann zum nächsten zu wechseln, entspricht aber nicht Ednas neu gewonnenem Gefühl von Unabhängigkeit. Sie widerspricht Roberts Vorstellungen mit deutlichen Worten:

‘I suppose this is what you would call unwomanly; but I have got into a habit of expressing myself. It doesn’t matter to me, and you may think me unwomanly if you like.’ (175-76)

‘I am no longer one of Mr. Pontelliers possessions to dispose of or not. I give myself where I choose. If he were to say, ‘Here, Robert, take her and be happy, she is yours,’ I should laugh at you both.’ (178)

In diesem Zitat treffen zwei Diskurse aufeinander. Edna weiß, dass sie in ihrer freien Art und Weise sich auszudrücken nicht den Maßstäben des *authoritative discourse* entspricht – in diesem Fall den Sprachregelungen der patriarchalisch orientierten kreolischen Kultur – und dass sie dadurch unweiblich im konventionellen Sinne erscheinen könnte. Sie spricht bereits gemäß ihrem eigenen *internally persuasive discourse*, indem sie unmissverständlich zum Ausdruck bringt, dass sie nur sich selbst gehört.

Dennoch hat sie kein ihr bekanntes Wertesystem gefunden, das ihre neuen Lebensvorstellungen untermauert. Wie Martha Fodaski Black erläutert, ist Edna

weder für die Ehe noch für die Mutterrolle der damaligen Gesellschaft geschaffen, aber auch nicht gerüstet für die Freiheit, etwas Neues zu gestalten,⁵ was das Abstreifen alter Konventionen mit sich bringt. Anstatt ein eigenes Wertesystem zu entwerfen, an das sie im Sinne von William James glauben könnte, verschiebt Edna diese schwierige Aufgabe immer wieder auf einen späteren Zeitpunkt. Ein Grund dafür mag einerseits die Erkenntnis sein, dass sie nicht unabhängig von der Gesellschaft existieren kann und dass ihr neuer Lebensstil sie isolieren würde. Andererseits hält ihr kulturelles Umfeld aber auch keine Sprache für sie bereit, mit der sie sich Gehör verschaffen könnte: “she is torn between the self-discipline necessary for the regulation of the image of the family and her own desires, as unformulated and inarticulate as they are because her culture gives her no language with which to speak oppositionally” (Bauer 154).

Der Hausarzt der Familie Dr. Mandeleit bietet Edna seine Hilfe an. Doch sie schlägt sein Angebot aus, mit ihm über ihre Sorgen und Ängste zu sprechen. Sie möchte sich durch nichts von ihrem neuen Weg abbringen lassen. In der unbeugsamen Haltung, aus der heraus Edna das väterliche Gesprächsangebot des Doktors ablehnt, wird Ednas Kompromisslosigkeit deutlich, an ihren eigenen Vorstellungen festzuhalten. Dr. Mandeleit gegenüber zeigt Edna außerdem ihren Unwillen und ihre Unfähigkeit, sich mit den Dingen, die sie belasten, tatsächlich im Gespräch auseinanderzusetzen und dadurch ihre Isolation aufzugeben. Lediglich ihren Söhnen gegenüber möchte sie Rücksicht nehmen:

‘Some way I don’t feel moved to speak of things that trouble me [...] I don’t want anything but my own way. That is wanting a good deal, of course, when you have to trample upon the lives, the hearts, the prejudices of others – but no matter – still, I shouldn’t want to trample upon the little lives’. (184)

Als letzte Konsequenz ihres Erwachens zu einer neuen *Weiblichkeit* jenseits des gesellschaftlich Anerkannten steht für Edna der Freitod am Ende des Romans. Als sie schmerzvoll erfahren muss, dass Robert sie verlässt, weil er eine nicht legalisierte Beziehung zu ihr nicht riskieren will, und nachdem sie für sich feststellen musste, dass sie auch nicht im einsamen Leben für die Kunst Erfüllung finden kann, sieht sie keine andere Möglichkeit, sich selbst treu zu bleiben, als in den Tod zu gehen. Der Protagonistin Edna widerfährt damit ein Schicksal, das um die Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert für Romanheldinnen, die auf moralische Abwege gerieten, als Strafe üblich war.⁶ Ob Chopin das Ende von *The Awakening* aber lediglich als eine Bestrafung von Edna Pontellier verstanden wis-

sen wollte, ist mehr als fraglich. Showalter sieht Ednas Entwicklung vielmehr als “Edna’s evolution from romantic fantasies of fusion with another person to self-definition and self-reliance” (Showalter, *Sister’s* 66). Bevor sie ins Meer hinaus schwimmt, um ihrem Leben ein Ende zu setzen, erlebt Edna am Strand noch einmal in aller Intensität ihre eigene Existenz, losgelöst von gesellschaftlichen Zwängen:

when she was there beside the sea, absolutely alone, she cast the unpleasant garments from her, and for the first time in her life she stood naked in the open air, at the mercy of the sun, the breeze that beat upon her, and the waves that invited her. / How strange and awful it seemed to stand naked under the sky! how delicious! She felt like some new-born creature, opening its eyes in a familiar world that it had never known. (189)

In diesem Moment des allein und ganz bei sich selbst Seins erlebt Edna eine Verbundenheit mit der Natur, die nur im Sinne Ralph Waldo Emersons verstanden werden kann, der zuvor ihre Abendlektüre war. Nackt dem Wind und der Sonne ausgesetzt, kann Edna sich als Teil des Kosmos Natur den Fesseln gesellschaftlicher Konventionen entledigen und sich selbst spüren. Der Augenblick, den Edna am Ende des Romans am Strand kurz vor ihrem Tod erlebt, erinnert an die wohl am häufigsten zitierte Passage aus Emersons weltberühmten Essay “Nature“, in der er beschreibt, wie Eigensucht und die Wichtigkeit des Ich sich in der Vereinigung mit der göttlichen Einheit mit der Natur auflösen. Gesellschaftliche Regeln verlieren im Angesicht der allumfassenden Göttlichkeit der Natur ihre Relevanz:

In the woods, we return to reason and faith. There I feel that nothing can befall me in life, – no disgrace, no calamity, (leaving me my eyes,) which nature cannot repair. Standing on the bare ground, – my head bathed by the blithe air, and uplifted into infinite space, – all mean egotism vanishes. I become a transparent eye-ball. I am nothing. I see all. The currents of the Universal Being circulate through me; I am a particle of God.⁷

Als Teil der Natur kann der Mensch seine ursprüngliche Identität mit ihr wieder herstellen und ganz zu sich finden.

Durch ihren Freitod verweigert sich Edna der ihr zugeordneten gesellschaftlichen Frauenrolle und sucht allein auf sich gestellt ihren Platz stattdessen jenseits dieser weltlichen Ordnung in der Vereinigung mit der göttlichen Natur. Sie praktiziert auf diese Weise die Emersonsche *self-reliance* in ihrer radikalsten Form. Im Sterben gehorcht sie nur ihrem eigenen Gesetz:

No law can be sacred to me but that of my nature. Good and bad are but names very readily transferable to that or this; the only right is what is after my constitution, the only wrong what is against it. A man is to carry himself

in the presence of all opposition as if every thing were titular and ephemeral but he.⁸

Dass Ednas Selbstfindung untrennbar mit ihrem Tod verbunden ist, deutet Papke als schärfste Kritik Chopins an den gesellschaftlichen Umständen ihrer Zeit: “Edna has only one experience that is not compromised, the fleeting moment of intense life force she embraces before drowning; that this experience necessarily leads to her death is Chopin’s most radical statement about and to her civilized, genteel world” (Papke 87). Edna weiß um ihre tiefe Verwurzelung und Abhängigkeit von der Gesellschaft. Eine Mutter, die nicht allein für ihre Kinder lebt, und eine Ehefrau, die ihren Mann verlässt, hat in der kreolischen Kultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts keinen Platz. In dieser Situation war es für Edna auch nicht möglich, eine eigene Sprache zu finden, in der sie sich hätte erklären können.

Mme. Ratignolle kann Ednas Verhältnis zu ihren Kindern nicht verstehen und ruft sie bei ihrem letzten Treffen vor Ednas Tod dazu auf, sie nicht zu vergessen. Ihr Ehemann ist entsetzt, dass sein “valuable piece of personal property” (7) sich nicht mehr seinen Wünschen entsprechend verhält, und tut alles, um Ednas Fehlverhalten zu vertuschen und damit gesellschaftlich akzeptabel zu machen:

Furthermore, in one of the daily papers appeared a brief notice to the effect that Mr. and Mrs. Pontellier were contemplating a summer sojourn abroad, and that their handsome residence on Esplanade Street was undergoing sumptuous alterations, and would not be ready for occupancy until their return. Mr. Pontellier had saved appearances! (156)

Allein die Pianistin Mlle. Reisz erkennt, welche Kraft und Stärke Edna benötigen wird, um sich auf ihrem Weg behaupten zu können, und macht sie darauf aufmerksam: “The bird that would soar above the level plain of tradition and prejudice must have strong wings. It is a sad spectacle to see the weaklings bruised, exhausted, fluttering back to earth” (138). Edna weiß, dass sie diese Ansprüche nie wird erfüllen können und wollen. Im Augenblick kurz vor ihrem Ertrinken klingen ihr Mlle. Reizs Worte nach.

Die Ursache für Ednas Entschluss, sich das Leben zu nehmen, liegt also über ihre Entscheidung für die Emersonsche Weltsicht hinaus auch in der Unvereinbarkeit der Diskurse, denen sie ausgesetzt ist. Im Zwischenraum des aufeinanderprallenden *authoritative discourse* und *internally persuasive discourse* findet kein wahrer Dialog statt. Es werden keine Gedanken ausgetauscht. Edna wird von Seiten des *authoritative discourse*, der in *The Awakening* vor allem durch ihren Ehemann und Mme. Ratignolle verkörpert wird, als Individuum mit ihren ganz

eigenen Bedürfnissen nicht verstanden. In Mlle. Reisz trifft Edna zwar auf ein Gegenüber, das ihre Worte verständnisvoll aufnimmt und auch Dr. Mandeleit bietet ihr das Gespräch an, doch Edna ist ihnen gegenüber nicht dazu in der Lage, ein Lebensmodell zu formulieren, in dem sie Erfüllung finden könnte. Auf diese Weise sind auch von ihrer Seite nicht die Voraussetzungen für einen potentiell klärenden Dialog gegeben. Die daraus resultierende Leere führt zu ihrer Vereinsamung und Sprachlosigkeit und treibt sie letztlich in den Selbstmord. Das Meer, das laut Barbara Freeman die Sprache des Unsagbaren spricht, nimmt Edna auf und vereint sich mit ihr.⁹ Die Protagonistin und ihre Kontrahenten können auf diese Weise nur in ihren gegensätzlichen Positionen verharren.

Weiblichkeit stellt sich in *The Awakening* ähnlich wie in *The Portrait of a Lady* als eine gesellschaftliche Kategorie dar, die Frauen in ihrer persönlichen Entfaltung einschränkt, die sich nicht in der konventionellen weiblichen Rolle der *Lady* wiederfinden können. Edna entstammt wie schon Isabel ebenfalls der Oberschicht. In ihrer sozialen Position wird sie darauf reduziert, ihren Mann und seine Stellung in der Gesellschaft zu repräsentieren sowie für den gemeinsamen Nachwuchs zu sorgen. Für die Sehnsucht nach einem eigenen Beruf und nach einer glücklichen Partnerschaft gibt es keinen Raum. Die Verzweiflung über eine solche Lebenssituation führt Edna in den Freitod. Ich verstehe sie aber nicht nur als passives Opfer, sondern ihren Tod gleichzeitig als ein aktives Abwehren – gar als einen Mord an einer unmenschlichen gesellschaftlichen Rolle. Während James Isabel Archer noch nach einem neuen Lebensraum innerhalb der vorhandenen sozialen Strukturen suchen lässt, bezieht Chopin in *The Awakening* eine wesentlich radikalere Position. Ihre Protagonistin zieht es vor zu sterben, als sich dem Diktat eines Weiblichkeitsideals zu beugen, das ihr nicht entspricht.

Am Ende des gescheiterten Dialogs der Diskurse bleibt in *The Awakening* die Vision eines Lebens, in dem *Weiblichkeit* den Individuen entspricht, die sie bezeichnen soll oder wie Papke schreibt, “Chopin invites the reader to imagine a world in which woman’s experience and desire are no longer marginalized or effaced but have become critically central” (Papke 88). Denn nicht nur die Protagonistin wird mit dem Leerraum zwischen den Diskursen konfrontiert, sondern auch die Leserin. In Opposition zu dem Diskurs, der Edna das Leben nimmt, kann die Leserin diesen Raum in ihrem Dialog mit dem literarischen Werk mit einem Lebensmodell füllen, das individuelle Lebensentwürfe zulässt. Während also im

Roman *The Awakening* zwar die Konventionen über das Schicksal der Heldin triumphieren, bietet Chopin beinahe provokativ die Herausforderung, sich eine Veränderung der Frauenrolle, wie sie noch zur Jahrhundertwende am Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert üblich war, vorzustellen und damit einen Wandel der Kategorie *Weiblichkeit* vor auszudenken. In der Negativzeichnung, im Scheitern hat Chopin das Bild einer anderen *Weiblichkeit* entworfen. *The Awakening* regt auf diese Weise zur Veränderung der Bedeutung der Kategorie *Weiblichkeit* an, wie sie zur Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert bestand.

-
- ¹ Elaine Showalter, *Sister's Choice* (Oxford und New York: Oxford University Press, 1994) 73.
- ² Ich möchte an dieser Stelle anmerken, dass ich die Suche nach einer eigenen Sprache im Sinne Butlers und Engels nicht als eine Suche verstehe, die einen vollkommen neuen Diskurs zum Ergebnis hätte, der unabhängig von allen anderen Diskursen steht. Vielmehr geht es darum, eine Sprache zu finden, die aus der Interaktion verschiedener Diskurse entsteht. Dies geschieht hier zumindest teilweise dadurch, dass die Protagonistin eine Gegenposition zum *authoritative discourse* einnimmt.
- ³ Edna kann durch ihre Ablehnung und Unfähigkeit, die *mother-woman* zu verkörpern, dem zu dieser Zeit in den Vereinigten Staaten allgemein anerkannten viktorianischen Frauenbild nicht entsprechen, das dem der kreolischen Kultur um die Jahrhundertwende trotz ihres etwas weniger strengen moralischen Kodex stark ähnelte. Im viktorianischen Nordamerika erfuhr die Frau in ihrer Rolle als Mutter eine gesellschaftliche Aufwertung. Es wurde als ihre Aufgabe gesehen, kulturelle Werte an nachfolgende Generationen weiterzugeben, und sie wurde als Hüterin von Moral und Anstand geschätzt: "The mother was an acknowledged guardian of moral, religious, and other cultural values among American Victorians, and the home was her sphere of influence. She was expected to operate to a large extent through emotional conditioning, conceding to her husband superiority in the ultimately more important domain of reason. What was innovative in Victorian culture, however, was not the final supremacy of the father in the family, for that had characterized Western civilization since time out of mind; it was the new importance accorded to the mother's position". Daniel W. Howe, "Victorian Culture in America," *Victorian America*, Ed. Daniel W. Howe (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1977) 26.
- ⁴ Vgl. Dorothy H. Jacobs, "The Awakening: A Recognition of Confinement", *Kate Chopin Reconsidered: Beyond the Bayou*, eds. Linda S. Boren und Sara deSaussure Davis (Baton Rouge und London: Louisiana State University Press, 1992) 80-94; 81.
- ⁵ Martha Fodaski Black, "The Quintessence of Chopinism", *Kate Chopin Reconsidered: Beyond the Bayou*, eds. Linda S. Boren und Sara deSaussure Davis (Baton Rouge und London: Louisiana State University Press, 1992) 95-113; 108.
- ⁶ Vgl. Showalter, *Sister's* 81.
- ⁷ Ralph Waldo Emerson, "Nature", *The Norton Anthology of American Literature*, eds. Nina Baym ...[et al.] (New York und London: W.W. Norton & Company, 1994) 993-1021; 995-996.
- ⁸ Ralph Waldo Emerson, "Self-Reliance", *The Norton Anthology of American Literature*, eds. Nina Baym ...[et al.] (New York und London: W.W. Norton & Company, 1994) 1045-1062; 1048.
- ⁹ Vgl. Barbara Claire Freeman, *The Feminine Sublime: Gender and Excess in Women's Fiction* (Berkeley, Los Angeles und London: University of California Press, 1995) 27.

5.3.3 “The Yellow Wallpaper” (1892) – Charlotte Perkins Gilman

In den Textanalysen von *The Portrait of Lady* und *The Awakening* hat sich am Beispiel der Protagonistinnen das Scheitern an einem Weiblichkeitsideal gezeigt, das Frauen auf die Rolle der gehorsamen Ehefrau und aufopfernden Mutter beschränkt. Charlotte Perkins Gilman setzt die Kritik James’ und Chopins an solch einer restriktiven Definition weiblicher Identität aus einem anderen Blickwinkel fort. “The Yellow Wallpaper” befasst sich mit einem psychischen Erscheinungsbild,¹ das von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts viele Frauen in Amerika und Europa betraf und von der Ärzteschaft als eine psychische Erkrankung diagnostiziert wurde. Um die Jahrhundertwende wurde die *Hysterie* durch die Vielzahl von Frauen, bei denen sie festgestellt wurde, ein wichtiger Bestandteil der Kategorie *Weiblichkeit*. Die letzten Auswirkungen dieser damaligen Hysteriewelle zeigen sich bis heute in der Tatsache, dass weibliche Befindlichkeit noch immer schnell in Zusammenhang mit psychischer Labilität gebracht wird.

Gilman stellt nun in “The Yellow Wallpaper” die Verbindung her zwischen Hysterie und der Schwierigkeit vieler Frauen, tatsächlich in der Mutterrolle Erfüllung zu finden. Dadurch wird deutlich, dass *Weiblichkeit*, wenn sie die Persönlichkeit zu stark begrenzt, nicht nur zu seelischem Leid und Suizid führen kann, sondern auch die psychische Gesundheit beeinträchtigt. Gilman verarbeitet in ihrer Kurzgeschichte entsprechend heutiger Terminologie das Trauma einer eigenen schweren Post-partum-Depression, die zum damaligen Zeitpunkt im weiten Feld der Hysterie verortet wurde. In “The Yellow Wallpaper” geht es also um einen speziellen Fall hysterischen Leidens und einer Symptombildung, das Gilman allerdings mit vielen anderen jungen Müttern teilte und teilt. Linda Wagner-Martin unterstreicht in ihrem Essay “Gilman’s ‘The Yellow Wallpaper’: A Centenary”, dass Frauen, die an der Mutterrolle scheitern – auch wenn ihre Schwierigkeiten wie bei Gilman überwiegend hormonell bedingt sind – bis heute von der Gesellschaft oft verurteilt werden.²

Ein wichtiger Aspekt der Hysterie ist das Abweichen von der allgemein akzeptierten Norm. Eine Mutter, die ihr Kind nicht versorgen kann, ist zumindest zur Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert unweigerlich hysterisch. Auch

Christina von Braun definiert Hysterie in ihrem Buch *Nicht Ich* ganz allgemein als Anormalität:

Als ‚hysterisch‘ wird alles bezeichnet, was nicht der Normalität zuzuordnen ist – je nachdem, wo man die Normalität ansiedelt. Hysterie kann alles sein, und alles kann Hysterie sein, vorausgesetzt es wird als Ausnahmezustand betrachtet. In der Alltagssprache werden als ‚hysterisch‘ Wutanfälle, Überängstlichkeit, Unberechenbarkeit, Verlogenheit, Unbeständigkeit, Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit etc. bezeichnet – Begriffe, die alle in gewisser Form eine Absage an die konventionelle Übereinkunft des Verhaltens, an Berechenbarkeit und ‚automatische‘ Funktionalität erteilen.³

Von Braun versteht Hysterie als eine Weigerung, sich der gesellschaftlichen Präfiguration zu unterwerfen. Laut ihrer These lehnt die Hysterie die Trennung von Geist und Materie ab und stellt die Abstrakta für Frau, Körper und Natur in Frage. Auch die Hysterie der Protagonistin aus „The Yellow Wallpaper“ kann aus dieser Perspektive als eine Form des Protests an ihrer gesellschaftlichen Rolle verstanden werden. Dies würde allerdings bedeuten, Hysterie als ein psychisches Phänomen zu betrachten, das bis zu einem gewissen Grad in der Kontrolle des betroffenen Individuums liegt. Von Braun sieht in der Selektivität der hysterischen Symptome – z. B. Sprachverlust der Muttersprache bei fortdauernder Beherrschung von Fremdsprachen – die Möglichkeit des Hysterikers, im Verdrängungsvorgang seine Symptome auszusuchen. Ob die Protagonistin aus „The Yellow Wallpaper“ eine solche Wahl hat und inwiefern die psychische Erkrankung der Heldin tatsächlich als Protest an ihrer gesellschaftlichen Rolle oder gar als Befreiung von ihr gesehen werden kann, werde ich am Ende meiner Textanalyse genauer untersuchen. Ich möchte an dieser Stelle jedoch nicht unerwähnt lassen, dass auch von Braun Hysterie als individuellen Ausdruck eines kollektiven Leidens bezeichnet und ihr Buch nicht als eine Verherrlichung der Hysterie verstanden wissen will. Im Folgenden werde ich kurz genauer auf die Geschichte der Hysterie eingehen, um auf dieser Grundlage meine Analyse zu entwickeln.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrte sich die Zahl von Patienten, bei denen Ärzte nervöse psychische Störungen diagnostizierten. Die Benennung dieser psychischen Phänomene unterschied sich entsprechend der Zugehörigkeit der gesellschaftlichen Schicht der Betroffenen. Während in der Unterschicht viele Patienten als verrückt erklärt und in eine Geistesanstalt überwiesen wurden, war es für die Mittel- und Oberschicht üblich, nervöse Symptome dem Krankheitsbild der Neurasthenie bzw. Hysterie zuzuordnen.⁴ Von der Neurasthenie waren vor allem Männer betroffen, der Hysterie wurden die Leiden der Frauen

zugeordnet. Schon in der Antike befassten sich die Griechen mit dieser Frauenkrankheit. Das Ergebnis ihrer Ursachenforschung gab der Hysterie ihren Namen:

„Hystera“ ist das griechische Wort für Gebärmutter. „Hysteria“ heißt soviel wie die Wanderung der Gebärmutter. Über viele Jahrhunderte galt die Wanderung der Gebärmutter als Erklärung für bestimmte Symptombildungen, die einzig bei Frauen auftraten – und für die sich keine organische Ursache feststellen ließ. (von Braun 34)

Diese frühe Definition der Hysterie änderte sich allerdings zwischen dem Anfang des 17. Jahrhunderts und der Aufklärung, als sie zunehmend als psychische Erkrankung eingeordnet wurde. Dennoch waren die Symptome weder von Neurasthenie noch von Hysterie bis ins 20. Jahrhundert jemals klar eingegrenzt:

Neurasthenia was the disease of the upper middle classes; almost any symptom could be a sign of it (the same was true of hysteria for middle-class and upper middle-class women).[...] Almost anything, from tenderness of the scalp, forgetfulness, and ticklishness to dyspepsia, insomnia, and abnormal secretions, could be a sign of neurasthenia; in a few cases, impotence, headaches, yawning, and depression were also symptoms.[...] Neurasthenia and hysteria, as one encounters them in medical writings of the time, seem to differ only in the severity of symptoms, but that, too, varies from doctor to doctor and among patients. (Herndl 117)

Es lag also in der Hand der Ärzte, Patienten diesem Krankheitsbild zuzuordnen. Aus heutiger Sicht werden Hysterie und Neurasthenie überwiegend als ein Stress- oder Angstsymptom gesehen, das seine Ursache in der schwierigen Anpassung von Männern und Frauen an Industrialisierung und Urbanisierung im 19. und auch noch 20. Jahrhundert hatte.⁵ Bei Männern wurde aus damaliger medizinischer Sicht das häufige Auftreten der Neurasthenie durch eine zu schnelle Umstellung von körperlicher auf mentale Arbeit erklärt. Die Krankheit war dadurch für den Einzelnen zwar unangenehm, aber gleichzeitig auch ein Zeichen des Fortschritts und wurde deshalb gesellschaftlich toleriert.⁶ Bei der Frau fiel die Ursachenforschung ihrer psychischen Erkrankung für das Selbstbild weniger positiv aus. Bei ihnen diagnostizierten die Ärzte eine Überforderung ihrer mentalen Fähigkeiten durch die komplexeren Denkstrukturen und Rollenerwartungen, die außerhalb von Heim und Herd notwendig waren. Eine Vielzahl von Medizinerinnen sahen Bildung als einen wichtigen Grund für die steigende Zahl nervöser junger Frauen:

Young women ‘whose mental powers are overtaxed before their brains are sufficiently developed’ were easily susceptible to nervous exhaustion. The young girl needed to conserve the powers of the brain during her formative years. While mental labor was necessary to strengthen the mind, too much labor forced the brain beyond its natural capacity. (Haller und Haller 37)

Darüber hinaus wurde immer wieder darauf verwiesen, dass Frauen alleine durch ihren Körper und dessen Anatomie besonders anfällig für psychische Störungen seien:

Most commonly, a woman's emotional states generally, and hysteria in particular, were believed to have the closest ties to her reproductive cycle. Hysteria commenced with puberty and ended with menopause, while ailments as varied as menstrual pain and irregularity, prolapsed or tipped uterus, uterine tumor, vaginal infections and discharges, sterility, could all – doctors were certain – cause hysteria.[...] In an era when a sexual perspective implied conflict and ambivalence, hysteria was perceived by physician and patient as a disease both peculiarly female and peculiarly sexual.⁷

Um den Ausbruch der Krankheit zu verhindern und frühe sexuelle Bedürfnisse zu unterdrücken, wurden Mütter dazu angehalten, bei ihren Töchtern einen Sinn für wohltätige Arbeit außerhalb des Hauses zu wecken und sie einem strengen moralischen Training zu unterziehen. Sie sollten sich im Freien sportlich betätigen und wenn nötig von ihren Familien getrennt werden, falls diese zu viel Verständnis für die Bedürfnisse ihrer Töchter zeigten. Besonders gefördert werden sollten Eigenschaften wie Selbstdisziplin, Hingabe zu den Bedürfnissen der Familie und Furcht vor unkontrollierter Emotionalität.⁸ War eine Frau bereits an Hysterie erkrankt, waren die Behandlungsmethoden zahlreich und konnten unterschiedlicher nicht sein. In Europa experimentierte Jean-Martin Charcot in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Hypnose und Ovarienkompression und sein Schüler Freud erprobte zur Jahrhundertwende mit seinen hysterischen Patientinnen eine frühe Form der Psychoanalyse – die *talking cure*.⁹ Gilmans hysterische Symptome wurden von dem in den Vereinigten Staaten anerkannten Neurologen Dr. S. Weir Mitchell behandelt, der auch Edith Wharton zu seinen Patienten zählte. Er verordnete ihr eine eigens von ihm entwickelte *rest cure*. Sie beinhaltete in den meisten Fällen strenge Bettruhe, keine Besuche, das Verbot jeglicher intellektueller Betätigung – Lesen eingeschlossen – sowie eine gehaltvolle Ernährung.¹⁰ In “The Yellow Wallpaper” zeichnet Gilman die Wirkung der Methoden der *rest cure* auf sie in drastischer Art und Weise am Beispiel ihrer Protagonistin nach.

Ein anderer wichtiger Aspekt der Hysterie war laut Carroll Smith-Rosenberg, dass sie Frauen ermöglichte, zumindest für die Zeit ihrer vorgeblichen Erkrankung beengenden und einschränkenden gesellschaftlichen Strukturen zu entfliehen: “The hysterical woman virtually ceased to function within the family. No longer did she devote herself to the needs of others, acting as self-sacrificing wife, mother, or daughter: through her hysteria she could and in fact did force

others to assume those functions“ (Smith-Rosenberg 208). Auch Diane Price Herndl bestätigt in ihrem Buch *Invalid Women*, dass Krankheit für viele Frauen die einzige Möglichkeit war, sich von den Pflichten als Mutter und Hausfrau zu erholen und die Aufmerksamkeit und Zuwendung zu erhalten, die ihnen sonst fehlte: “Illness was also one of the few opportunities for real rest for the mother and housewife; for the woman who felt ignored or unappreciated, it was a clear way to get attention, ministrations, and affection that were expected of her but not for her” (Herndl 28).

Sieht man Hysterie und Neurasthenie als eine psychische Reaktion auf die großen gesellschaftlichen Veränderungen dieser Zeit und die damit verbundenen gesellschaftlichen Erwartungen an die Rolle von Frau und Mann, wird deutlich, wie stark sie als ein kulturelles Phänomen zu sehen sind und nicht als Erkrankungen, die tatsächlich auf physiologische Ursachen zurückgeführt werden können. Herndl stellt außerdem die These auf, dass die damaligen kulturellen Normen, die Krankheit als ein Attribut der vornehmen Frau der gehobenen gesellschaftlichen Klasse definierten, dazu führten, dass viele Frauen Kranksein für einen erstrebenswerten Zustand hielten, um ihrer gesellschaftliche Stellung Ausdruck zu verleihen: “The cultural norms for women encouraged frailty and delicacy; robust health was thought to be the working woman’s mark, not the leisured lady’s. The middle-class woman was encouraged from childhood to view herself as weaker and less healthy than her brothers“ (Herndl 23). Auch wenn die Medizin hartnäckig versuchte, Hysterie als eine echte Krankheit zu definieren – denn je länger eine Epidemie andauert, desto stärker müssen alle Beteiligten an die Realität des Übels glauben, denn es geht um ihrer aller Glaubwürdigkeit und Integrität (Showalter, *Hystories* 19) –, war selbst den Ärzten die Fragwürdigkeit ihres Unterfangens bereits bewusst:

The fear that hysteria might after all be only a functional or an ‘ideational’ disease – to use a nineteenth-century term – and therefore not really a disease at all, underlies much of the writing of hysteria, as well as the physicians’ own attitude toward their patients. These hysterical women might, after all, be only clever frauds and sensation seekers [...] (Smith-Rosenberg 204)

Ich möchte durch die Darstellung der kulturellen Einflussnahme auf das Krankheitsbild von Hysterie und Neurasthenie nicht den Eindruck erwecken, ich sei der Ansicht, es hätte gar kein wahres psychisches Leiden der vielen Männer und der noch zahlreicheren Frauen gegeben, die als Krankheitsfälle kommentiert und be-

schrieben wurden. Es erscheint mir nur wichtig, die Ursachen der Erkrankung und das Interesse an ihrer diagnostizierenden Festschreibung genau zu differenzieren und dadurch Frauen in ihrer *Weiblichkeit* von dem Vorurteil zu befreien, von Natur aus psychisch anfällig zu sein.¹¹

Nach diesem kurzen einleitenden Exkurs zur Hysterie wende ich mich nun der Analyse von Gilmans Kurzgeschichte zu. Die Heldin von “The Yellow Wallpaper” muss nicht erst zu einem neuen Diskurs erwachen; sie spricht ihn bereits – allerdings ohne ein interessiertes Gegenüber, das ihr zuhört. Sie wird von ihrem Ehemann John, der Arzt ist, dazu gezwungen, sich in einem alten verlassenen Haus einer *rest cure* zu unterziehen. In Form eines Tagebuchs schildert die Protagonistin als Ich-Erzählerin ihre Gedanken und Empfindungen trotz seines Verbots. Bald wird deutlich, dass sie aufgrund eines nervösen Zustandes nicht in der Lage ist, sich um ihr Baby zu kümmern und ihre Pflichten als Ehefrau gegenüber ihrem Ehemann zu erfüllen:

Of course it is only nervousness. It does weigh on me so not to do my duty in any way!

I meant to be such a help to John, such a real rest and comfort, and here I am a comparative burden already!

Nobody would believe what an effort it is to do what little I am able – to dress and entertain, and order things.

It is fortunate Mary is so good with the baby. Such a dear baby!

And yet I cannot be with him, it makes me so nervous. (5)

Sie fühlt sich von ihrem Mann unverstanden, der ihren Zustand ihr gegenüber als “slight hysterical tendency” (2) herunterspielt. Dass er ihre hysterischen Symptome durchaus ernst nimmt, zeigt sich in seinen harten medizinischen Maßnahmen gegen sie. Er verbietet seiner Frau gemäß den Regeln von Mitchells *rest cure* zu schreiben und verordnet ihr frische Luft und körperliche Betätigung. Außerdem zwingt er sie, in einem Zimmer zu wohnen, das sie verabscheut. Obwohl die Protagonistin selbst ihre Unterkunft als altes heruntergekommenes Kinderzimmer beschreibt, wird schnell deutlich, dass es zuvor anderen Zwecken diente und auch in ihrem Fall dienen soll. Das einzige Möbelstück in diesem Raum ist ein am Boden festgeschraubtes Bett, an dessen Kopfende die Tapete in Fetzen von der Wand gerissen ist. Darüber hinaus sind die Fenster zur Sicherheit der Kinder, wie die Protagonistin vermutet, vergittert. Ihr Ehemann sieht also die Notwendigkeit, die Möglichkeit zu haben, seine Frau zum Schutz vor sich selbst und ihrer Umwelt einzusperren.

Gleich zu Beginn wird deutlich, dass die Erzählerin mit der medizinischen Behandlung ihres Ehemannes nicht einverstanden ist. Nur in ihrem Tagebuch kann sie ihre konträre Meinung formulieren:

Personally, I disagree with their ideas.
Personally, I believe that congenial work, with excitement and change,
would do me good. (2)

In diesen Worten spricht die Ich-Erzählerin eindeutig in einem *internally persuasive discourse*, der sich gegen die allgemein anerkannte Lehrmeinung bezüglich hysterischer Erkrankungen zu dieser Zeit richtet. Ihrer Ansicht nach würde ihr eine gewisse intellektuelle Stimulation guttun. Dadurch dass ihr Ehemann sie nicht als gleichwertige Gesprächspartnerin akzeptiert, kann sie diese Meinung allerdings nicht frei äußern, sondern nur im Verborgenen zu Papier bringen. Auch als sie John bittet, die teils zerfetzte gelbe Tapete in ihrem Zimmer, in dem sie sich gezwungenermaßen aufhalten muss, zu erneuern, weil sie so abstoßend hässlich ist, belächelt er diesen Wunsch seiner Frau nur:

At first he meant to repaper the room, but afterwards he said that I was letting it get the better of me, and that nothing was worse for a nervous patient than to give way to such fancies [...] Then he took me in his arms and called me a blessed little goose, and said he would go down to the cellar, if I wished, and have it whitewashed into the bargain. (5)

Stattdessen warnt er sie immer wieder davor, sich gefährlichen Träumereien hinzugeben. Die Fantasie seiner Frau sieht John nicht als kreatives Potential, sondern als Bedrohung ihrer Gesundheit. Ihre ungezügelter Gedanken beunruhigen ihn. Er findet Sicherheit darin, sie in Grenzen zu weisen, die ihm vertraut sind und die er kontrollieren kann. Gleichzeitig macht John sie immer wieder darauf aufmerksam, dass es in ihrer eigenen Verantwortung liege, nicht ihren Verstand zu verlieren: "John has cautioned me not to give way to fancy in the least. He says with my imaginative power and habit of story-making, a nervous weakness like mine is sure to lead to all manner of excited fancies, and that I ought to use my will and good sense to check the tendency. So I try" (6). John verfällt damit dem damaligen Irrglauben einiger Mediziner, der bis heute in den Köpfen vieler Menschen erhalten geblieben ist, dass das Individuum die Macht habe, seine Gedanken und damit auch seinen Körper unabhängig von äußeren Einflüssen zu kontrollieren. Krankheit wurde damit abermals ein Zeichen für das Scheitern des Individuums und nicht der Gesellschaft.¹²

Die Protagonistin in "The Yellow Wallpaper" ist nicht fähig, sich selbst aus ihrer Depression zu retten. Sie steht zu stark unter dem Einfluss des *authoritative discourse*, in dem die gesellschaftliche Erwartung gestellt wird, dem Ehemann eine dankbare und liebende Ehefrau zu sein, die ihm vertraut und nicht widerspricht. So ist sie zwar fähig, ihre eigenen Gedanken und Gefühle niederzuschreiben, muss sie aber im gleichen Moment entsprechend den gewohnten gesellschaftlich anerkannten Werten relativieren.

I am glad my case is not serious!
But these nervous troubles are dreadfully depressing.
John does not know how much I really suffer. He knows there is no *reason* to suffer, and that satisfies him.
Of course it is only nervousness. It does weigh on me so not to do my duty in any way. (5)

Die der Protagonistin aufgezwungene Passivität führt schließlich dazu, dass sich ihr geistiger Zustand immer weiter verschlechtert. So beginnt sie unter Weinkrämpfen und Müdigkeit zu leiden und steigert sich derartig in die genaue Beobachtung der gelben Tapete hinein, dass sie beginnt zu halluzinieren und meint, in der Tapete eine Frau hinter Gittern zu erkennen:

There is one marked peculiarity about this paper, a thing nobody seems to notice but myself, and that is that it changes as the light changes. [...] That is why I watch it always. [...] At night in any kind of light, in twilight, candle light, lamplight, and worst of all by moonlight, it becomes bars! The outside pattern I mean, and the woman behind it is as plain as can be. (12-13)

Auch tagsüber denkt sie, im Garten die Frau am Boden kriechend aus ihrem Fenster erkennen zu können. Der sich verschlechternde Gesundheitszustand der Protagonistin birgt die narrative Schwierigkeit, dass es im Laufe der Kurzgeschichte kaum möglich ist zu erkennen, in welchem Verhältnis das Schreiben der Erzählerin zu ihrer geistigen Krankheit steht. In der zweiten Hälfte des Texts wird schließlich weder deutlich, wer schreibt, noch aus welcher Perspektive geschrieben wird.¹³

Am Ende der Kurzgeschichte fühlt sich die Protagonistin als die Frau in der Tapete. Sie erfüllt die Prophezeiung der Diagnose Hysterie und wird verrückt:

I don't like to look out of the windows even – there are so many of those creeping women, and they creep so fast.
I wonder if they all came out of the wallpaper as I did?
[...] I suppose I shall have to get back behind the pattern when it comes night, and that is hard!
It is so pleasant to be out in this great room and creep around as I please.
(19).

Herndl sieht in "The Yellow Wallpaper" den Kampf der Protagonistin um Subjektivität als ein zentrales Thema. So bleibt sie bis zu dem Zeitpunkt, da sie bereits dem Wahnsinn verfallen ist, ohne Namen. Erst im Wahn kann sie sich befreien, erst als Opfer kann sie über ihr Tapetengefängnis triumphieren und nennt ihren eigenen Namen: "'I've got out at last,' said I, 'in spite of you and Jane.'" (20). Herndl schließt daraus, dass sie sich nicht als Subjekt empfinden konnte, sondern nur als Ehefrau, Mutter ihres Kindes oder kranke Frau. Einzig das Schreiben scheint einen Teil ihrer Subjektivität zu retten. Durch ihr Tagebuch rebelliert sie gegen die starren Regeln ihres Ehemannes, obwohl es ihr schwer fällt: "I did write for a while in spite of them; but it *does* exhaust me a good deal – having to be so sly about it, or else meet with heavy opposition" (2). Später beginnt sie aber, bedingt durch ihre Frustration über ihre Isolation, auch diese Möglichkeit, ihren persönlichen Gedanken zumindest auf dem Papier Ausdruck zu verleihen, zu verwerfen: "I don't know why I should write this. / I don't want to. / I don't feel able. / And I know John would think it absurd. But I must say what I feel and think in some way – it is such a relief! / But the effort is getting to be greater than the relief" (9).

Da sie von ihrer Umwelt nicht als sprechendes Individuum anerkannt wird, wird für sie laut Herndl die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt unwichtig:

Coupled with her treatment as an object – something to be watched (by John and the wallpaper) but not listened to – we see that the distinction between subject and object becomes meaningless for her. She does not come to an awareness or rejection of her own 'untenable and unacceptable reality'; rather, she becomes part of the world of objects. Her existence as a subject breaks down. Frustrated in her attempt to produce a readable text, she becomes one. Her body – through illness – becomes the outlet for her creativity. (Herndl 132)¹⁴

John S. Bak sieht in der Tatsache, dass sie als Frau in der Tapete zum Objekt wird, gar die Möglichkeit, dem externen Gefängnis zu entfliehen, in dem ihr Ehemann sie gefangen hält.¹⁵ Im Zustand medizinisch und gesellschaftlich anerkannten Verrücktseins kann sie sich von der Identität befreien, in die sie John gezwungen hat. In den letzten Zeilen der Kurzgeschichte wird beschrieben, wie sie, unfähig zu verstehen, warum ihr Mann in Ohnmacht gefallen sein könnte, über seinen bewusstlosen Körper kriecht. Doch ob diese Loslösung von ihrer alten Identität tatsächlich als eine Befreiung gesehen werden kann, ist mehr als fraglich.

In ihrer neuen Persönlichkeit ist sie isoliert und nicht in der Lage, mit anderen Menschen zu interagieren. So hat sie zwar eine neue Sprache gefunden, aber diese Sprache ist nur für sie verständlich und macht einen Austausch unmöglich. Sie kann sich nicht als anerkanntes gleichberechtigtes Mitglied in die Gesellschaft integrieren. Linda Wagner-Martin sieht dieses Scheitern in der Wortwahl der Beschreibung der letzten Handlung der Protagonistin bestätigt. Weder tanzt oder fliegt sie, sondern sie kriecht am Boden. Auch Herndl betitelt "The Yellow Wallpaper" als "tale of defeat" (Herndl 133). Da am Ende nicht festgestellt werden kann, ob die Protagonistin ihre Krankheit überwinden konnte und sie aus dieser Perspektive schreibt, ist es unmöglich, Hoffnung auf eine Befreiung zu sehen und ein positives Resultat zu ziehen.

Die Tragik in "The Yellow Wallpaper" liegt darin, dass die Heldin trotz ihres Wissens darum, was zu ihrer psychischen Gesundheit beitragen könnte, geistig vereinsamt und dadurch wahnsinnig wird. Mit niemandem kann sie über den Auslöser ihrer psychischen Schwierigkeiten sprechen, nämlich die Mutterrolle zu akzeptieren. Eine Frau, die nicht Mutter sein will oder kann und dadurch depressiv wird, darf es nicht geben. Eine Frau dagegen, die hysterische Symptome zeigt, ist der Gesellschaft zur Jahrhundertwende vertraut. Ohne ein Gegenüber, das Respekt und das Interesse an einem echten Austausch zeigt, wird die kreative Energie der Heldin tatsächlich in die Irre geleitet. Im Dialog mit sich selbst verzweifelt sie an ihrer Isolation und versucht, in einer fiktiven Parallel-Welt Erfüllung zu finden. In dieser Welt gelingt ihr die Flucht und Befreiung aus ihrem Gefängnis, in dem ihr Ehemann sie gefangen hält. Doch auch hier wird sie abermals in Isolation geraten und gesellschaftliche Nichtachtung erfahren. Darüber hinaus verliert sie die Fähigkeit und die Kontrolle darüber, ihr Leben bewusst selbst zu gestalten. Showalter verweist in *Hystories* darauf, dass bis heute die individuellen psychischen Ursachen für eine Erkrankung weniger Beachtung und Respekt finden, als die Versuche, einer Krankheit einen anerkannten gesellschaftlichen Status dann meist physiologischen Ursprungs zu verleihen.¹⁶ Hätte sich John für die Probleme seiner Frau bezüglich ihrer Rolle als Ehefrau und vor allem als Mutter offen gezeigt, sie nicht von ihrer Familie und dem Rest der Gesellschaft isoliert und in die ihm bekannten hysterischen Muster eingeordnet, hätte sich ihr geistiger Zustand vermutlich nicht zu der Psychose verschlechtert, in die sie am Ende des Romans gerät.

Wie schon in *The Portrait of a Lady* und *The Awakening* wird auch die Heldin in “The Yellow Wallpaper” durch die Weiblichkeitsnormen eines *authoritative discourse*, die ihre soziale Position definieren, reglementiert. In Gilmans Kurzgeschichte bestimmen ebenfalls Ehe und Mutterschaft die allgemein anerkannte Rolle einer Frau der amerikanischen Oberschicht. Die Behandlung der Post-partum-Depression der Heldin unterstreicht, dass sie außerhalb dieser Weiblichkeitsdefinition von ihrem Mann nicht als geistig gesunde Partnerin akzeptiert wird. Ihre wahnhaftige Befreiung aus dem Tapetengefängnis macht schmerzhaft deutlich, wie weit damals noch der Weg zu einer Zeit war, da Frauen im vollen Besitz ihrer geistigen Kräfte sich gegen patriarchalische Strukturen wehren können, die ihre individuellen Bedürfnisse einschränken. “The Yellow Wallpaper” führt also die zerstörerische Wirkung der Kategorie *Weiblichkeit* auf die weibliche Psyche vor Augen und zeigt erneut das Scheitern einer jungen Frau am Weiblichsein, wie es die Gesellschaft von ihr verlangt.

The Portrait of a Lady, *The Awakening* und “The Yellow Wallpaper” stellen konventionelle Sicherheiten weiblicher Identität der Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert in Frage. Die Institution der Ehe und die damit verbundene Vormachtstellung des Mannes, die Verweigerung einer eigenen beruflichen Tätigkeit und die Reduzierung der Frau auf die Rolle der Ehefrau und Mutter werden angezweifelt. Alle drei Texte schildern die desaströsen Folgen eines Weiblichkeitsideals, das Frauen nicht erlaubt, persönlichen Bedürfnissen außerhalb dieses Ideals Raum zu geben und sie zwingt, sich dem *authoritative discourse* so stark anzupassen, dass sie ihre eigene Stimme verlieren oder nicht finden können. Auf die Frage, wie genau neue weibliche Lebensformen aussehen könnten, die die ausschließenden und existenzbedrohenden Konsequenzen der Kategorie *Weiblichkeit* verhindern würden, gibt die Literatur an dieser Stelle keine direkte Antwort. Vielmehr regt sie den Leser durch die Darstellung des Schicksals der Protagonistinnen dazu an, *Weiblichkeit* neu zu denken und dadurch selbst alternative Modelle weiblichen Lebens zu entwerfen. Umso interessanter ist es nun zu fragen, was für ein Verständnis der Kategorie *Weiblichkeit* in den Anfängen der Psychoanalyse entwickelt wurde und wie sie sich mit ihrer Problematik auseinandersetzt.

-
- ¹ Charlotte Perkins Gilman, "The Yellow Wallpaper", *The Yellow Wallpaper and Other Writings by Charlotte Perkins Gilman*. New York, Toronto, London, Sidney und Auckland: Bantam Books, 1989.
- ² Linda Wagner-Martin, "Gilman's 'The Yellow Wallpaper': A Centenary", *Charlotte Perkins Gilman: The Woman and her Work*, ed. Sheryl L. Meyering (Ann Arbor und London: UMI Research Press, 1989) 51-64.
- ³ Christina von Braun, *Nicht Ich*, (Frankfurt a. M.: Neue Kritik, 1990) 23.
- ⁴ Vgl. Diane Price Herndl, *Invalid Women: Figuring Illness in American Fiction and Culture 1840-1940* (Chapel Hill und London: The University of North Carolina Press, 1993) 116-117.
- ⁵ Vgl. John S. Jr. Haller und Robin M. Haller, *The Physician and Sexuality in Victorian America* (Urbana, Chicago und London: University of Illinois Press, 1974) 43.
- ⁶ Vgl. Herndl, *Invalid Women* 117.
- ⁷ Carrol Smith-Rosenberg, *Disorderly Conduct* (New York: Alfred A. Knopf, Inc., 1985) 206.
- ⁸ Ibid. 205.
- ⁹ Elaine Showalter, *Hystories*, (London: Picador, 1998) 33-39.
- ¹⁰ Showalter, *Sister's* 132.
- ¹¹ Showalter macht in ihrem Buch *Hystories* darauf aufmerksam, dass Kulturen bis heute ihre eigenen Krankheiten erschaffen. Ähnlich umstritten wie der Krankheitsstatus der Hysterie ist in den 90er Jahren der des Chronischen Müdigkeitssyndroms. Auch der heutige Status von Migräne erscheint unter der Perspektive, dass Gesellschaften ihre Krankheiten selbst definieren, in einem anderen Licht.
- ¹² Vgl. Herndl, *Invalid Women* 113.
- ¹³ Vgl. Herndl: "As the woman's position of subject becomes more tenuous, it becomes impossible to sort out who – or what – is writing. Tenses shift back and forth between present and past ('I am securely fastened now' and 'Now he's crying' to 'said I' and 'I kept on creeping' [18-19]), the persona shifts from the woman in the room to the woman in the wallpaper, and the final scene [...] leaves open the question of whether we are reading a madwoman's text, a sane woman's post facto description of madness, or an entirely impossible text, one that could never have been written" (Herndl, *Invalid Women* 133).
- ¹⁴ Die Protagonistin verliert als Objekt jegliche Anerkennung der Gesellschaft. Ihre subjektiven Ansichten und ihre kritische Einstellung zu den medizinischen Behandlungsmethoden ihres Ehemannes haben keine Relevanz mehr, da sie als Frau in der Tapete weder den Wunsch noch die Fähigkeit hat, sich einem Gegenüber verständlich zu machen.
- ¹⁵ John S. Bak, "Escaping the Jaundiced Eye: Foucauldian Panopticism in Charlotte Perkins Gilman's 'The Yellow Wallpaper'", *Studies in Short Fiction* 31 (1994): 39-46;44.
- ¹⁶ Showalter, *Hystories* 117.

5.3.4 *Weiblichkeit* im Werk Sigmund Freuds

Sigmund Freud war als Begründer der Psychoanalyse der erste Wissenschaftler, der sich in der Psychologie aus einem ganz anderen kulturellen Umfeld der Kategorie *Weiblichkeit* näherte. In Unkenntnis der zuvor analysierten literarischen Texte schuf er einen Weiblichkeitsbegriff, der die darauf folgende psychoanalytische Forschung hinsichtlich dieses Themas weltweit und insbesondere auch den nordamerikanischen Raum beeinflussen sollte. Als junger Arzt entwickelte Freud in Wien die Psychoanalyse, ausgehend von seiner Arbeit mit unterschiedlichen Frauen, die hysterische Symptome zeigten. Schon 1905 deutete er ähnlich wie von Braun Jahrzehnte später ihre psychische Erkrankung als eine Flucht oder einen Protest gegen ihre gesellschaftliche Lage:

Wenn das Kind dann Frau geworden und ganz im Widerspruche zu den Anforderungen seiner Kinderzeit mit einem wenig rücksichtsvollen Manne verheiratet ist, der ihren Willen unterdrückt, ihre Arbeit schonungslos ausnützt und weder Zärtlichkeit noch Ausgaben an sie wendet, so wird das Kranksein ihre einzige Waffe in der Lebensbehauptung. Es verschafft ihr die ersehnte Schonung, es zwingt den Mann zu Opfern an Geld und Rücksicht, es nötigt ihn zur vorsichtigen Behandlung im Falle der Genesung, denn sonst ist der Rückfall bereit.¹

Freud hörte seinen weiblichen Patientinnen trotz ihrer Sprechhemmungen, Tics, Lähmungserscheinungen und Phobien aufmerksam zu und machte durch seine Arbeit ihre intimen Bekenntnisse zum Teil eines öffentlichen Diskurses, in dem weibliche Sexualität erstmalig als ebenso ausgeprägt wie die männliche erörtert wurde.² Er setzte es sich zum Ziel die psychische Entwicklung der Frau aus einer neutralen Perspektive – unabhängig von Erkenntnissen der Biologie – zu erforschen.³ Dennoch lösten seine Abhandlungen zur *Weiblichkeit* heftige Diskussionen aus und sind bis heute Gegenstand feministischer Kritik. Die Debatte unterschiedlicher feministischer Wissenschaftlerinnen über das Freudsche Weiblichkeitskonzept wird mir als Grundlage für meine eigene Auseinandersetzung mit seiner Theorie zur *Weiblichkeit* dienen. Da Freud in seiner späten Vorlesung „Die Weiblichkeit“ (1932) seine über Jahrzehnte gesammelte Forschung zu diesem Thema zusammenfasst, soll dieser Text Schwerpunkt meiner Analyse sein.⁴ Ergänzend werde ich mich außerdem auf Veröffentlichungen aus anderen Jahren beziehen, in denen sich Freud ebenfalls mit der weiblichen Psyche auseinandersetzt.

Freud beginnt seine Ausführungen über die Entwicklung des kleinen Mädchens zur erwachsenen Frau in „Die Weiblichkeit“ mit der Feststellung, dass die Menschen sich schon immer über das Rätsel *Weiblichkeit* den Kopf zerbrochen haben – Frauen ausgeschlossen, da sie selbst ja das Rätsel verkörpern. Mit diesem Einstieg in das Thema *Weiblichkeit* deutet Freud bereits die Komplexität dieser Geschlechterkategorie an und insbesondere die Schwierigkeit für einen Mann, ihr gerecht zu werden. Dennoch wagt er sich an dieses Unterfangen. Freud selbst kommt 1905 in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ das erste Mal auf die Differenzierung zwischen Mann und Frau zu sprechen. Seinen Überlegungen zur unterschiedlichen psychischen Entwicklung von Jungen und Mädchen legt er eine Abfolge verschiedener Stadien kindlicher Sexualität zu Grunde, die beide Geschlechter gleichermaßen betreffen: „Es scheint gewiß, daß das Neugeborene Keime von sexuellen Regungen mitbringt, die sich eine Zeitlang weiter entwickeln, dann aber einer fortschreitenden Unterdrückung unterliegen, welche selbst wieder durch regelrechte Vorstöße der Sexualentwicklung durchbrochen und durch individuelle Eigenheiten aufgehalten werden“ (Freud, „Sexualtheorie“ 77). Freud sieht diese Entwicklung als organisch bedingt und ohne Mithilfe der Erziehung hergestellt. Infantile Sexualität drückt sich laut Freuds Theorie in den sich aneinanderreihenden psychosexuellen Phasen (orale-, anale, phallische Phase sowie Latenzperiode) in libidinösen Trieben aus. Sie suchen in Übereinstimmung mit dem Lustprinzip in sich verändernden erogenen Zonen (Mund, Anus, Genitalien) nach Befriedigung. Obwohl bis heute in der psychoanalytischen Forschung die Existenz sexueller Triebe in der kindlichen Sexualität zweifellos anerkannt wird, hinterfragen feministische Psychoanalytikerinnen wie Nancy Chodorow das Ausmaß ihrer Relevanz für die kindliche Entwicklung und kritisieren bereits an dieser Stelle den biologischen Determinismus und den Universalitätsanspruch, den Freud durch sein Modell psychosexueller Entwicklungsphasen stellt.⁵

In seiner Erläuterung der Relevanz der genitalen Sexualität für die psychische Entwicklung des Kindes führt Freud erstmalig einige Unterschiede in der psychosexuellen Entwicklung von Jungen und Mädchen an:

Männliche und weibliche Anlagen sind allerdings schon im Kindesalter gut kenntlich; die Entwicklung der Sexualitätshemmungen (Scham, Ekel, Mitleid usw.) erfolgt beim kleinen Mädchen frühzeitiger und gegen geringeren Widerstand als beim Knaben; die Neigung zur Sexualverdrängung erscheint überhaupt größer; wo sich Partialtriebe der Sexualität bemerkbar machen, bevorzugen sie die passive Form. (Freud, „Sexualtheorie“ 120)

Die Unterscheidungen zwischen den Geschlechtern hält Freud allerdings nicht für so wichtig wie die Tatsache, dass im Kindesalter die autoerotische Betätigung der erogenen Zonen bei beiden Geschlechtern seiner Ansicht nach die selbe ist. Die Klitoris beim Mädchen und Eichel beim Jungen sind laut Freud homolog. Diese Erkenntnis verleitete ihn zu der Aussage: „die Sexualität der kleinen Mädchen habe durchaus männlichen Charakter“ (Freud, „Sexualtheorie“120). Eine solche Bedeutungszuweisung beeilt Freud sich, mit einem scheinbar neutralen Konzept der Bisexualität kleiner Kinder zu erklären:

Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf, sowohl insofern diese psychischen Charakterzüge von den biologischen abhängen als auch insoweit sie unabhängig von ihnen sind. (Freud, „Sexualtheorie“121)

Doch auch wenn Freud von einer anfänglichen Bisexualität der Geschlechter ausgeht, in der passiv/weibliche wie auch aktiv/männliche Phasen durchlaufen werden⁶, was eine gleichberechtigte Ausgangslage für beide Geschlechter vermuten lässt, zeigt sich in seiner Beschreibung der psychosexuellen Entwicklung von Junge und Mädchen schon in diesem frühen Text die Dominanz des männlichen Geschlechts. Sarah Kofman zweifelt in *The Enigma of Woman* ebenfalls an der neutralen Position Freuds: “To be sure, bisexuality makes it possible to obliterate the metaphysical opposition between femininity and masculinity, but this obliteration favors the dominance of a single sex, the male sex, which for its part never has to overcome any original femininity whatever.”⁷ Sie geht sogar noch einen Schritt weiter, indem sie die von Freud postulierte Bisexualität der Geschlechter als einen strategischen Schachzug erklärt, der ihn vor dem Vorwurf der ungleichen Behandlung von Junge und Mädchen schützen soll:

The thesis of bisexuality not only is the thesis that Freud is defending, it also serves as his defense against accusations of antifeminism; and too, is double-edged. It allows Freud to repeat the most tenacious, the most traditional, the most metaphysical phallocratic discourse: if you women are as intelligent as men, it is because you are really more masculine than feminine. (Kofman 14-15)

Wenn Freud 1905 die Sexualität kleiner Mädchen als männlich und 1932 das Mädchen in der phallischen Phase als kleinen Mann beschreibt: „Wir müssen nun anerkennen, das kleine Mädchen sei ein kleiner Mann“ (Freud, „Weiblichkeit“ 126), obwohl er kurz zuvor noch feststellte, dass in dieser Phase der Entwicklung von Junge und Mädchen keine Unterschiede zu finden seien, wird deutlich, dass Freud einen männlichen Maßstab verwendet. Eine neutralere Formulie-

rung, die weibliche wie männliche Aspekte offenkundig einschließt, wäre sicherlich geeigneter gewesen.

Dem männlichen Kind ist es, wie Freud laut seiner Forschungsergebnisse darstellt, nicht möglich, sich einen Menschen mit einem anderen Genital zu denken. Es stätet deshalb sämtliche Mitmenschen mit einem Penis aus. Diese innere Überzeugung gibt der Junge erst nach schweren inneren Kämpfen auf. Dem Mädchen dagegen fällt es leichter, das andersartige männliche Genital anzuerkennen. Es unterliegt laut Freud sogar sofort der Vorstellung eines Mankos, das sich als Penisneid ausdrückt, und entwickelt den Wunsch, auch ein Junge zu werden. Mit diesen Feststellungen etabliert Freud zwei Schlüsselbegriffe für seine Geschlechtertheorie, nämlich die Angst des Jungen vor dem Verlust des Penis und den Neid des Mädchens auf eben diesen. Beides ordnet Freud dem Kastrationskomplex zu, der den Jungen wie das Mädchen betrifft, da seiner Ansicht nach auch weibliche Kinder davon ausgehen, ursprünglich einen Penis besessen zu haben, der durch Kastration verloren gegangen sei. Die Kastrationsangst des Jungen und der Penisneid des Mädchens bestimmen die Vorstellungen frühkindlicher Sexualität vor der Entdeckung der Vagina.⁸

Freuds These, dass die Vagina für beide Geschlechter bis zur Pubertät unentdeckt bleibt, widerspricht Karen Horney bereits 1922.⁹ Sind sich kleine Mädchen aber ihrer Vagina bewusst, gerät Freuds Theorie der primären Männlichkeit aller Kinder ins Wanken. Besonders seine Ausführungen zum Penisneid und Kastrationskomplex wurde zum Ziel feministischer Kritik. Kofman zweifelt daran, dass beim kleinen Mädchen der Anblick des Penis eines Jungen sogleich unweigerlich die Vorstellung entstehen lässt, sie sei kastriert:

The only thing her glimpse of the boy's genitals showed her was that she herself did not have a penis. She concluded that nature or her mother had indeed done her a considerable "injury", but not that she had been castrated. How can Freud thus shift from stating that the girl lacks a penis to stating that she "discovers her castration"? (Kofman 178-179)

Das Erkennen der eigenen Kastration aber ist für Freuds Weiblichkeitstheorie der Auslöser für den Penisneid.¹⁰ Würde ein Mädchen sich nicht kastriert fühlen, wäre eine wichtige Grundlage der Freudschen Theorie in Frage gestellt und ihre Ausrichtung auf das Männliche abermals bestätigt. Anerkennung findet der Penisneid bei einigen Feministinnen lediglich in einer neuen Interpretation seiner Funktion. Ihrer Ansicht nach ist der Neid auf den Penis Ausdruck einer Eifersucht auf die

vorteilhaftere soziale Position des Mannes. Das kleine Mädchen nimmt in diesem Fall den Penis als ein Symbol für Macht und Prestige wahr.¹¹

Die Ausbildung einer psychisch normalen *Weiblichkeit* beschreibt Freud im Vergleich zu der Entwicklung des Jungen zum Mann als den komplizierteren Vorgang, da er die partielle Verlagerung der leitenden erogenen Zone von der Klitoris auf die Vagina¹² und den Wechsel des Liebesobjekts von der Mutter zum Vater beinhaltet. Als erstes Liebesobjekt wählen Junge und Mädchen die Mutter, da sie in den meisten Fällen die Kinderpflege übernimmt und dabei für die Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Kinder sorgt. Sie bleibt in dieser Position, bis sich der Ödipuskomplex formiert. Von diesem Punkt an trennen sich die Wege der Geschlechter. Im Gegensatz zum Mädchen, das sich in der Ödipussituation dem Vater zuwendet, behält der Junge die Mutter als Liebesobjekt bei. Wie aber nun vollzieht sich diese Wendung von der Mutter zum Vater? Oder wie Freud es mit anderen Worten ausdrückt: „wie kommt das Mädchen [...] aus ihrer männlichen in die ihr biologisch bestimmte weibliche Phase?“ (Freud, „Weiblichkeit“ 127)

Ausgelöst wird die Abwendung von der Mutter durch enttäuschte Erwartungen des kleinen Mädchens an sie. Als Erziehungsperson ist es meist die Mutter, die der Tochter je nach Lebensalter seine wechselnden Sexualwünsche verweigert. Die Unmäßigkeit der Liebesansprüche und die Unerfüllbarkeit der Sexualwünsche sind zwei wichtige Faktoren, die die „Liebesbeziehung“ (Freud, „Weiblichkeit“ 132) zwischen Mutter und Tochter zum Scheitern verurteilen. Doch nicht nur das Mädchen ist den Zurückweisungen der Mutter ausgesetzt, sondern auch der Junge. Dass er die Mutter als Liebesobjekt beibehält, während das kleine Mädchen sich dem Vater zuwendet, erklärt sich Freud durch geschlechtsspezifische Unterschiede. Zur Erläuterung dieser Frage kommt er auf den schon in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ erwähnten Kastrationskomplex zurück. Dieser hat bei Junge und Mädchen unterschiedliche Auswirkungen, was Freud mit der anatomischen Ungleichheit der Geschlechter begründet: „Der anatomische Unterschied muß sich doch in psychischen Folgen ausprägen“ (Freud, „Weiblichkeit“ 133). An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass Freud, ganz im Gegensatz zu seinem ursprünglichen Vorhaben, seine psychoanalytische Geschlechtertheorie auf die Biologie bzw. auf den menschlichen Körper und seine äußeren Sexualorgane bettet. Dadurch dass Freud *Männlichkeit* und *Weiblichkeit*

an körperliche Merkmale bindet, verleiht er seiner Theorie normative Züge, die nicht mehr hinterfragt werden können. Er entfernt sich damit von seinem Ziel, in der Psychoanalyse zu untersuchen, wie sich aus dem bisexuellen Kind die Frau entwickelt, und nicht etwa festzulegen, „was das Weib ist“ (Freud, „Die Weiblichkeit“ 124). So wird bei Jungen und Mädchen der erste Anblick eines gegengeschlechtlichen Genitals zum Auslöser für den Kastrationskomplex. Die Entdeckung der Kastration bezeichnet Freud als einen Wendepunkt in der Entwicklung des Mädchens und gleichzeitig als den geschlechtsspezifischen Anstoß zu seiner Distanzierung von der Mutter:

Es merkt sofort den Unterschied und – man muß es zugestehen – auch seine Bedeutung. Es fühlt sich schwer beeinträchtigt, äußert oft, es möchte ‚auch so etwas haben‘ und verfällt nun dem P e n i s e i d, der unverilgbare Spuren in seiner Entwicklung und Charakterbildung hinterlassen, auch im günstigsten Fall nicht ohne schweren psychischen Aufwand überwunden werden wird. (Freud, „Weiblichkeit“ 133-34)

Von hier aus sind drei Entwicklungsrichtungen möglich: „die eine führt zur Sexualhemmung oder zur Neurose; die nächste zur Charakterveränderung im Sinne eines Männlichkeitskomplexes, die letzte endlich zur normalen Weiblichkeit“ (Freud, „Weiblichkeit“ 135).

Die erste Richtung ist bestimmt durch die große Enttäuschung des Mädchens festzustellen, dass die Mutter penislos ist. Da seine Liebe einer phallischen Mutter gegolten hat, verkehrt sich nun Zuneigung in Feindseligkeit. In dieser Entwicklungsrichtung führt die Abwendung von der Mutter laut Freud nicht selten zu einer Verdrängung eines großen Teils der Sexualbestrebungen überhaupt. Die Mutter wird als Liebesobjekt fallen gelassen, nachdem das Mädchen erkennt, dass seine eigene Kastration kein individuelles Unglück ist, sondern auch alle anderen weiblichen Wesen davon betroffen sind.

Die zweite Richtung dagegen beschreibt Freud als trotziges Festhalten an der bedrohten Männlichkeit und schildert in einigen kurzen Sätzen in der Abhandlung „Über die weibliche Sexualität“ (1931) die lang währende Hoffnung, doch noch einmal einen Penis zu bekommen, die bis in unglaublich späte Zeiten aufrecht erhalten, zum Lebenszweck erhoben werde, denn die Fantasie, trotz alledem ein Mann zu sein, bleibt oft gestaltend für lange Lebensperioden.¹³ Der „Männlichkeitskomplex“ (Freud, „Weiblichkeit“ 139) kann später zu einer manifesten homosexuellen Objektwahl führen.

Die letzte und dritte Entwicklungsrichtung hat ebenfalls den Kastrationskomplex und damit auch den Penisneid zum Ausgangspunkt und beinhaltet als wichtige Station den Ödipuskomplex. Wie Freud erläutert, gewinnt in diesem Fall nach der Aufgabe der klitoridischen Masturbation die Passivität die Oberhand. Das Mädchen wählt den Vater als Liebesobjekt, verbunden mit der Erwartung, nun von ihm den ersehnten Penis zu bekommen, und tritt damit in die Ödipus-situation ein. Die Vollendung der Entwicklung zur normalen *Weiblichkeit* geht jedoch noch einen Schritt weiter und kann erst in der Ehe mit einem Mann verwirklicht werden, der an die Stelle des Vaters tritt: „Die weibliche Situation ist aber erst hergestellt, wenn sich der Wunsch nach dem Penis durch den nach dem Kind ersetzt, das Kind also nach alter symbolischer Äquivalenz an die Stelle des Penis tritt [...] So schimmert der alte männliche Wunsch nach dem Besitz des Penis noch durch die vollendete Weiblichkeit durch“ (Freud, „Weiblichkeit“ 137-38). Vollendete *Weiblichkeit* zeigt sich also bei Freud in der Erfüllung einer Frau in der Rolle als Mutter eines Sohnes. Der Verwirklichung ihres „exquisit weiblichen“ (Freud, „Weiblichkeit“ 138) Peniswunsches kann sie auf diese Weise am nächsten kommen:

Nur das Verhältnis zum Sohn bringt der Mutter die vollkommenste, am ehesten ambivalenzfreie aller menschlichen Beziehungen. Auf den Sohn kann die Mutter den Ehrgeiz übertragen, den sie bei sich selbst unterdrücken mußte, von ihm die Befriedigung all dessen erwarten, was ihr von ihrem Männlichkeitskomplex verblieben ist. (Freud, „Weiblichkeit“ 143)¹⁴

Die Frau findet in der Freudschen Weiblichkeitstheorie also nur in der Mutterrolle wahres Glück und Befriedigung. Für alternative weibliche Lebensentwürfe hat Freud in seiner Theorie zwar eine Erklärung, wie z. B. die Ausübung eines intellektuellen Berufs zur Sublimierung eines verdrängten Penisneids, er ordnet sie aber nicht einer normalen *Weiblichkeit* zu. Edna Pontelliers und auch Janes Sehnsucht nach Selbstverwirklichung außerhalb der Mutterrolle würde von Freud also durch den Penisneid erklärbar gemacht, aber nicht etwa als ein wichtiger Aspekt einer stabilen weiblichen Identität wahrgenommen werden. Sein Weiblichkeitskonzept enthält starke Parallelen zum *authoritative discourse* der drei analysierten literarischen Quellen über *Weiblichkeit*, der um die Jahrhundertwende ebenfalls von der Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter geprägt ist.

Wie genau *Weiblichkeit* im Erwachsenenalter aussieht, skizziert Freud aus Mangel an Forschungsergebnissen nur in groben Zügen. In körperlicher Eitelkeit zeigen sich bei erwachsenen Frauen letzte Auswirkungen des Penisneids, da damit

die ursprüngliche sexuelle Minderwertigkeit kompensiert wird. Schamhaftigkeit, eine Eigenschaft, die vor allem dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben wird, erklärt Freud sich mit der Absicht, den Defekt an ihrem Genital zu verdecken, und aus konventionellen Gründen. Außerdem schreibt er Frauen ein höheres Maß an Narzissmus zu als Männern, das auch ihre Objektwahl beeinflusst: „geliebt zu werden [ist] dem Weib ein stärkeres Bedürfnis [...] als zu lieben“ (Freud, „Weiblichkeit“ 142). Darüber hinaus haben sie laut Freud schwächere soziale Interessen, was er sich durch den dissozialen Charakter erklärt, der allen Sexualbeziehungen zu Grunde liegt: „Liebende finden aneinander Genüge und noch die Familie widerstrebt der Aufnahme in umfassendere Verbände“ (Freud, „Weiblichkeit“ 144). Die Äußerung, dass bei Frauen die Fähigkeit zur Triebsublimierung nicht so stark veranlagt ist wie beim Mann, mildert er mit der Aussage, dass diese weibliche Eigenschaft individuellen Schwankungen unterworfen ist. Der weibliche Charakter ist in der Freudschen Theorie also vor allem durch Schwäche, Eigensucht und Neid gezeichnet. Freud schließt seine Vorlesung „Die Weiblichkeit“ mit der Feststellung, dass Frauen mit Vollendung ihres dreißigsten Lebensjahres im Gegensatz zu Männern einer psychischen Starrheit verfallen:

Ein Mann um die Dreißig erscheint als ein jugendliches, eher unfertiges Individuum, von dem wir erwarten, daß es die Möglichkeiten der Entwicklung, die ihm die Analyse eröffnet, kräftig ausnutzen wird. Eine Frau um die gleiche Lebenszeit aber erschreckt uns häufig durch ihre psychische Starrheit und Unveränderlichkeit. Ihre Libido hat endgültige Positionen eingenommen und scheint unfähig, sie gegen andere zu verlassen. Wege zu einer weiteren Entwicklung ergeben sich nicht; es ist, als wäre der ganze Prozeß bereits abgelaufen, bliebe von nun an unbeeinflussbar, ja als hätte die schwierige Entwicklung zur Weiblichkeit die Möglichkeiten der Person erschöpft. (Freud, „Weiblichkeit“ 144-145)

Wie Freud zu einer solchen Verallgemeinerung des Zustands der weiblichen Psyche kommen konnte, ist aus heutiger Sicht unverständlich. Die Stagnation der psychischen Entwicklung einer Frau mittleren Alters wäre nur als tiefe Resignation bzw. als Reaktion auf eine gesellschaftliche Situation erklärbar, die keinen Raum für die geistige Lebendigkeit des weiblichen Geschlechts lässt. Sarah Kofman sieht in der von Freud beobachteten psychischen Erstarrung der Frau einen Versuch, *Weiblichkeit* einzufrieren, um die Angst vor dem undefinierbaren Rätsel *Weiblichkeit* zu beruhigen: “To make a dead body of woman is to try one last time to overcome her enigmatic and ungraspable character, to fix in a definitive and immovable position instability and mobility themselves” (Kofman 223).

Weiblichkeit, wie Freud sie darstellt, ist vor allem defizitär und durch den Penisneid bestimmt. Nur in der Beschreibung der narzisstischen Frau entwirft Freud 1914 überraschend das Bild einer starken, unabhängigen und vor allem sich selbst liebenden Person.¹⁵ Fast zwanzig Jahre später revidiert er dieses Bild allerdings wieder. In „Die Weiblichkeit“ verlagert Freud den Schwerpunkt seiner Beschreibung der narzisstischen Frau von ihrer Unabhängigkeit auf ihr Bedürfnis, geliebt zu werden. Kofman sieht damit die Frau ihrer Selbstgenügsamkeit beraubt und erneut dem Penisneid verschrieben:

“Because she has been able to maintain an unassailable libidinal position, the woman is envied by the man: such was the earlier thesis. Now the emphasis is singularly displaced. To say that woman is narcissistic is to stress her incapacity to love the other and her need to be loved, a need that seems to reflect not complacency and self-sufficiency so much as the original narcissistic wound, that is, in the final analysis, penis envy.” (Kofman 211)

Es stellt sich nun die Frage, ob, wie Juliet Mitchell es formuliert, das Weiblichkeitskonzept Freuds lediglich als die Darstellung der psychischen Auswirkungen einer patriarchalischen Gesellschaft auf das mentale Leben ihrer Mitglieder gesehen werden kann. Mitchell ist davon überzeugt, dass es nicht Freuds Anliegen war, die Frau durch seine Theorie in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu reglementieren. Sie sieht in seinem psychoanalytischen Ansatz vielmehr die Möglichkeit, gegen gesellschaftliche Zustände anzugehen, die Frauen unterdrücken: ”However it may have been used, psychoanalysis is not a recommendation *for* a patriarchal society, but an analysis *of* one. If we are interested in understanding and challenging the oppression of women, we cannot afford to neglect it”¹⁶. Mitchell definiert deshalb den Penisneid als Vorstellung, die durch ihren Inhalt die Gesellschaft strukturiert: “In the briefest possible terms, we could say that psychoanalysis is about the material reality of ideas both within, and of, man’s history; in ‘penis-envy’ we are talking not about an anatomical organ, but about the ideas of it that people hold and live by within the general culture, the order of human society” (Mitchell xvi). Sie betrachtet Freuds Weiblichkeitstheorie einschließlich des Penisneids also als eine Theorie, die es möglich macht zu rekonstruieren, wie Frauen zum benachteiligten Geschlecht werden.

Mitchells Forderung, die Psychoanalyse zur Untersuchung des ungleichen Geschlechterverhältnisses heranzuziehen, findet bis heute von feministischen Psychoanalytikerinnen wie Chodorow und Jessica Benjamin Unterstützung. Sie kritisieren allerdings Mitchells vorbehaltlose Anwendung der Freudschen Theorie. In

ihrer psychoanalytischen Arbeit greifen sie nicht auf die Abhandlungen Freuds zur *Weiblichkeit* zurück, sondern entwickelten stattdessen eigene Weiblichkeitsmodelle, die ihre Wurzeln in der Psychoanalyse Freuds haben, sich aber inhaltlich immer wieder kritisch von den frauenfeindlichen Aspekten seiner Theorie distanzieren. Würden Freuds Überlegungen zur *Weiblichkeit* weiterhin als Maßstab für eine psychisch gesunde *Weiblichkeit* in psychoanalytischen Therapien verwendet, hätten sie durchaus einen restriktiven Charakter und würden nicht die Vielfalt individueller weiblicher Bedürfnisse befriedigen. Viele Frauen würden sich in den gesellschaftlich nicht akzeptierten Bereich des Unnormalen abgedrängt fühlen.

Schon 1963 macht Betty Friedan in ihrem Buch *The Feminine Mystique* darauf aufmerksam, dass es Freuds Texten zur *Weiblichkeit* an ihrem Bezug zur Gegenwart mangelt und dass man sie aus ihrem Ursprungsort heraus, der viktorianischen Wiener Mittelschicht, verstehen müsse.¹⁷ Friedan befürchtet im Festhalten an den Weiblichkeitstheorien Freuds einen Versuch, ein konventionelles Weiblichkeitsbild am Leben zu erhalten. Dabei verweist sie auf die Zusammenarbeit der Psychoanalytikerin Marynia Farnham und des Soziologen Ferdinand Lundberg, deren Werk *Modern Woman: The Lost Sex* seit seinem Erscheinen in den 40er Jahren bis in die 60er Jahre zu einer viel zitierten Quelle zum Thema *Weiblichkeit* in Zeitungen und Eheberatungen geworden war:

The dominant of feminine training and development today [...] discourages just those traits necessary to the attainment of sexual pleasure: receptivity and passiveness, a willingness to accept dependence without fear or resentment, with a deep inwardness and readiness for the final goal of sexual life – impregnation. [...] The woman who is to find true gratification must love and accept her own womanhood as she loves and accepts her husband's manhood. Women's rivalry with men today, and the need to 'equal' their accomplishments, engenders all too often anger and resentment toward men.¹⁸

Friedan plädiert für eine kritische Lesart der Freudschen Weiblichkeitstheorie, die ihrer Ansicht nach in den USA vor allem in den 50er Jahren den Status einer Religion erlangte.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu erwähnen, dass sich Freud durchaus der Problematik ausgrenzender Normen bewusst war und es nicht seine Absicht war, ein Individuum in ein bestimmtes Verhaltensmuster zu zwingen. Normalität war auch für ihn nur ein Durchschnittswert und kein zu erfüllendes Ideal:

Aber ein solches Normal-Ich ist, wie die Normalität überhaupt, eine Idealfiktion [...] Jeder Normale ist eben nur durchschnittlich normal, sein Ich nähert sich dem des Psychotikers in dem oder jenem Stück, in größerem oder geringerem Ausmaß. (Freud, „Analyse“ 80)

Man wird sich nicht zum Ziel setzen, alle menschlichen Eigenarten zugunsten einer schematischen Normalität abzuschleifen oder gar zu fordern, daß der ‚gründlich Analytierte‘ keine Leidenschaften verspüren oder inneren Konflikte entwickeln dürfe. (Freud, „Analyse“ 96)

In der psychoanalytischen Therapie setzte Freud es sich zum Ziel, seine Patienten in der persönlichen unabhängigen Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu unterstützen und ihnen nicht etwa die Wertvorstellungen des Therapeuten aufzudrängen:

Wir haben es entschieden abgelehnt, den Patienten, der sich Hilfe suchend in unsere Hand begibt, zu unserem Leibgut zu machen, sein Schicksal für ihn zu formen, ihm unsere Ideale aufzudrängen und ihn im Hochmut des Schöpfers zu unserem Ebenbild, an dem wir Wohlgefallen haben sollen, zu gestalten [...] Wir können es nicht vermeiden, auch Patienten anzunehmen, die so haltlos und existenzunfähig sind, daß man bei ihnen die analytische Beeinflussung mit der erzieherischen vereinigen muß, und auch bei den meisten anderen wird sich hier und da eine Gelegenheit ergeben, wo der Arzt als Erzieher und Ratgeber aufzutreten genötigt ist. Aber dies soll jedesmal mit großer Schonung geschehen, und der Kranke soll nicht zur Ähnlichkeit mit uns, sondern zur Befreiung und Vollendung seines eigenen Wesens erzogen werden.¹⁹

Es erscheint mir wichtig, die gegensätzlichen Positionen, die Freud in seiner Forschung einnimmt, kritisch zur Kenntnis zu nehmen. So gelingt es ihm trotz seines konventionell geprägten Weiblichkeitsbegriffs, sich von einschränkenden Vorstellungen und Theorien zu befreien. Es ist sein Anliegen, das menschliche Individuum und seine Psyche in all seiner Vielfalt zu beschreiben und nicht festzulegen. Freud wollte seinen Patienten eine eigenständige Entwicklung ermöglichen:

So sehr es den Analytiker verlocken mag, Lehrer, Vorbild und Ideal für andere zu werden, Menschen nach seinem Vorbild zu schaffen, er darf nicht vergessen, dass dies nicht seine Aufgabe im analytischen Verhältnis ist, ja dass er seiner Aufgabe untreu wird, wenn er sich von seiner Neigung fortreiben lässt. Er wiederholt dann nur einen Fehler der Eltern, die die Unabhängigkeit des Kindes durch ihren Einfluss erdrückt hatten, ersetzt nur die frühere Abhängigkeit durch eine neuere. Der Analytiker soll aber bei allen Bemühungen, zu bessern und zu erziehen, die Eigenart des Patienten respektieren.²⁰

In der psychoanalytischen Theorie soll den Patienten durch Selbsterkenntnis geholfen werden, Wissen über die Dinge zurückzuerlangen, die zuvor ins Unbewusste verdrängt wurden. Dadurch soll das geschwächte Ich gestärkt und Kontrolle über unterdrückte neurotische Symptome gewonnen werden.²¹ Die Erziehung des Patienten zu Unabhängigkeit und Individualität gibt im Gegensatz zu den teils

normativ restriktiven Ansätzen der Freudschen Weiblichkeitstheorie Raum und Freiheit für die persönliche Entfaltung. In diesem Punkt bleibt Freud für mich widersprüchlich. In seinen Ausarbeitungen zeigen sich gleichzeitig die Loslösung und das Hinterfragen von alten Kategorien wie die Gefangenschaft in ihnen. Durch die Erforschung der Strukturen des Unbewussten und der Sexualität der Frau hat Freud dazu beigetragen, ein tieferes Verständnis von *Weiblichkeit* zu gewinnen. Er hat nachfolgenden Generationen von Psychoanalytikern das Werkzeug für eine weitere Erforschung des weiblichen Geschlechts in die Hand gegeben. Ihm selbst ist es aber nicht gelungen, eine Basis zu schaffen, auf der *Weiblichkeit* in ihrer individuellen Vielfalt Anerkennung und Respekt findet. Auch wenn Freud sich selbst für seine Forschung hohe ethische Maßstäbe setzte, die der wissenschaftlichen Herangehensweise von William James stark ähnelten, konnte er seinen eigenen Ansprüchen in der Praxis nicht immer entsprechen: „Sie wissen, wir waren nie stolz auf die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit unseres Wissens und Könnens; wir sind, wie früher so auch jetzt, immer bereit, die Unvollkommenheit unserer Erkenntnis zuzugeben, Neues dazuzulernen und an unserem Vorgehen abzuändern, was sich durch Besseres ersetzen lässt.“ (Freud, „Wege“ 183)

Insbesondere Freuds Rückgriff auf die Biologie zur Untermauerung seiner Erläuterung des Unterschiedes der Geschlechter macht *Weiblichkeit* in seiner Theorie zu einer Kategorie, die nicht mehr hinterfragt werden darf: „Die feministische Forderung nach Gleichberechtigung der Geschlechter trägt hier nicht weit, der morphologische Unterschied muß sich in Verschiedenheiten der psychischen Entwicklung äußern. Die Anatomie ist Schicksal.“²² Die Biologie erscheint mehrfach wie ein Grundstein, zu dem Freud zurückkehrt, um gewisse Tatsachen in ihrer Unumstößlichkeit zu untermauern. So hat für ihn auch noch in seiner letzten längeren Ausführung zum weiblichen Wesen die allgemeine Ablehnung der *Weiblichkeit* von beiden Geschlechtern letztlich biologische Ursachen:

Man hat oft den Eindruck, mit dem Peniswunsch und dem männlichen Protest sei man durch alle psychologische Schichtung hindurch zum «gewachsenen Fels» durchgedrungen und so am Ende seiner Tätigkeit. Das muß wohl so sein, denn für das Psychische spielt das Biologische wirklich die Rolle des unterliegenden gewachsenen Felsens. Die Ablehnung der Weiblichkeit kann ja nichts anderes sein als eine biologische Tatsache, ein Stück jenes großen Rätsels der Geschlechtlichkeit.²³

Betty Friedan beanstandet schon 1963 Freuds veralteten Biologismus und die Vernachlässigung des kulturellen und sozialen Umfelds in seiner Theorie: “Much of what Freud believed to be biological, instinctual, and changeless has shown by modern research to be the result of specific cultural causes” (Friedan 106).²⁴ Einige Jahre später schlossen sich Kate Millett und Shulamith Firestone dieser Kritik an.²⁵ Auch Christa Rohde-Dachser warnt in den 90er Jahren ihrem Buch *Expedition in den dunklen Kontinent: Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse* (1991) wie schon Butler und Engel davor, geschlechtsbestimmte soziale Setzungen als natürlich bzw. biologisch zu betrachten und sie auf diese Weise zu legitimieren.

In den letzten Worten von „Die Weiblichkeit“, in denen Freud aufruft, sich für einen tieferen Einblick in das Rätsel *Weiblichkeit* der Literatur oder der eigenen Lebenserfahrung zuzuwenden, zeigt sich, dass Freud sich trotz seines Versuchs, *Weiblichkeit* festzuschreiben, seiner Definition in ihrer Endgültigkeit nicht sicher war. Dass er selbst gerade die Literatur als Quelle zur weiteren Erforschung der Kategorie *Weiblichkeit* nennt, bestätigt meine Herangehensweise, literarische und psychoanalytische Texte in meiner eigenen Untersuchungsmethode zu kombinieren. Freuds Theorie zur psychosexuellen weiblichen Entwicklung der Frau kann die Protagonistinnen aus *The Portrait of a Lady*, *The Awakening* und “The Yellow Wallpaper” nicht retten. Die Dramatik der Fragen, die von der Literatur bezüglich der Kategorie *Weiblichkeit* aufgeworfen werden, wird von ihm in der Psychoanalyse nicht in gleicher Schärfe formuliert. So wird in *The Awakening* und “The Yellow Wallpaper” eindrucksvoll sichtbar gemacht, dass ein Weiblichkeitsbegriff, der Frauen auf die Mutterrolle reduziert, sie der Grundlage ihrer Existenz beraubt und ihre Psyche erschüttert. Ein eigener Berufswunsch wäre aus dieser Perspektive nicht wie bei Freud Ausdruck eines Neides auf die Position des Mannes, sondern ein elementarer Pfeiler einer gesunden weiblichen Psyche. Wenn Edna Pontellier sagt, dass sie ihr Leben für ihre Kinder geben würde, aber nicht sich selbst, lässt Chopin ihre Heldin formulieren, worauf feministische Psychoanalytikerinnen erst zum Ende des 20. Jahrhunderts aufmerksam machen, nämlich auf die Gefahr des Verlustes des Selbst der Mutter in einer Symbiose mit ihren Kindern und die Notwendigkeit, sich aus einer solchen Beziehung zu befreien. Die Ehemänner der drei Protagonistinnen werden außerdem nicht wie bei Freud im traditionellen Sinne als notwendige Voraussetzung einer vollendeten *Weiblichkeit* gesehen, sondern es wird im Gegenteil dargestellt, dass sie ihren

Ehefrauen schaden, wenn sie in einem gesellschaftlichen System verharren, das sie ihre Partnerinnen nicht mit ihren individuellen Bedürfnissen erkennen oder gar respektieren lässt. Insbesondere *The Portrait of a Lady* weist darüber hinaus auf die Gefahr eines Weiblichkeitskonzepts hin, wenn es so eng definiert wird, dass es Frauen zu einem ästhetischen Objekt erstarren lässt. Auch Freud erkennt die psychische Erstarrung der Frau und distanziert sich in der psychoanalytischen Therapie von einer Festlegung des Charakters seiner Patientinnen; dies hindert ihn aber nicht daran, *Weiblichkeit* selbst ähnlich einschränkend festzulegen. Die Literatur ist also im ausgehenden 19. Jahrhundert in ihrer Kritik an der Rolle der Frau aus heutiger Perspektive der Psychoanalyse weit voraus und beschäftigt sich bereits mit Fragen, auf die die psychoanalytische Forschung erst in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts antwortet. Gerade deshalb ist es interessant, ihre kritische Stimme weiter zu verfolgen und zu untersuchen, wie sie sich zur gleichen Zeit wie Freud in den 30er Jahren in seiner Vorlesung „Die Weiblichkeit“ mit der Kategorie *Weiblichkeit* befasst.

¹ Sigmund Freud, „Bruchstück einer Hysterie-Analyse“, *Gesammelte Werke*, Eds. Anna Freud ... [et al.], Bd. 5. (Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 1972) 160-286; 205.

² Vgl. Lisa Appignanesi und John Forrester, *Freud's Women* (New York: Other Press, 2000) 4.

³ „Ich habe es sorgfältig vermieden, wissenschaftliche Erwartungen aus der allgemeinen Sexualbiologie oder aus der spezieller Tierarten in das Studium einzutragen, welches uns an der Sexualfunktion des Menschen durch die Technik der Psychoanalyse ermöglicht wird. Mein Ziel war es allerdings zu erkunden, wieviel zur Biologie des menschlichen Sexuallebens mit den Mitteln der psychologischen Forschung zu erraten ist; ich durfte auf Anschlüsse und Übereinstimmungen hinweisen, die sich bei dieser Untersuchung ergaben, aber ich brauchte mich nicht beirren zu lassen, wenn die psychoanalytische Methode in manchen Punkten zu Ansichten und Ergebnissen führte, die von den bloß biologisch gestützten erheblich abwichen.“ Sigmund Freud, „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“, *GW* Bd. 5 (1972) 27-145:30.

⁴ Sigmund Freud, „Die Weiblichkeit“, *GW* Bd. 15 (1999) 119-145.

⁵ Chodorow, *Reproduction* 46-47.

⁶ Die Unentschiedenheit über die Verwendung der Begriffspaare aktiv/männlich und passiv/weiblich zieht sich durch Freuds gesamtes Werk. Sogar innerhalb der Vorlesung „Die Weiblichkeit“ kommt sie zum Ausdruck. Während er zu Beginn noch die zuvor genannten Bedeutungszuweisungen als unzureichend und unzweckmäßig darstellt, räumt er im gleichen Text nur wenig später ein, dass man sie dennoch verwenden könnte: „Diese Wünsche vertreten sowohl aktive als passive Regungen; wenn man sie auf die später auftretende Differenzierung der Geschlechter bezieht, was man aber möglichst vermeiden soll, kann man sie männliche und weibliche heißen“ (Freud, „Weiblichkeit“ 128).

⁷ Sarah Kofman, *The Enigma of Woman: Woman in Freud's Writing*, Übers. Catherine Porter (Ithaca und London: Cornell University Press, 1985) 134.

⁸ Vgl. Freud, „Sexualtheorie“ 95- 96.

-
- ⁹ Vgl. Karen Horney, "On the Genesis of the Castration Complex in Women", *Feminine Psychology*, ed. Harold Kelman (New York und London: W. W. Norton & Company, 1993) 37-53; 40-41.
- ¹⁰ In der Psychoanalyse wird der Penisneid heute nur noch selten als Grund für charakterliche Defizite oder als Ursache ehrgeiziger beruflicher Ziele von Frauen gesehen. Er wird aber immer noch zur Erklärung weiblicher Entwicklungsstörungen herangezogen und steht weiterhin als Metapher für den Individuationswunsch von Frauen und Mädchen. Christa Rhode-Dachser merkt an, dass es fragwürdig sei, den Individuationswunsch von Frauen gerade mit der Metapher des Penisneids auszudrücken. Denn dieser habe den Neid der Frau auf ein männliches Organ zum Inhalt, das für das weibliche Geschlecht für immer unerreichbar bleibt. Auf diese Weise würde Autonomie eine Sache des Mannes bleiben. Christa Rhode-Dachser, *Expedition in den dunklen Kontinent: Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse* (Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo, Hongkong, Barcelona, Budapest: Springer-Verlag, 1991) 9.
- ¹¹ Vgl. Betty Friedan, *The Feminine Mystique* (London: Victor Gollancz Ltd., 1971) 11 und Kate Millett, *Sexual Politics* (Garden City und New York: Doubleday & Company, Inc., 1970) 180-183 und Chodorow, *Reproduction* 123.
- ¹² Im Zuge der sexuellen Befreiung der Frau in den 60er Jahren, die eine selbstbestimmte Sexualität beinhaltete, geriet dieses Konzept Freuds in die Kritik. Er wurde für die verbreitete Ansicht verantwortlich gemacht, für Frauen seien nur vaginale Orgasmen sexuell normal. Diese Vorstellung sah man in den physiologischen Erkenntnissen von Masters und Johnson in *Human Sexual Response* widerlegt, die auf einen einzigen weiblichen Orgasmus der Klitoris schließen lassen. William H. Masters und Virginia E. Johnson, *Human Sexual Response* (Toronto; New York: Bantam Books, 1966).
- ¹³ Sigmund Freud, „Über die weibliche Sexualität“, *GW* Bd. 14 (1972), 515-537; 522.
- ¹⁴ An dieser Stelle sei angemerkt, dass Frauen auch durch die äußeren gesellschaftlichen Umstände, die das Realisieren eigener Lebensentwürfe verhinderten, dazu getrieben wurden, in einem Sohn nach deren stellvertretender Verwirklichung zu suchen, und sie allein durch diese Tatsache ein männliches dem weiblichen Kind vorzogen.
- ¹⁵ Sigmund Freud, „Zur Einführung in den Narzißmus“, *GW* Bd. 10. (1973), 137-170.
- ¹⁶ Juliet Mitchell, *Psychoanalysis and Feminism* (London: Allen Lane, 1974) xv.
- ¹⁷ Betty Friedan, *The Feminine Mystique* (London: Victor Gollancz Ltd., 1971).
- ¹⁸ Marynia F. Farnham and Ferdinand Lundberg, *Modern Woman: The Lost Sex* (New York und London: Harper & Brothers Publishers, 1947) 237.
- ¹⁹ Sigmund Freud, „Wege der psychoanalytischen Therapie“, *GW* Bd. 12. (1986), 181-194; 190.
- ²⁰ Sigmund Freud, „Abriss der Psychoanalyse“, *GW* Bd. 17. (1946), 61-138; 101.
- ²¹ Vgl. Sigmund Freud, „Wege“ 183-184.
- ²² Sigmund Freud, „Der Untergang des Ödipuskompexes“, *GW* Bd. 13. (1967); 400.
- ²³ Sigmund Freud, „Die endliche und die unendliche Analyse“, *Gesammelte Werke*, eds. Anna Freud ... [et al.], Bd. 16. (London: Imago Publishing Co., Ltd., 1950) 59-99; 99.
- ²⁴ Mitchell verteidigt Freud angesichts solcher Vorwürfe. Sie sieht sexuelle Identität bei Freud nicht als angeborene biologische Tatsache, sondern als kulturell und sozial konstruiert: "what Freud did, was to give up precisely because psychoanalysis has nothing to do with biology – except in the sense that our mental life also reflects, in a transformed way, what culture has already done with our biological needs and constitutions" (Mitchell, *Psychoanalysis* 401).
- ²⁵ Millett in *Sexual Politics* 1969: "For the gravest distortion in Freud's theory of female psychology stems from his incapacity, unconscious or deliberate, to separate two radically different phenomena, female biology and feminine status. By inferring the latter is as much, or nearly as much, the product of nature as the former, and somehow inevitable, rather than the product of a social situation, he seems eager to convince us that what a man's world has made of woman is only that nature has made of her first" (Millett 190).

Firestone in *The Dialectic of Sex* 1970: “For Freud, in the tradition of ‘pure’ science, observed psychological structures without ever questioning their social context. [...]whether or not we can blame Freud personally, his failure to question society itself was responsible for massive confusion in the disciplines that grew up around his theory. [...]But was there any value in these ideas? [...] I believe Freud was talking about something real, though perhaps his ideas, taken literally, lead to absurdity. [...] *I submit that the only way that the Oedipus Complex can make full sense is in terms of power.* We must keep in mind that Freud observed this complex as common to every normal individual who grows up in the nuclear family of a patriarchal society, a form of social organization that intensifies the worst effects of the inequalities inherent in the biological family itself.” Shulamith Firestone, *The Dialectic of Sex* (New York: William Morrow and Company, Inc., 1970) 51-53.

5.3.5 “A Rose for Emily” (1930) – William Faulkner

In den 30er Jahren wird die *Lady* in der Kurzgeschichte “A Rose for Emily” von William Faulkner zur Mörderin und rebelliert gegen ihre gesellschaftliche Rolle. Faulkner stellt durch das Schicksal seiner verschroben grotesken Heldin in der Tradition des *Southern Gothic*¹ das Weiblichkeitskonzept der *Lady* – diesmal unter den petrifizierten Zuständen des Post-Bellum-Südens – ein halbes Jahrhundert nach James nochmals radikal in Frage. Dass er Emily trotz ihrer verzweifelten Situation in einer stärkeren Position zeichnet als James, Chopin oder Gilman ihre Protagonistinnen zur Jahrhundertwende, lässt sich vor allem vor dem Hintergrund der veränderten gesellschaftlichen Rolle der Frau in den Vereinigten Staaten seit den 20er Jahren erklären. Der *Flapper* als neue medienwirksame Galionsfigur der *roaring twenties* stand für eine Frau, die sich von alten Verhaltensregeln weitgehend befreit hatte. Ihr Leben nahm Züge an, die dem heutiger Frauen ähneln.² Moralvorstellungen bezüglich Ehe und Sexualität wandelten sich:

The new ideal of marriage in the 1920s was a romantic-sexual union, with a primary focus on the relation between husband and wife rather than on the family as a unit. The role of the wife was that of sexual partner and agreeable companion [...] The new ideal of marriage was always described in egalitarian terms – compatibility, reciprocity, and mutuality – that reflected women’s raised expectations.³

Mit dem Erhalt des Wahlrechts 1920 wurde die Frau dem Mann zumindest politisch gleichgestellt und auch die Zahl von Hochschulabsolventinnen und berufstätiger Frauen stieg stetig.⁴ Faulkner verfasste seine Kurzgeschichte also aus dem Wissen über ein bereits existierendes Frauenbild heraus, in dem sich das weibliche Geschlecht schon von den Fesseln befreit hatte, die Emily als Südstaaten-*Lady* noch gefangen halten.

Der Schauplatz der Handlung ist wie in *The Awakening* der Süden der Vereinigten Staaten, aber dieses Mal ist es nicht das katholisch-kreolische New Orleans’, sondern die fiktionale protestantische Kleinstadt Jefferson in Mississippi, die das Schicksal der Protagonistin Emily Grierson bestimmt. Die Gesellschaft Jeffersons ist streng patriarchalisch organisiert und es fehlt ihr an der Leichtigkeit der kreolischen Kultur. Als Tochter einer alten Südstaatenfamilie lebt Emily in dieser Kleinstadt isoliert vom Rest der Gesellschaft. Da ihr Vater keinen ihrer Verehrer aus Jefferson als standesgemäßen Ehemann akzeptierte, kann auch eine Heirat sie nicht in das gesellschaftliche Leben integrieren. Wie keine andere Bür-

gerin steht Emily für die Werte des alten Südens. Zu Lebzeiten verkörpert sie für die Bewohner von Jefferson eine Tradition, die umsorgt und gepflegt werden muss, als sie stirbt wird sie zu einem "fallen monument" (119). Ihr Status als unerreichtbare *Lady* bietet immer wieder Anreiz für Spekulationen und Gerüchte über sie und macht sie zu einer Person, die alle Blicke auf sich lenkt: "Because she is Miss Emily Grierson, the town invests her with that communal significance which makes her the object of their obsession and subject of their incessant scrutiny".⁵ Trotz der mangelnden Kommunikation meinen Jeffersons Bürger, ihre Miss Emily zu kennen. Die Details von Emilys Leben, die für die Einwohner der Stadt im Verborgenen bleiben, füllen sie mit ihren eigenen Vorstellungen über das Leben einer Dame höheren Standes aus: "The townspeople's ability to understand (read) the facts of Emily's life is severely compromised by [...] their presuming to know the details of her private life. Into the gaps in their knowledge they inscribe a likely and conventional version of what they imagine happened".⁶ Dabei entsteht ein Bild der Protagonistin, das ihre wahre Persönlichkeit ignoriert und lediglich auf Annahmen über die Charakterzüge einer Südstaaten-*Lady* beruht.

Die Macht des Kollektivs, über die gesellschaftliche Rolle einer Frau zu entscheiden, untermauert Faulkner in "A Rose for Emily" durch die Erzählstruktur des Textes auf eindringliche Art und Weise. So wird die gesamte Kurzgeschichte aus der Perspektive eines anonymen Einwohners Jeffersons geschildert, der allerdings statt des *ich* das *wir* zum Ausgangspunkt seiner Beschreibungen über das Leben der Protagonistin wählt. Durch die erste Person Plural als Erzählstimme erscheint es, als ob über die Beziehung einer gesamten Stadt zu Emily berichtet wird.⁷ Der *authoritative discourse*, der in diesem *wir* seine stärkste Vertretung findet, erhält durch den kollektiven Erzählstil der Kurzgeschichte ein noch größeres Gewicht. Die Gemeinschaft interpretiert und richtet über Emilys Leben, da es ihr gesellschaftlicher Stand verhindert, sich gegenseitig auszutauschen oder gar kennenzulernen.

In seinem Eifer, Emilys Leben von außen zu gestalten, übersieht Jefferson, dass sie in ihrer Isolation langsam den Verstand verloren hat und zu einer Gefahr für die Gesellschaft wurde. Dies geschieht, obwohl sich in ihrem Verhalten schon früh Anzeichen geistiger Verwirrung andeuteten. So weigerte sie sich mehrere Tage lang, den Tod ihres Vaters zu akzeptieren:

The day after his death all the ladies prepared to call at the house and offer condolence and aid, as is our custom. Miss Emily met them at the door,

dressed as usual and with no trace of grief on her face. She told them that her father was not dead. She did that for three days, with the ministers calling on her, and the doctors, trying to persuade her to let them dispose of the body. Just as they were about to resort to law and force, she broke down, and they buried her father quickly.

We did not say she was crazy then. We believed she had to do that. We remembered all the young men her father had driven away, and we knew that with nothing left, she would have to cling to that which had robbed her, as people will. (124)

Emilys Unwillen, den Tod als Ende des Lebens anzuerkennen, erklärt zu einem späteren Zeitpunkt ihre Motivation zum Mord an dem Mann, den sie gerne geheiratet hätte. Doch anstatt Emily als eine Person wahrzunehmen, die an der Einsamkeit ihrer gesellschaftlichen Stellung zerbricht, achtet Jefferson peinlich genau darauf, dass sie die Rolle der *Lady* einhält.

Mit kritischem Blick verfolgt die Stadt nach dem Tod von Emilys Vater ihre sonntäglichen Ausfahrten mit Homer Barron, einem Straßenarbeiter aus dem Norden. Es wird darüber spekuliert, ob dieser Mann eine standesgemäße Verbindung für sie sei. Als ihre Treffen mit ihm anhalten, ohne dass Pläne über eine bevorstehende Hochzeit bekannt werden, entschließt sich die Stadt zu handeln und bestellt entfernte Verwandtschaft Emilys aus Alabama zu ihr, die darüber wachen sollen, dass ihre *Lady* Regeln von Moral und Anstand einhält. Da Emily während der Anwesenheit ihrer Kusinen Männerbekleidung wie auch eine Toilettenausstattung mit einer Gravur der Initialen H. B. erwirbt, sieht sich die Stadt in ihrer Vermutung bestätigt, dass Emily Homer Barron im Stillen geheiratet hat. Doch er wird nur noch einmal nach der Abreise von Emilys Verwandtschaft gesehen, als er am frühen Abend ihr Haus betritt. Emily zieht sich von diesem Zeitpunkt an vollkommen aus der Öffentlichkeit zurück bis auf einen kurzen Zeitraum ihres Lebens, in dem sie Porzellanmalerei unterrichtet. Erst zu ihrer Beerdigung öffnet sich die Tür ihres Hauses wieder für ihre Mitmenschen, die in diesem Moment erkennen müssen, wozu Emily durch den gesellschaftlichen Druck, dem sie ausgesetzt war, getrieben wurde. In einem Zimmer im oberen Stockwerk des Hauses entdecken die Bürger Jeffersons die verwesene Leiche Homer Barrons:

The man himself lay in the bed.

For a long while we just stood there, looking down at the profound and fleshless grin. The body had apparently once lain in the attitude of an embrace, but now the long sleep that outlasts love, the conquers even the grimace of love, had cuckolded him. What was left of the nightshirt, had become inextricable from the bed in which he lay; and upon him and upon the pillow beside him lay that even coating of the patient and biding dust. (130)

In dem selben Bett, das für ihren Geliebten jahrzehntelange Ruhestätte wurde, entdecken die Trauergäste Emilys den Abdruck eines zweiten Kopfes in einem Kissen und ein langes graues Haar. Emily hatte also im Freiraum ihrer Isolation nicht nur die Möglichkeit gehabt, sich die Treue ihres Liebhabers durch dessen Ermordung zu erzwingen, sondern konnte auch noch ihren Wahn so weit ausleben, dass sie hinter dem Schutzschild ihrer Rolle als *Lady* eine fiktive Ehe führte und die Nächte an eine Leiche geschmiegt verbrachte.

Vor der Entdeckung dieser grausigen Tat hatte sich Jefferson geweigert, Miss Emily in ihrer gesellschaftlichen Position als *Lady* in Verbindung mit mörderischen Absichten zu bringen. Pierre Bourdieu erläutert in seinem Essay "A Reflecting Story" die Tendenz der Gesellschaft, aufgrund der Kenntnis gewisser sozialer Faktoren einem Individuum Eigenschaften und Verhalten zuzuordnen: "The meaning of words and actions is predetermined by the social image of the person who produces them, and, in the case of a person 'above all suspicion,' the very idea of murder is excluded" (Bourdieu 371). In *A Rose for Emily* verschließt eine ganze Stadt die Augen vor Hinweisen auf ein Verbrechen. Die Macht des *authoritative discourse*, eine Person in sozialen Bildern festzuschreiben, ist ein Einfluss, dem keiner der Bürger entrinnt: "The power of presupposition is so great, and the hypotheses of the practical induction of the habitus so robust, that they [die Bürger von Jefferson] resist the self-evident" (Bourdieu "Reflecting" 371). Es erregt keinen Verdacht, als Emily Arsen kauft, ohne mitzuteilen, wofür. Der Apotheker beantwortet seine Frage nach dem Verwendungszweck des Giftes, zu der er gesetzlich verpflichtet ist, selbst und möchte in Emilys Schweigen verstehen, dass sie damit Ratten vernichten wird:

'If that's what you want. But the law requires you to tell what you are going to use it for.'

Miss Emily just stared at him, her head tilted back in order to look him eye for eye, until he looked away and went and got the arsenic and wrapped it up [...] When she opened the package at home there was written on the box, under the skull and bones: 'For rats'. (126)

Andere denken, dass Emily aus Verzweiflung über das endlose Warten auf einen Heiratsantrag von Homer Barron und die daraus resultierende Demütigung ihrer Person plant, sich selbst umzubringen: "When Emily buys the poison, it never occurs to anyone that she intends to use it on Homer, so strong is the presumption that ladies when jilted commit suicide, not murder" (Fetterley 41). Auch der unangenehme Geruch, der ihr Haus umgibt, kurze Zeit nachdem Homer Barron das

letzte Mal gesehen wurde, stimmt Emilys Mitbürger nicht nachdenklich. Wieder werden die Ratten als Ursache herangezogen. Viel größere Sorgen bereitet den Verantwortlichen der Stadt, wie dieser Geruch beseitigt werden könnte, ohne Emily zu beleidigen: “will you accuse a lady to her face of smelling bad?” (122) Schließlich wird, ohne sie davon zu unterrichten, nachts Kalk von einigen Männern um ihr Haus gestreut.

Es ist also die Rolle der *Lady*, die Emily davor schützt, als Verbrecherin enttarnt zu werden. Emily beherrscht diese Rolle perfekt und Jefferson spielt das Schauspiel, das sie vor der Entdeckung schützt, bereitwillig mit. Ob Emily ihre soziale Position bewusst zu ihrem Vorteil nutzt oder sie sich selbst in geistiger Verwirrung als *Lady* jenseits jeglichem moralischen Zweifels sieht, bleibt ungewiss, da kein Einblick in ihr Seelenleben gewährt wird. Dass sie in ihrer eigenen wirklichkeitsfernen Welt lebt, wird allerdings deutlich, als ihr im hohen Alter das Privileg der Steuerfreiheit entzogen werden soll. Nach dem Tod ihres Vaters erließ der derzeitige Stadtpräfekt ihr diese bürgerliche Pflicht zu ihrer finanziellen Unterstützung. Da Emily Almosen abgelehnt hätte, tat er dies unter einem Vorwand: “Colonel Sartoris invented a tale to the effect that Miss Emily’s father had loaned money to the town, which the town, as a matter of business, preferred this way of repaying” (120). Als die nächste Generation im Rathaus versucht, Emily davon zu überzeugen, dass ihre steuerliche Sonderposition jeglicher Grundlage entbehrt, verweigert sich Emily dieser neuen Realität und verweist die kleine Gruppe Abgesandter ihres Hauses: “‘See Colonel Sartoris.’ (Colonel Sartoris had been dead for almost ten years.) ‘I have no taxes in Jefferson. Tobe!’ The Negro appeared. ‘Show these gentlemen out.’” (121). In dieser Situation zwingt Jefferson in seiner Ehrfurcht vor ihrem hohen sozialen Status Emily nicht dazu, eine andere Welt als die eigene anzuerkennen: “Ladies must not be confronted with facts; they must be shielded from all that is unpleasant” (Fetterley 41). Ihre Verschrobenheit und kleine Verrücktheiten stehen für die Kleinstadt im Einklang mit dem Bild einer *Lady*: “The presumption of madness, that preeminently female response to bereavement, can be used to explain away much in the behavior of ladies whose activities seem a bit odd” (Fetterley 41).

Durch seinen Umgang mit Emily hat Jefferson sie zu einer Person gemacht, die sich in einem Raum jenseits von Menschlichkeit und Legalität bewegt, und wird dabei gleichzeitig mitschuldig an ihrem grausamen Verbrechen. Da

niemals ein Dialog zwischen Emily und ihren Mitmenschen stattfindet, in dem sie ihre persönlichen Bedürfnisse und Gedanken preisgibt, lernt weder die Stadt, für die die anonyme Erzählstimme spricht, noch die Leserin alle Facetten Emilys kennen. Ein *internally persuasive discourse*, der ihr Innenleben preisgeben würde, wird in dieser Kurzgeschichte Faulkners nicht ausgesprochen. Einzig der Mord an ihrem Geliebten verrät, dass Emily mehr als eine *Lady* war und dass sie sich gegen das gesellschaftliche Reglement zu wehren wusste, um ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Fetterley sieht Emilys Mord an Homer Barron gar als Rache an der Gesellschaft: “ ‘A Rose for Emily’ is the story of a lady and of her revenge for that grotesque identity” (Fetterley 35). Ob man einer Frau mit den psychischen Problemen Emilys ein so ausgeprägtes Bewusstsein für ein strategisches Handeln unterstellen kann, ist fraglich. Ich unterstütze allerdings Fetterleys These, dass Emily die Macht, die ihr der *authoritative discourse* als *Lady* bietet, in ihrem eigenen Sinne geschickt ausnutzt: “Emily is characterized by her ability to understand and utilize the power that accrues to her from the fact that men do not see her but rather the concept of her.” (Fetterley 40). Mit dem Mord an ihrem Geliebten verweigert sich Emily dem gesellschaftlich akzeptierten Bild der verlassenen *Lady*, jenem Klischee einer Frau, die psychisch labil aus Verzweiflung den Freitod wählt. Stattdessen verwirklicht sie im Verborgenen auf grausamste Art und Weise in ihrer Ehe mit einem Toten ihren Wunsch nach dauerhafter Zweisamkeit. Da Emily ihr Verbrechen in einem Zustand geistiger Verwirrung und Realitätsferne begeht, fällt es allerdings schwer, ihre Tat als bewussten Widerstand gegen gesellschaftliche Grenzen zu interpretieren. Im Gegensatz zu Isabel Archer, Edna Pontillier und Jane zeichnet Faulkner aber eine Protagonistin, die, wenn auch nicht im vollen Besitz ihrer geistigen Kräfte, aktiv wird und sich zur Wehr setzt gegen das Korsett ihrer gesellschaftlichen Gefangenschaft: Als sie sich in ihrer Lebensgestaltung wiederholt bedroht sieht, verwirklicht sie ihre verzerrte Vorstellung des Eheglücks und findet auf diese Weise eine Daseinsform, in der sie – wenn auch isoliert – als anerkanntes Mitglied der Gesellschaft überleben kann.

In “A Rose for Emily” führt Faulkner das Weiblichkeitskonzept der Südstaaten-*Lady* ad absurdum, indem er den Nutzen dieses Konzepts auf ein perfektes Alibi für einen Mord reduziert. Die *Lady* wird bei ihm zu einer grotesk schaurigen Gestalt, die nicht mehr zeitgemäß ist. Faulkner bezieht durch die überzogene Darstellung der Miss Emily und die Macht der Kontrollinstanz Jefferson, Position

gegen einen Weiblichkeitsbegriff, der Frauen lediglich durch eine traditionell vorgefasste gesellschaftliche Rolle definiert und nicht als Person wahrnimmt. An dieser Stelle wird deutlich, dass Faulkner im Gegensatz zu Freud für eine *Weiblichkeit* eintritt, bei der nicht an traditionellen Geschlechterrollen festgehalten wird, sondern der Respekt vor dem Individuum im Mittelpunkt steht. Im Titel "A Rose for Emily" adressiert Faulkner Emily deshalb nicht als *Lady* oder wie die Stadt Jefferson als Miss Emily, sondern als Individuum, das Anteilnahme und eine Rose verdient:

What is true for Emily in relation to her father is equally true for her in relation to Jefferson: her status as a lady is a cage from which she cannot escape. To them she is always *Miss* Emily; she is never referred to and never thought of as otherwise. In omitting her title from his, Faulkner emphasizes the point that the real violence done to Emily is in making her a 'Miss'; the omission is one of his roses for her. (Fetterley 37-38).

Faulkner empfand seiner Protagonistin gegenüber Mitgefühl. In den Worten des Autors von 1959 wird ihr Verhalten gerechtfertigt: "Oh, it's simply the poor woman had had no life at all. Her father had kept her more or less locked up and then she had a lover who was about to quit her, she had to murder him. It's just 'A Rose for Emily' – that's all."⁸

Wenn Faulkner Emily psychisch labil zur Mörderin und damit vom Opfer zur Täterin werden lässt, um sich wenigstens im Verborgenen als vermeintliche Ehefrau weniger isoliert zu fühlen, treibt er damit die Kritik am Ideal der *Lady* des späten 19. Jahrhunderts in seiner gesellschaftlichen Vorbildfunktion nach James, Chopin und Gilman auf die Spitze. Durch die Wahl seiner Erzählperspektive unterstreicht er außerdem die Verantwortung, die das Kollektiv trägt, wenn es einem Individuum eine gesellschaftliche Rolle zuordnet. Hinweise auf neue Möglichkeiten weiblicher Identität gibt Faulkner in seiner Kurzgeschichte trotz der veränderten gesellschaftlichen Situation der Frau in den 30er Jahren nicht. In der Tatsache, dass eine Frau zur Vertuschung ihrer Straftaten die Stadt Jefferson mit den gesellschaftlichen Verhaltensweisen täuscht, die ihr Leben begrenzen, eröffnet sich in "A Rose for Emily" aber eine Perspektive auf zukünftige Frauen, die die Strukturen, die sie einschränken, erkennen und sich ihnen aktiv widersetzen. Das Schicksal Emilys und ihre schockierende Art, ihm entgegenzutreten, kann aus diesem Blickwinkel nur als eine beißende Kritik Faulkners an den stagnierenden gesellschaftlichen Umständen im Mississippi der 30er Jahre und gleichzeitig als eine eindringliche Warnung, weiter an ihnen festzuhalten, verstanden werden.

-
- ¹ Vgl. Susan V. Donaldson, "Making a spectacle: Welty, Faulkner, and Southern Gothic", *Mississippi Quarterly* 50.4 (fall 1997): 567-83.
- ² Vgl. Angela Dorenkamp ... [et al.], eds., *Images of Women in American Popular Culture* (Fort Worth, Philadelphia, San Diego, New York, Orlando, Austin, San Antonio, Toronto, Montreal, London, Sidney, Tokyo: Harcourt Brace College Publishers, 1995) 3.
- ³ Nancy Woloch, *Women and the American Experience* (New York: McGraw-Hill, Inc., 1984) 407.
- ⁴ Vgl. Susan Ware, *Modern Women*.
- ⁵ Judith Fetterley, *The Resisting Reader* (Bloomington und London: Indiana University Press, 1978) 38.
- ⁶ Claudia Clausius, "A Rose for Emily: Faulknerian Construction of Meaning", *Approaches to Teaching Faulkners The Sound and the Fury*, eds. Stephen Hahn und Arthur F. Kinney (New York: The Modern Language Association of America, 1996) 144-149; 146.
- ⁷ Einzig die Tendenz der Erzählstimme, Frauen geringschätzig als neugierige, dem Klatsch verfallene Ladies darzustellen, deutet an, dass es sich um eine männliche Perspektive handeln könnte: "When Miss Emily Grierson died, our whole town went to her funeral: the men through a sort of respectful affection for a fallen monument, the women mostly out of curiosity to see the inside of her house" (119). Vgl. Judith Fetterley, *Reader* 34 und Pierre Bourdieu, "A Reflecting Story", *Rediscovering History: Culture, Politics, and the Psyche*, Übers. Richard Nice, ed. Michael S. Roth (Stanford: Stanford University Press, 1994). 371-377; 374.
- ⁸ William Faulkner, *Faulkner in the University: Class Conferences at the University of Virginia 1957-1958*, Ed. Joseph L. Blotner und Frederick L. Gwynn. (Charlottesville: The University of Virginia Press, 1959) 87-88.

5.3.6 *Two Serious Ladies* (1942) – Jane Bowles

Jane Bowles setzt in ihrem Roman *Two Serious Ladies* die Dekonstruktion der *Lady*, die Faulkner mit “A Rose for Emily” einleitet, ein Jahrzehnt später fort, geht dabei aber noch einen Schritt weiter und lässt ihre Protagonistinnen außerhalb der gesellschaftlichen Norm mit neuen Weiblichkeitskonzepten experimentieren. Dies tun beide mit einer bereits im Titel angekündigten Ernsthaftigkeit, die gleichzeitig einer gewissen Komik nicht entbehrt. Ihr Spiel mit traditionellen Weiblichkeitsnormen – die Frauen auf die Rolle der Ehefrau und Mutter im privaten Bereich beschränken – und deren Bruch trägt parodistische Züge und enthüllt auf diese Weise die Sinnentleerung dessen, was als normal bezeichnet wird. Dennoch hat dieses Spiel, wie die beiden Protagonistinnen des Romans, ein ernsthaftes Anliegen: “The novel invites the reader to explore a kind of pure, excessive play, but a play that destroys our ability to remain comfortable with the old names for things and people.”¹ *Two Serious Ladies* regt dazu an, herkömmliche Weiblichkeitsideale wie das der *Lady* zu hinterfragen und sich stattdessen der Realität instabiler sexueller Identitäten zu öffnen.

Der Roman beginnt mit einem Rückblick auf die Kindheit von Christina Goering. Als Kind reicher Eltern wächst sie auf einem Anwesen außerhalb New Yorks auf. Schon als kleines Mädchen entspricht sie, in ihrer inbrünstigen Hingabe an religiöse und moralische Fragen, nicht der Norm. Ihre selbst ausgedachten Spiele, die immer auch Gott und Moral einschließen, machen sie bei anderen Kindern unbeliebt. Doch ihre Außenseiterrolle kümmert sie wenig, da sie in ihrer eigenen Welt lebt:

As a child Christina had been very much disliked by other children. She had never suffered particularly because of this, having led, even at a very early age, an active inner life that curtailed her observation of whatever went on around her, to such a degree that she never picked up the mannerism then in vogue, and at the age of ten was called old-fashioned by other little girls. Even then she wore the look of certain fanatics who think of themselves as leaders without once having gained the respect of a single human being. (3)

Lediglich Mary, die zwei Jahre jüngere Freundin ihrer Schwester, kann Christina dazu überreden, mit ihr zu spielen, um sie etwa von ihren Sünden reinzuwaschen. In dieser Begegnung deutet sich bereits an, was die zweite ernsthafte Dame, Mrs. Copperfield, zu einem späteren Zeitpunkt zu ihrem Lebensmittelpunkt macht, nämlich das erotische Verhältnis zu einer Frau:

Christina Goering's baptism of Mary evidences sadism both in its gesture as a will to power and its implicit eroticism. Christina is 'very much excited' and 'very much agitated' as she leads Mary to 'purification.' She asks Mary to assure her that sin tastes bitter in her mouth, a narrative detail in keeping with the scene's emphasis on the sensuous. Her eyes shine as she buries Mary deeper in the mud and forces her into the water. When the baptism is over, she addresses Mary as 'darling,' but shortly after feels ill and 'deeply troubled.'²

So bereiten also schon die ersten Seiten des Romans den Leser darauf vor, dass hier eine Frau im Zentrum des Geschehens stehen wird, die sich in ihrem kulturellen Umfeld außerhalb des Gewohnten, des gesellschaftlich Anerkannten bewegt.

Nach dieser Rückschau auf Christina Goerings Jugend, geht es in den folgenden Kapiteln um die persönliche Entwicklung der erwachsenen Miss Goering – der Vorname Christina fällt von diesem Zeitpunkt an weg – und ihrer Bekannten Mrs. Copperfield. Millicent Dillon betrachtet diese beiden Charaktere als alternative Persönlichkeiten, die sich aus der jungen Christina Goering entwickeln.³ Als Biographin Bowles' sieht sie in beiden ernsthaften Damen die unterschiedlichen Pole dargestellt, zwischen denen sich die damals junge Autorin hin und her gezogen fühlte:

At twenty-four, she was writing of the tractions that existed so insidiously and continuously within her: the pull toward men and the pull toward women, the pull to pursue her own destiny and the pull to accede to the needs of others, the pull to assert her own power and the pull to succumb power to others, the pull toward a belief in some kind of salvation and the pull toward the absolute denial of such a belief. (Dillon 104)

Während Miss Goering sich als alleinstehende Frau, ausschließlich auf ihre eigenen Interessen bedacht, auf die Suche nach Erlösung und Seelenheil begibt, setzt Mrs. Copperfield es sich als unglücklich verheiratete Frau zum Ziel, in einer Welt ohne Gott schlicht glücklich zu sein. Nur ihre gehobene gesellschaftliche Stellung und finanzielle Unabhängigkeit, die ihnen ihren unkonventionellen Lebensstil erlaubt, eint die beiden Frauen. Schließt man sich der Argumentation Dillons an, werden Miss Goering und Mrs. Copperfield zu Testpersonen in einem Versuch, *Weiblichkeit* nun in den 40er Jahren neu zu definieren. Als Romanfiguren erproben sie zwei vollkommen unterschiedliche Konzepte für das Leben einer Frau. Wie dieser Versuch verläuft und mit welchem Ergebnis offenbart das Geschehen des Romans.

Als die Handlung nach dem kurzen Einblick in Christina Goerings Jugend wieder einsetzt, ist sie als erwachsene Frau mittlerweile zur Karikatur einer Dame

höheren Standes geworden. Bowles zeichnet ihre Protagonistin, dem gesellschaftlichen Klischee einer *Lady* entsprechend, als eine Frau, die von nervösen Zuständen geplagt wird.⁴ Bei der Wahl ihrer neuen Gesellschafterin Miss Gamelon sucht Miss Goering deshalb nicht nach wahrer Zuneigung oder Sympathie, sondern vor allem nach Bestätigung und Fürsorge, die sie auch findet:

Miss Gamelon was impressed with the fact that Miss Goering was so nervous. Just as they were to sit down, Miss Goering said that she couldn't face eating in the dining-room and she asked the servant to lay the table in the parlor instead. She spent a great deal of time switching the light off and on. [...] Over wine at dinner Miss Gamelon told Miss Goering that it was only correct that she should be thus. 'What do you expect dear,' she said, 'coming from the kind of family you come from? You're tuned high, all of you.' (11)

Miss Goering teilt also mit Jane aus "The Yellow Wallpaper" und Faulkners Emily eine instabile psychische Gesundheit, die vor allem Gilman, deren Kurzgeschichte dem psychologischen Realismus zugeordnet wird, in ihrer Dramatik in aller Ernsthaftigkeit darstellte. Bowles hingegen reiht vierzig Jahre später in ihrem experimentellen Roman die psychisch labile *Lady* – nun als Stereotyp – in ihr Spiel mit dem gesellschaftlich Normalen ein und enthüllt dessen groteske Komik. Miss Goering lässt sich durch das *Miss*, das ihrem Namen vorangeht, nicht mehr festlegen. So hat sie zwar wie von einer *Lady* allgemein hin erwartet einen hohen moralischen Kodex, den sie aber nicht befolgt. *Authoritative discourse* und *internally persuasive discourse* stehen in ihrer Person in ständigem Widerstreit. Als sie ein fremder Mann einlädt, bei ihm nach einer Party die Nacht zu verbringen, fällt ihre Zusage zu diesem Angebot entsprechend ambivalent aus: "I probably shall" said Miss Goering, "although it is against my entire code, but then, I have never even begun to use my code, although I judge everything by it" (19).

Doch Bowles entlarvt nicht nur die Leere hinter der Fassade herkömmlicher Weiblichkeitsbilder, sondern beschreibt auch die Schuldgefühle und die Verunsicherung, die der Bruch mit traditionellen Verhaltensregeln verursacht. Bei Miss Goering äußert sich diese Verunsicherung darin, dass ihr Abweichen von der Norm sich zu einem konstanten Drang entwickelt, den sie außerhalb ihrer freien Entscheidungsmacht sieht: "she felt for one desolate moment that the whole thing had been prearranged and that although she had forced herself to take this little trip to the mainland, she had somehow at the same time been tricked into taking it by the powers above" (144). Immer wieder unterliegt sie dem Zwang, entgegen ihren traditionellen moralischen Idealen zu handeln, und findet darin masochistische Befriedigung. Zur Erklärung dieses Drangs bedient sich Carolyn Allen in

ihrem Essay "The Narrative Erotics of *Two Serious Ladies*" noch 1997 der Freud'schen psychoanalytischen Theorie, was wiederum den Nutzen dieses Ansatzes deutlich macht, wenn es darum geht, nicht nur die Auswirkungen gesellschaftlicher Umstände, sondern auch die Wirkung ihrer Veränderungen auf die weibliche Psyche zu verstehen. Allen sieht Miss Goerings oft widersprüchliches Verhalten geprägt durch den von Freud in „Das ökonomische Problem des Masochismus“ (1924) dargestellten moralischen Masochismus:

der [moralische] Masochismus [schafft] die Versuchung zum ‚sündhaften‘ Tun, welches dann durch die Vorwürfe des sadistischen Gewissens [...] oder durch die Züchtigung der großen Elternmacht des Schicksals gesühnt werden muß. Um die Bestrafung durch diese letzte Elternvertretung zu provozieren, muß der Masochist das Unzweckmäßige tun, gegen seinen eigenen Vorteil arbeiten, die Aussichten zerstören, die sich ihm in der realen Welt eröffnen, und eventuell seine eigene reale Existenz vernichten.⁵

Das taufähnliche Ritual, durch das Christina Goering Mary von ihren Sünden befreien will, samt seiner erotischen Spannung betrachtet Allen als Ausgangspunkt für die Suche Miss Goerings nach Erlösung und als Auslöser ihres moralischen Masochismus: "The remainder of her narrative continues with what might be read as attempts at expiating her guilt through seeking ever more uncomfortable positions in life as a course of moral salvation" (Allen 22). Miss Goering bricht also zwanghaft gesellschaftliche Grenzen, begleitet von Gedanken der Selbstbestrafung und von Schuldgefühlen.

Doch alleine der moralische Masochismus reicht nicht aus, um Miss Goerings oft widersprüchliches Verhalten zu erklären. Auf dem Weg zu ihrem eigenen Seelenheil verweigert Miss Goering eine Begründung ihres Handelns und behauptet immer wieder lediglich, dass es notwendig sei: "It is not for fun that I am going," said Miss Goering, "but because it is necessary to do so" (124). Diese Notwendigkeit lässt sich einerseits in der Tradition der Moderne durch Miss Goerings Glauben an einen seelischen Reifeprozess, an ein allumfassendes religiöses Konzept erklären, dem sie bedingungslos folgt: "[Miss Gamelon:] 'She says it is only the beginning in a tremendous scheme'" (32). Was genau Miss Goering allerdings unter ihrem Bestreben, erlöst zu werden, versteht, wird nicht formuliert. Die Ziellosigkeit ihrer Reise und ihre Unfähigkeit, ihr eigenes Tun zu begründen, sprechen deshalb andererseits in postmoderner Manier gleichzeitig für eine Ablehnung jeglichen Motivs ihres Verhaltens. Erst das Spannungsverhältnis zwischen diesen zwei gegensätzlichen Positionen gibt einen Anhaltspunkt, um die

zwiespältige Persönlichkeit der Protagonistin und die Aura der Unbestimmtheit, die sie umgibt, zu verstehen.⁶

Kurz nachdem Miss Goering in Miss Gamelon und Arnold – dem Unbekannten, der sie einlud, bei ihm die Nacht zu verbringen – eine skurrile Ersatzfamilie findet, die sich dadurch auszeichnet, dass ihre Mitglieder einander grundsätzlich ablehnen, verkauft Miss Goering ihr komfortables Haus, um in einfachen Verhältnissen auf einer der Küste vorgelagerten Insel zu wohnen. Von nun an zeigt sich Miss Goerings Suche nach Erlösung und neuer Selbstdefinition in einer Reise, die unterschiedliche – meist von ihrem moralischen Masochismus gezeichnete – Stationen durchläuft. So trennt sie sich schon wenig später wieder von ihrer neuen Ersatzfamilie, obwohl sie selbst kurz zuvor noch an Miss Gamelon und Arnold appellierte zusammenzuhalten: : ““it is only right [...] that people in the same house should look after each other. They always do, I think, don't they?””(116). Durch ihr Fortgehen macht sie ihre Worte zu einer bedeutungslosen Phrase, der sie sich nur so lange verpflichtet fühlt, wie sie ihren Interessen dient. Auch wenn Miss Goering ihre selbst erschaffenen skurrilen familiären Strukturen und die damit verbundene Erwartung eines Zusammenhaltes und gegenseitiger Unterstützung genießt und einfordert, sieht sie sich für ihren persönlichen Reifeprozess gezwungen, diese Strukturen wieder zu verlassen.

Beim Verlassen der Insel wird sie nach ihrer Kindheit ein weiteres Mal mit ihrer Rolle als gesellschaftliche Außenseiterin konfrontiert und es wird deutlich, genau von welcher Welt Miss Goering sich bei ihrem Landgang distanzieren wird:

‘Why people have been living here for years,’ she said to herself. ‘It is strange that I hadn't thought of this before. They're here naturally, with their family ties, their neighborhood stores, their sense of decency and morality, and they have certainly their organizations for fighting the criminals of the community.’ (130)

Sie sieht sich selbst außerhalb der gutbürgerlichen Idylle der Insel, deren Regeln für Anstand und Moral sie immer wieder bricht. Miss Goerings Rückkehr zum Festland ist nach dem „Familienleben“ auf der Insel in zwei weitere Stationen gegliedert, die sich jeweils durch eine Beziehung zu unterschiedlichen Männern auszeichnen.

Ihre Begegnung mit dem Rumtreiber Andy wird zu einer Parodie des Versuchs Miss Goerings, sich durch ihr moralisch-masochistisches Verhalten ihren

hohen moralischen Idealen zu nähern. Auf Andys Frage nach ihren sexuellen Vorlieben sinniert sie über ihr Scheitern in dieser Hinsicht:

Until recently she had never followed too dangerously far in action any course which she had decided upon as being the morally correct one. She scarcely approved of this weakness in herself, but she was to a certain extent sensible and happy enough to protect herself automatically. She was feeling a little tipsy, however, and Andy's suggestion really appealed to her. 'One must allow that a certain amount of carelessness in one's nature often accomplishes what the will is incapable of doing,' she said to herself. (154)

Andys unbeholfene Versuche, Miss Goering zu verführen, geben ihrem ersten Anliegen, sich für ihr Seelenheil in unberechenbare Gefahr zu begeben, einen Rahmen unfreiwilliger Komik. Nachdem er mit Marschmusik jegliche Romantik zerstört, lassen sie die Fotos unterschiedlicher ehemaliger weiblicher Bekanntschaften, die er ihr stolz präsentiert, endgültig den Entschluss fassen, vorerst seiner Gegenwart zu entfliehen. Miss Goerings *course of salvation* wird an dieser Stelle immer mehr zu einer Farce mit ungewissem Ausgang. Obwohl sie Andy keineswegs attraktiv findet, kehrt sie zu ihm zurück. In der Beziehung zu ihm experimentiert sie für kurze Zeit und ohne allzu starke emotionale Hingabe mit einer eheähnlichen Beziehung, die sie allerdings schnell langweilt. Nachdem Andy ermutigt durch die neue Zweisamkeit mit Miss Goering beginnt, sein Leben neu zu ordnen, und mit seiner dunklen Seite auch seinen Reiz für sie verliert, verlässt sie ihn ohne Mitgefühl für sein Leid oder gar Scham für ihr in vielerlei Hinsicht unmoralisches Verhalten. "I really have no sense of shame," said Miss Goering, 'and I think your own sense of shame is terribly exaggerated, besides being a terrific sap on your energies'" (188). Durch ihre Weigerung sich zu schämen, befreit Miss Goering sich davon, sich ihren Mitmenschen gegenüber verantwortlich oder verpflichtet zu fühlen.

Der nächste Mann, der Miss Goerings Interesse weckt, stammt aus dem kriminellen Milieu. Nach Arnold und Andy fällt der "man in the overcoat" (184) am weitesten aus dem Raster des gesellschaftlich Normalen. Der Verbrecher Ben ist Miss Goerings vorerst letzte Station ihrer Reise zur Erlösung innerhalb des Romans. Indem sie ihm nach Hause folgt und seine zweideutige Einladung zum Steak annimmt, findet ihr moralischer Masochismus seine stärkste Ausprägung. Im Gegensatz zu Arnold und Andy fühlt sie sich von Ben bedroht und abgelehnt. Dennoch zwingt sie sich, nicht vor ihm zu flüchten: "As they drove on, Miss Goering felt sadder and lonelier than she had ever felt before in her life. She missed

Andy and Arnold and Miss Gamelon [...] with all her heart. [...] It was only with a tremendous exertion of her will that she refrained from opening the door and leaping out into the road” (189-190). Auch diese “moral excursion” (Allen 24) Miss Goerings besticht durch ihre Komik, die Bowles durch ihre narrative Methode, die Konflikte ihrer Heldinnen immer weiter zuzuspitzen und dann plötzlich in einer Nebensächlichkeit aufzulösen, immer wieder hervorruft: “She was torn between an almost overwhelming desire to bolt out of the room and a sickening compulsion to remain where she was. / ‘I do hope,’ she said to herself, ‘that the steaks will be ready before I have a chance to decide’ (193).⁷ Nach dem gemeinsamen Abend lässt Ben Miss Goering alleine in einem Restaurant zurück, um seinen dunklen Geschäften nachzugehen. Diesmal ist es sie, die verlassen wird. Birgit Grodtmann erklärt in ihrer Magisterarbeit *Jane Bowles’ Werk als „Weiblichkeit in der Schrift“* die Enttäuschung, die Miss Goering über sein Gehen empfindet, dadurch, dass die Protagonistin sich zwar nicht mehr an traditionelle Weiblichkeitsideale gebunden fühlt, sich aber immer noch in einer Mann/FrauDichotomie bewegt. So braucht Miss Goering immer noch Männer zu ihrer Selbstbestätigung als Frau und macht sich dadurch abhängig von ihnen.⁸

Am Ende des Romans zieht Miss Goering das Resümee ihrer Reise zur Erlösung. Sie vergleicht sich mit Mrs. Copperfield, die sich inzwischen von ihrem Mann getrennt hat und mit einer Prostituierten lebt, in die sie sich in Panama verliebt hat: “‘Certainly I am nearer to becoming a saint,’ reflected Miss Goering, “but is it possible that part of me hidden from my sight is piling up sin upon sin as fast as Mrs. Copperfield?’ This latter possibility Miss Goering thought to be of considerable interest but of no great importance” (201). Durch ihre Feststellung, dass sie im Gegensatz zu ihrer alten Bekannten immer mehr einer Heiligen gleicht, bestätigt sie sich den Erfolg ihres selbsternannten Lebensprojektes. Doch auch an dieser Stelle lässt Bowles keine eindeutige Interpretation der Selbsteinschätzung ihrer Protagonistin zu, da sie sie im gleichen Atemzug daran zweifeln lässt, ob sie tatsächlich so frei von Sünde lebt. Die letzte direkte Rede Miss Goerings gleicht einer Absage an die Finalität einer festen Bedeutung und die Abschließbarkeit des Romans: “The ending is marked by a refusal of finality. Conclusion is not arrived at so much as it is dissolved and deflated [...] It is an ending that makes a statement, then discounts it, and even seems to discount ending itself” (Dillon, “Experiment” 142).

In der Widersprüchlichkeit der Figur Miss Goerings spiegelt sich der Konflikt und die Verunsicherung eines Individuums, das mit dem gesellschaftlich Konventionellen bricht und nach einer neuen Selbstdefinition sucht. Andrew M. Lakritz bezeichnet den Raum, in den Miss Goering und auch Mrs. Copperfield immer wieder vorstoßen als “void or space of freedom” (Lakritz 223). Diese Leere beunruhigt beide Protagonistinnen und sie reagieren in unterschiedlicher Form darauf. Miss Goering legitimiert ihre Verweigerung der konventionellen Rolle einer *Lady* im Zuge der Neuorientierung ihrer weiblichen Identität durch den *authoritative discourse* der christlichen Kirche, der ewige Erlösung von Schuld und Sünde verspricht. In ihrem Experiment mit unterschiedlichen Frauenrollen: als Dame des Hauses mit Miss Gamelon und Arnold, als feste unverheiratete Partnerin von Andy und als potentielle Braut eines Verbrechers bleibt dieser Diskurs – auch wenn sie immer wieder der Versuchung erliegt, seine Grenzen zu durchbrechen – für sie ein Zufluchtsort und eine Orientierungshilfe. Ihr hoher moralischer Kodex stellt für sie einen letzten Winkel begrifflicher Sicherheit dar. Keine der Möglichkeiten weiblicher Seinsform, die sie auf den verschiedenen Stationen ihrer Reise durchlebt, wird zu einem konstanten Lebensmodell für sie oder beendet ihre Suche nach Erlösung. Das Weiblichkeitskonzept, das im Rückblick auf Miss Goerings Selbstfindungsprozess entsteht, erscheint als grotesk gescheiterter Versuch, konventionelles und rebellisches Verhalten zu vereinen. Am Ende bleibt sie in der Rolle der alleinstehenden Frau, die durch ihren Lebensstil vor allem das gesellschaftlich Normale in Frage stellt.

Mrs. Frieda Copperfield ist in einem ähnlich nervösen Zustand wie Miss Goering. Auch in ihrem Fall bedient sich Bowles des Klischees der psychisch überreizten Dame, um ihren Gemütszustand darzustellen. Bei ihrem ersten Erscheinen im Roman versucht Mrs. Copperfield, bei ihrer alten Bekannten Miss Goering Verständnis dafür zu finden, dass eine bevorstehende Reise mit ihrem Mann sie in panische Angst versetzt: “‘We will go to Panama and linger there awhile before we penetrate into the interior.’ [...] ‘I don’t think I can bear it,’ she said. ‘Really, Miss Goering, it frightens me so much to go’” (18). Das Motiv der Reise wiederholt sich also an dieser Stelle und unterstreicht damit den Charakter des Romans, der neben der Selbstfindung der Heldinnen insbesondere das Wagnis, Neues und Unbekanntes zu erkunden, zum Schwerpunkt hat. Die Reise der Copperfields wird im zweiten Kapitel des Romans ausführlich geschildert. Mrs.

Copperfield befindet sich also wie Miss Goering – auch geographisch – in ständiger Bewegung und lässt sich ähnlich schwer auf die traditionelle Rolle einer *Lady* festlegen. So beugt sie sich zu Beginn ihres Panamaaufenthalts noch der Autorität ihres Ehemannes und folgt damit konventionellen patriarchalischen Strukturen. Gleichzeitig widersprechen aber die Ausflüge der Eheleute in das Rotlichtviertel der Stadt, bei denen Mr. Copperfield seine Frau bereitwillig bei einer Prostituierten zurücklässt, jeglichem Moralverständnis, das noch bis in die 60er Jahre einer *Lady* zugeschrieben wurde. Mrs. Copperfields Lebensart ist unvereinbar mit traditionellen gesellschaftlichen Erwartungen, die mit der Bezeichnung *Mrs.* zu dieser Zeit verbunden waren.

Gleich am Anfang der Panamaepisode zeigt sich, dass Mrs. Copperfield sich von ihrem Ehemann dominieren lässt. Obwohl sie mit ihrem Vermögen für die gemeinsame Reise der Eheleute zahlt, beugt sie sich immer wieder seinem Willen und überlässt ihm die Planung und Gestaltung ihres Auslandsaufenthalts. Doch ein Kommentar der Erzählerin kündigt an, dass diese Unterwürfigkeit nicht von Dauer sein wird: “She was completely dominated by Mr. Copperfield, as she was by almost anyone with whom she came in contact. Still, certain people who knew her well affirmed that she was capable of suddenly making a very radical and independent move without a soul to back her up” (38). In der Ehe mit Mr. Copperfield wird vor allem ein Aspekt der Persönlichkeit Mrs. Copperfields deutlich, der ihr Leben bestimmt, dem sie aber auch immer wieder zuwiderhandelt: ihre Angst vor dem Unbekannten. Während Mr. Copperfield es genießt, Neues zu entdecken, kostet es Mrs. Copperfield eine große Überwindung, gewohnte Gefilde zu verlassen.⁹ Auf den Ausflügen der Copperfields in die Stadt und das Umland von Panama formuliert Mrs. Copperfield die von Judith Butler beschriebene so mächtige Angst vor dem Ungewissen: “‘I feel so lost and so far away and so frightened.’ [...] ‘ I don’t know it’s all so strange and it has no connection with anything’” (60). Anders als Mrs. Goering hat sie keine Theorie oder religiöses Konzept, dem sie folgt. Ohne Gott als Zuflucht setzt Mrs. Copperfield es sich deshalb zum Ziel, einen Ort der Sicherheit und des Glücks zu finden.

Diesen Ort findet sie nicht bei ihrem Mann, der ihre Ängste verstärkt, statt sie zu beruhigen: “Mr. Copperfield made a point of never reassuring his wife. He gave her fears their just due” (39). Vorläufige Sicherheit findet sie erst in der Beziehung zu der Prostituierten Pacifica, die sie auf den gemeinsamen Streifzügen

mit ihrem Mann durch das Rotlichtviertel kennenlernt. Mrs. Copperfield verlässt also den Rahmen konventioneller Sicherheit ihrer Ehe, um bei einer Frau nach Geborgenheit zu suchen. Pacifica verkörpert nicht nur als sexuelle Partnerin, sondern auch durch ihre dunkle Hautfarbe ein gesellschaftliches Tabu. Gerade diese Andersheit zieht Mrs. Copperfield an. Pacifica fasziniert Mrs. Copperfield durch die Bejahung ihres Andersseins und ihrer Liebe zu sich selbst.¹⁰ Von Pacifica fühlt sich Mrs. Copperfield in ihrer Person ernst genommen: “‘There is something very lovable about Pacifica,’ Mrs. Copperfield thought to herself. ‘I believe she takes everyone quite seriously’” (58). Auch wenn Pacifica Schwierigkeiten hat, bedingt durch ihre andere soziale Herkunft, Mrs. Copperfields Sorgen zu verstehen: “you are married. You have nothing to worry about” (47), wird sie für Mrs. Copperfield zu einem Ort, an dem sie sich fallen lassen kann und an dem sie Frieden mit sich findet: “The girl lay down on the bed and motioned to Mrs. Copperfield to lie down beside her. She yawned, folded Mrs. Copperfields hand in her own, and fell asleep almost instantly. Mrs. Copperfield thought that she might as well get some sleep too. At that moment she felt very peaceful” (50).

In einer Welt ohne Gott wird für Mrs. Copperfield also eine Frau zum Rettungsanker, bei der sie sich respektiert und geschützt fühlt. Pacificas Stärke zeigt sich insbesondere an einem Tag, als die beiden Frauen entscheiden, gemeinsam an den Strand zu gehen. Zu diesem Zeitpunkt erreicht die erotische Spannung zwischen Mrs. Copperfield und Pacifica einen Höhepunkt, auch wenn der Roman keine Details über eine sexuelle Verbindung zwischen den beiden enthüllt: “Mrs. Copperfield collapsed on the sand and hung her head like a wilted flower. She was trembling and exhausted as one is after a love experience. She looked up at Pacifica, who noticed that her eyes were more luminous and softer than she had ever seen them before” (98). Pacifica macht ihrem Namen alle Ehre und kann die neurotische Mrs. Copperfield überzeugen, ihr ins grenzenlose und in seiner Weite unbestimmbare Meer zu folgen, obwohl sie nicht schwimmen kann. Mit Pacificas Hilfe, die ihren Kopf hält und ihr Sicherheit gibt, lässt Mrs. Copperfield sich ganz entgegen ihrer ängstlichen Natur im Wasser treiben. Doch nicht nur Pacificas Stärke wird in dieser Situation deutlich, sondern auch das neue Abhängigkeitsverhältnis, in das Mrs. Copperfield sich begeben hat: “The touch of her hand underneath the head of Mrs. Copperfield was very light – in fact, so light that Mrs.

Copperfield feared that she would be left alone from one minute to the next. [...] ‘Don’t leave me,’ she called out” (97).

Ob allein die Beziehung zu Pacifica Mrs. Copperfield glücklich machen kann, wird dadurch fraglich. Während Miss Goering nach Bestätigung ihrer Person beim männlichen Geschlecht sucht, tut Mrs. Copperfield dies bei Frauen. Sie versucht verzweifelt, von dem Selbstbewusstsein einer Frau zu zehren, die zwar als Prostituierte einerseits für eine weibliche Existenz steht, die von Männern in der Regel dominiert und verachtet wird, der es andererseits aber auch gelungen ist, nach eigenen Wertmaßstäben zu urteilen und ihr Leben zu genießen. Durch ihr mangelndes Selbstwertgefühl ist Mrs. Copperfield nicht dazu fähig, unabhängig von einem anderen Menschen zu leben. Diese Abhängigkeit lässt sie in der ständigen Angst leben, wieder verlassen werden zu können. Selbst als Pacifica sie zurück in die Vereinigten Staaten begleitet, kann sie deshalb nicht glücklich werden.

Auch für Mrs. Copperfield offeriert Bowles der Leserin also kein *Happy Ending* im klassischen Sinn. Bevor sie sich entscheidet, sich von ihrem Mann zu trennen, quälen sie große Zweifel:

She was suffering as much as she had ever suffered before, because she was going to do what she wanted to do. But it would not make her happy. She did not have the courage to stop from doing what she wanted to do. She knew that it would not make her happy, because only the dreams of crazy people come true. She thought that she was only interested in duplicating a dream, but in doing so she necessarily became the complete victim of a nightmare.” (107)

Mrs. Copperfield fühlt sich darin überfordert, einen eigenständigen Entschluss zu fassen. Ihr Denken, dass sie dieser Schritt nicht glücklich machen wird, zeigt, wie stark auch sie durch die Regeln des *authoritative discourse* beeinflusst ist, der Frauen an ihre Ehemänner bindet. Die Formulierung, sie brächte den Mut nicht auf, sich selbst in ihrem Vorhaben zu bremsen, deutet an, dass ihr Moralgefühl sie für die Entscheidung, ihren Mann zu verlassen, um mit einer Frau zu leben, verurteilt. Erst nach einem Brief Mr. Copperfields, in dem er sie zu überzeugen versucht, sich von ihren Ängsten zu befreien, den er mit den Worten schließt, die neue abenteuerliche Reisen ankündigen, beschließt sie tatsächlich, bei Pacifica zu bleiben: “For God’s sake, a ship leaving port is still a wonderful thing to see” (111).

Trotz Mrs. Copperfields Zweifel an der Richtigkeit ihres Handelns wird im Mittelteil des Romans für den Moment ein Entschluss gefasst und ein Problem

gelöst. Dieser narrative Endpunkt wird allerdings durch den Schluss des Romans wieder aufgehoben.¹¹ Wie ihre Heldinnen experimentiert auch Bowles auf erzählerischer Ebene mit traditionellen narrativen Normen und konfrontiert dadurch die Leserin mit Ungewissheit und Verunsicherung. Die Erzählstimme befindet sich in einer Distanz von Charakteren und Lesern. Ihr Blickwinkel ändert sich ständig und bietet dadurch keinen verlässlichen Bezugspunkt. Die Handlung erscheint nicht mehr von einer vorgegebenen äußeren Form bestimmt, sondern durch impulsive Entscheidungen der Protagonistinnen. *Two Serious Ladies* lässt sich schwer einer literarischen Gattung zuordnen. Der Roman enthält tragische und komische Elemente, ist aber dadurch weder Komödie noch Tragödie.¹²

Als Mrs. Copperfield und Miss Goering einander am Ende des Romans schließlich wiedertreffen, ist das Leben für sie vor allem ernst. Miss Goering wird von dem Kriminellen Ben ignoriert und alleine an einem Tisch in einem Restaurant zurückgelassen und Mrs. Copperfield befindet sich am Rande eines Nervenzusammenbruchs, weil Pacifica eine Verabredung mit einem Mann hat. In ihrem letzten Gespräch haben die beiden Damen ihre Sympathie füreinander verloren:

[Miss Goering] 'It would take a good deal of courage to live with a man like Mr. Copperfield, whom I gather you are no longer living with. I've admired you very much indeed. I am not sure that I do now.'
'That makes no difference to me,' said Mrs. Copperfield. 'I feel that you have changed anyway and lost your charm. You seem stodgy and less comforting.' (198)

Letztlich scheitern beide ernsthaften Damen in ihrem Experiment mit neuen Weiblichkeitskonzepten. Mrs. Copperfield fühlt sich nur in einer symbiotischen Beziehung mit Pacifica fähig zu überleben und Miss Goering bleibt, nachdem Ben sie verlassen hat, am Ende lediglich die Selbstüberzeugung, sich doch noch dem Bild einer Heiligen genähert zu haben. Mrs. Copperfield wird nicht glücklich und Miss Goering findet keine Erlösung. Ihre missglückten Versuche, in gleich- und gegengeschlechtlichen Verbindungen Erfüllung zu finden, verleihen dem Roman trotz der Komik seiner Protagonistinnen ein tragisches Ende: "*Two Serious Ladies* [...] is [...] depressing in its depiction of all erotic connections as at best transient and incomplete" (Allen 35).

Two Serious Ladies dekonstruiert in erzählerischer wie auch inhaltlicher Hinsicht die ehemals festgelegte gesellschaftliche Rolle einer *Lady*. Bowles ernsthafte Damen fügen sich nicht mehr einer männlichen Autorität, fühlen sich zu Männern und Frauen hingezogen, handeln unmoralisch, nur auf ihre eigenen Inte-

ressen bedacht und sind finanziell unabhängig. Der Schwerpunkt des Romans liegt nicht in der Fixierung einer neuen Weiblichkeitsdefinition, sondern in der Darstellung des kontinuierlichen Erschaffens und Verwerfens von Weiblichkeitskonzepten. Mit dem offenen Ende von *Two Serious Ladies* beharrt Bowles auf der für die Postmoderne charakteristischen Unbestimmtheit ihres Werks und der Unmöglichkeit einer festen Definition von Bedeutung. Sie verdeutlicht dadurch insbesondere die Schwierigkeit, *Weiblichkeit* festzulegen. Lakritz unterstreicht das Potential, das in dieser Offenheit liegt: “*Two Serious Ladies* is a novel which does not reduce experience to a higher closure, but instead holds that experience is incommensurate to any concept, that therein lies the possibility of negotiating differences, of accepting as human what appears different, whether it be gender or racial difference” (Lakritz 229). Bowles verleiht Frauen, die sich außerhalb der Norm bewegen und das Vertraute in Frage stellen, durch ihren Roman eine Stimme. Gleichzeitig demonstriert sie, dass die Angst vor dem Unbekannten die beiden ernsthaften Damen in ihrer Exzentriz ins gesellschaftliche Abseits verdammt. Da beide das Fremde, das von der Norm Abweichende verkörpern, können sie keine Anerkennung in ihrem sozialen Umfeld finden. Ich verstehe *Two Serious Ladies* deshalb als ein Plädoyer, die Angst vor dem Unbestimmbaren und Unbekannten auszuhalten und die Kategorie *Weiblichkeit* einer Vielfalt unterschiedlicher weiblicher Individuen zu öffnen. Bowles regt durch ihren Roman das Nachdenken über einen Weiblichkeitsbegriff an, in dem Bedeutungsvielfalt und Bedeutungswandel integriert sind, und ebnet damit schon in den vierziger Jahren den Weg für Weiblichkeitsmodelle wie die von Butler und Engel.

Die fiktionale Literatur unterstreicht in “A Rose for Emily” und *Two Serious Ladies* wie in den zuvor analysierten Textquellen aus der Jahrhundertwende den restriktiven und ausgrenzenden Charakter der Kategorie *Weiblichkeit*. In “A Rose for Emily” wird die Heldin durch ihre gesellschaftliche Isolation in der Rolle der Südstaaten-Lady, der sie nicht entkommen kann, zur Mörderin. Und auch Miss Goering und Mrs. Copperfield macht ihr konventioneller Lebensstil zu sozialen Randfiguren. Dennoch lassen sich alle drei Protagonistinnen in ihrer Lebensplanung weniger stark als noch Isabel Archer, Edna Pontellier oder Jane von den sie umgebenden Weiblichkeitsnormen reglementieren. So verwirklicht Emily innerhalb der Grenzen ihrer gesellschaftlichen Rolle ihre pervertierte Vorstellung vom Eheglück und die zwei

ernsthaften Damen halten trotz des Unverständnisses und der Ablehnung, die sie bei ihren Mitmenschen durch ihr abnormes Verhalten auslösen, an ihren jeweiligen Lebensvorstellungen fest. Insbesondere *Two Serious Ladies* eröffnet eine neue Perspektive auf die Kategorie *Weiblichkeit*. Bowles entwirft schon in den vierziger Jahren nur ein Jahrzehnt nach Freuds Vorlesung „Die Weiblichkeit“ eine integrative Weiblichkeitsdefinition, die erst Ende des 20. Jahrhunderts von feministischen Wissenschaftlerinnen tatsächlich ausformuliert wird. Doch auch in der Psychoanalyse wurden neue Konzepte entwickelt, die Freuds ursprüngliche Theorie zur *Weiblichkeit* in Frage stellten. So versuchte Karen Horney, mit ihren Forschungen zur Psychologie der Frau neue Akzente in der psychoanalytischen Forschung zum Thema *Weiblichkeit* zu setzen.

-
- ¹ Andrew M. Lakritz, „Jane Bowles Other World“, *Old Maids to Radical Spinsters: Unmarried Women in the Twentieth Century Novel*, Ed. Laura L. Doan (Urbana and Chicago: University of Illinois Press, 1991) 22.
 - ² Vgl. Carolyn J. Allen, „The Narrative Erotics of *Two Serious Ladies*“, *A Tawdry Place of Salvation*. Ed. Jennie Skerl (Carbondale and Edwardsville: Southern Illinois University Press, 1997).
 - ³ Millicent Dillon, „Jane Bowles: Experiment as Character“, *Breaking the Sequence: Women's Experimental Fiction*, Ed. Ellen G. Friedman und Miriam Fuchs (Princeton: Princeton University Press, 1989).
 - ⁴ Hier zeigt sich, dass die Vorstellung, Neurosen und Neurasthenie seien ein Symptom der Oberschicht, noch bis in die 40er Jahre verbreitet war.
 - ⁵ Sigmund Freud, „Das ökonomische Problem des Masochismus“, *GW* Bd. 13 (1967), 371-383.
 - ⁶ Vgl. Allen, „Narrative Erotics“ 23-24.
 - ⁷ Vgl. Millicent Dillon, *A Little Original Sin: The Life and Work of Jane Bowles* (New York, London, Toronto, Sidney, Auckland: Anchor Books, 1990) 104.
 - ⁸ Birgit Grodtman, „Jane Bowles Werk als Weiblichkeit in der Schrift“, Magisterarbeit, (Universität Hamburg, 1997) 52.
 - ⁹ Mrs. Copperfields Angst und Unwillen sich Neuem und Unbekanntem zu öffnen, erinnert an die von Freud dargestellte psychische Symptomatik einer Frau über dreißig.
 - ¹⁰ Vgl. Ibid. 52.
 - ¹¹ Vgl. Allen, „Narrative Erotics“ 33.
 - ¹² Vgl. Millicent Dillon, „Jane Bowles: Experiment as Character“, *Breaking the Sequence: Women's Experimental Fiction*, Ed. Ellen G. Friedman und Miriam Fuchs (Princeton: Princeton University Press, 1989) 141.

5.3.7 *Weiblichkeit* im Werk Karen Horney

Während die Protagonistinnen von "A Rose for Emily" und *Two Serious Ladies* in den 30er und 40er Jahren in der Literatur gegen konventionelle Weiblichkeitsideale rebellierten, lehnte sich Karen Horney etwa zur gleichen Zeit im Kreise psychoanalytischer Wissenschaftler gegen das Weiblichkeitsverständnis Freuds auf. In den 20er und 30er Jahren fand in der Psychoanalyse eine kontroverse Debatte zum Thema *Weiblichkeit* statt. Horney war nicht die einzige Psychoanalytikerin, die sich zu diesem Zeitpunkt mit der Psychologie der Frau auseinandersetzte. In der Diskussion über die psychosexuelle weibliche Entwicklung meldeten sich vor allem auch Helene Deutsch, Jeanne Lampl-de Groot, Ruth Mack Brunswick, Ernest Jones und Melanie Klein zu Wort. Kernpunkt dieser Debatte war die Tatsache, dass Freud an seinem Konzept einer angeborenen Bisexualität festhielt und sich nicht offen zeigte für die Annahme einer angeborenen *Weiblichkeit* oder *Männlichkeit*. Auch für den Entwurf einer Theorie der Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil als Ursprung der Geschlechterdifferenz verschloss er sich. Deutsch, Lampl-de Groot und Brunswick folgten im Allgemeinen Freuds Linie und arbeiteten in ihren Studien u. a. differenzierter heraus, wie stark der weibliche Charakter von Passivität und Masochismus geprägt sei, sowie welche Relevanz die Mutter als erstes Liebesobjekt für die psychische Entwicklung des kleinen Mädchens hatte. Horney, Jones und Klein nahmen konträre Positionen zur Freudschen Theorie ein, in denen *Weiblichkeit* als biologische Disposition postuliert wurde. Sie bezweifelten Freuds These, das kleine Mädchen habe kein Wissen von seiner Vagina, und stellten einen angeborenen Kinderwunsch bei ihm fest. Alle drei Psychoanalytiker meinten, beim weiblichen Kind in der frühinfantilen Phase bereits ein Wissen seiner weiblichen Identität feststellen zu können, und betrachteten den Penisneid eher als eine sekundäre Erscheinung.¹

Horney war in dieser Runde die einzige Psychoanalytikerin, die in ihren Aufsätzen die Aspekte der Weiblichkeitstheorie Freuds explizit darstellte, die Frauen benachteiligten. Sie machte auf die männliche Perspektive der psychoanalytischen Forschung aufmerksam und stellte ihre Angemessenheit für die Erforschung der Psychologie der Frau in Frage:

Like all sciences and all valuations, the psychology of women has hitherto been considered only from the point of view of men. It is inevitable that the man's position of advantage should cause objective validity to be attributed

to his subjective, affective relations to the woman, [...] how far has the evolution of women, as depicted to us today by analysis, been measured by masculine standards and how far therefore does this picture fail to present quite accurately the real nature of women.²

Horney sieht die Freudsche Theorie zur weiblichen Entwicklung geprägt von typischen Knabenfantasien über das weibliche Geschlecht. So geht ein kleiner Junge laut Horney im Allgemeinen davon aus, dass ein Mädchen wie er einen Penis besitzt. In dem Moment, in dem er erkennt, dass dies nicht der Fall ist, deutet er die Abwesenheit des männlichen Geschlechtsteils als eine Strafe und fühlt sich schließlich dem Mädchen überlegen. Freud stellt die psychosexuelle Entwicklung des kleinen Mädchens in Übereinstimmung mit diesen Vorstellungen des kleinen Jungen dar: So nimmt das Mädchen an, auch einen Penis besessen zu haben, fühlt sich bestraft, weil es keinen hat und empfindet sich dem Jungen unterlegen. Horney deutet die auffällige Parallele zwischen Knabenfantasien und dem Weiblichkeitskonzept Freuds als ein Zeichen für die Dominanz der männlichen Sicht in der Psychoanalyse und hinterfragt, ob ein Mädchen sich tatsächlich schon in dieser frühen Entwicklungsphase so stark männlichen Strukturen unterordnet.³ Sie entwirft in ihren Schriften einen Weiblichkeitsbegriff, der sich stark von dem Freuds unterscheidet, wie Chodorow in ihrem Buch *Feminism and Psychoanalytic Theory* feststellt: “Horney asserts a model of women with positive primary feminine qualities and self-valuation, against Freud’s model of woman as defective and forever limited” (Chodorow, *Feminism* 3).⁴

So stellt Horney mit der Feststellung, dass das kleine Mädchen durchaus eine Kenntnis seiner Vagina habe, die Freudsche These einer primären Männlichkeit aller Kinder in Frage. Sie folgert aus der Urfantasie kleiner Mädchen von der Vergewaltigung durch den Vater ein Wissen über das eigene Geschlechtsteil:

Undoubtedly the familiar fantasies that an excessively large penis is effecting forcible penetration [...] go to show that the little girl bases her Oedipus fantasies most realistically [...] on the disproportion in size between father and child. I think too that both the Oedipus fantasies and also the logically ensuing dread of an internal – i.e., vaginal – injury go to show that the vagina as well as the clitoris must be assumed to play a part in the early infantile genital organization of women. (Horney, “Flight” 65)

Gemäß der Theorie Horney sind kleine Mädchen nicht in Unkenntnis ihrer Vagina, sondern verleugnen sie aus Angst vor der imaginären Vergewaltigung durch den Vater, die beim Mädchen zur Regression in eine männliche Phase führt. Die Verleugnung der Vagina beruht laut Horney auf drei Faktoren. (1) Während Jun-

gen sich in ihrem Selbstwertgefühl verletzt fühlen, da ihr Penis zu klein für ihre Mutter ist, sind Mädchen mit der Angst konfrontiert, dass ein Teil ihres Körpers vom Vater zerstört werden könnte. (2) Wird sich das kleine Mädchen der Monatsblutung bei älteren weiblichen Verwandten bewusst, wird auch sie als ein Zeichen weiblicher Verletzlichkeit gedeutet. (3) Schließlich erläutert Horney, dass das elterliche Verbot der Masturbation bei Jungen und Mädchen Verunsicherung über das eigene Geschlechtsteil auslöst. Diese Verunsicherung kann das kleine Mädchen im Gegensatz zum Jungen nicht durch die unmittelbare Ansicht des Geschlechtsorgans beruhigen. Es ist also vor allem die Angst vor der Verletzung oder Zerstörung der Vagina, die Mädchen dazu führt, ein Wissen ihrer Existenz abzulehnen. Horney betrachtet diese Angst vor der vaginalen Verwundung gleichzeitig als Beweis dafür, dass nicht nur die Klitoris – die Freud homolog zum Penis sieht –, sondern auch die Vagina Einfluss auf die psychosexuelle Entwicklung des kleinen Mädchens nimmt. Junge und Mädchen können also in dieser frühen Phase ihres Reifeprozesses zu einer stabilen sexuellen Identität nicht mehr – wie noch bei Freud – unter dem Deckmantel einer primären Männlichkeit gleichgesetzt werden.

Doch Horney bezweifelt in ihrer Theorie zur Psychologie der Frau nicht nur Freuds umstrittene Behauptung, das kleine Mädchen sei in ihrer frühen Kindheit eigentlich ein kleiner Mann. In ihrem Essay “On the Genesis of the Castration Complex in Women” (1922) wirft Horney die Frage auf, wie es dazu kommen konnte, dass nie ein wichtiger Aspekt des Freudschen Kastrationskomplexes genauer untersucht wurde, nämlich die Annahme, dass Frauen sich durch ihre Genitalien benachteiligt fühlen:

we have assumed as an axiomatic fact that females feel at a disadvantage because of their genital organs, without being regarded as constituting a problem in itself – possibly because to masculine narcissism this has seemed too self-evident to need explanation. Nevertheless, the conclusion so far drawn from the investigations – amounting as it does to an assertion that one half of the human race is discontented with the sex assigned to it and can overcome this discontent only in favorable circumstances – is decidedly unsatisfying, not only to feminine narcissism but also to biological science. (38)

Horney unterscheidet zur Klärung der Frage, wie genau sich die Unzufriedenheit der Frau mit ihrem Geschlecht entwickelt, zwischen primärem und sekundärem Penisneid. Am Penisneid selbst hält auch sie als eine unumstößliche Tatsache fest:

Every little girl who has not been intimidated displays penis envy frankly and without embarrassment. We see that the presence of this envy is typical and understand quite well why this is so; we understand how the narcissistic

mortification of possessing less than the boy is reinforced by a series of disadvantages arising out of the different pregenital cathexes: the manifest privileges of the boy in connection with urethral erotism, the scopophilic instinct, and onanism. (Horney, "Flight" 63)

In "On the Genesis of the Castration Complex in Women" erläutert Horney ausführlich, wie sich der primäre Penisneid vor allem in dem Wunsch ausdrückt, wie ein Mann urinieren zu können. Laut Horney verbinden Kinder den Exkretionsvorgang mit Omnipotenzfantasien, die mit dem Urinstrahl des Jungen assoziiert werden. Da Kinder in der frühinfantilen Phase im Allgemeinen den Ausscheidungsprozess überbewerten, ist nicht zu unterschätzen, wie stark der Neid des Mädchens auf den Jungen und sein Sexualorgan zu diesem Zeitpunkt die Ausbildung der weiblichen Psyche beeinflusst. Ein weiterer Punkt, der in diesem Entwicklungsstadium des kleinen Mädchens zum Penisneid führt, ist die mangelnde Möglichkeit der Befriedigung exhibitionistischer Wünsche, die der Junge sich beim Zurschaustellen seines Geschlechtsteils beim Urinieren erfüllen kann. Erwachsene Frauen würden aus diesem Grund des öfteren in einer Regression zu einem Zustand gelangen, in dem sie der Wunsch beherrscht, ihren Körper bzw. ihr Dekolleté öffentlich zu zeigen. Auch dass der Junge beim Ausscheiden des Urins seinen Penis anfassen darf, was Mädchen als eine Erlaubnis zur verbotenen Onanie interpretieren, löst bei ihnen Neidgefühle aus. Horney zieht aus diesen unterschiedlichen Beobachtungen den Schluss, dass der primäre Penisneid kleiner Mädchen das Resultat einer realen Benachteiligung des weiblichen Geschlechts in der frühen Kindheit sei:

Indeed, I think I would put the matter even more accurately if I said that *as an actual fact*, from the point of view of a child at this stage of development, little girls *are* at a disadvantage compared with boys in respect of certain possibilities of gratification. For unless we are quite clear about the *reality* of this disadvantage we shall not understand that penis envy is an almost inevitable phenomenon in the life of female children, and one that cannot but complicate female development. (Horney, "Genesis" 42)

Dennoch spricht Horney diesem ersten Penisneid für die weitere Entwicklung des kleinen Mädchens zur ausgereiften *Weiblichkeit* nicht die gleiche Bedeutung zu wie Freud. Stattdessen definiert sie für kleine Jungen den Gebärneid – den Wunsch nach Brüsten und der Fähigkeit, ein Kind zu bekommen – als equivalent zum primären Penisneid der Mädchen und erklärt damit erstmalig nach Freud weibliche Attribute als beneidenswert. Weder Penisneid noch Gebärneid lassen

Kinder aber laut Horney tatsächlich eine sexuelle Identität favorisieren bzw. zurückweisen:

A boy who wishes vehemently to have breasts like his mother may at the same time behave in general with thorough-going boyish aggressiveness. A little girl who casts glances of admiration and envy at her brother's genital may simultaneously behave as a true little woman. Thus it seems to me still an open question as to whether such manifestations at this early age are to be deemed expressions of elementary instinctual demands or whether we should not perhaps place them in another category.⁵

In ihren abschließenden Worten von "On the Genesis of the Castration Complex in Women" betont Horney, dass der primäre Penisneid nicht grundsätzlich dazu führen muss, dass das kleine Mädchen seine *Weiblichkeit* ablehnt: "On the contrary, we can see that penis envy by no means precludes a deep and wholly womanly love attachment to the father and that it is only when this relation comes to grief over the Oedipus complex (exactly as in the corresponding male neuroses) that the envy leads to a revulsion from the subject's own sexual role" (53).

Der Wunsch erwachsener Frauen, ein Mann zu sein, ist laut Horney Darstellung also nicht auf dem frühinfantilen Neid auf den Penis des Jungen begründet. Sie sieht den Ursprung der Unzufriedenheit der Frau mit dem eigenen Geschlecht in der Formierung des sekundären Penisneids, dessen Ursprung sie in der ödipalen Situation verortet. In dieser Zeit entwickelt das Mädchen auf der Grundlage der Identifikation mit der Mutter die Fantasie einer Liebesbeziehung zum Vater und wünscht sich ein Kind von ihm.⁶ Horney meint, beim kleinen Mädchen eine ganz und gar weibliche Liebeseinstellung auf den Vater festgestellt zu haben, die nicht verwirklicht werden kann. Sie leitet diese speziell weibliche Liebeseinstellung von dem "great law of heterosexual attraction"⁷ ab, das Horney als eine selbstverständliche *biologische* Grundlage für die Beziehung der Geschlechter zueinander postuliert. Erst aus Enttäuschung über die Unmöglichkeit, den Vater für sich zu gewinnen, und geplagt von Schuldgefühlen sowie aus Angst vor der Konkurrenz mit der Mutter geben Mädchen ihre feminine Rolle und ihre Objektbeziehung zum geliebten Vater auf und identifizieren sich stattdessen mit ihm. Diese Identifikation wiederum hat die Wiederbelebung des Penisneids zur Folge, den Horney nun als sekundär bezeichnet.

Den unerfüllten Wunsch nach einer Liebesbeziehung mit dem Vater interpretiert Horney als eine Verletzung der *Weiblichkeit* kleiner Mädchen und sieht ihn als wichtige Ursache für ihren Kastrationskomplex, der die Entwicklung zur Frau stark beeinträchtigt:

we encounter under totally different guises this basic fantasy of having suffered castration through the love relation with the father. My observations have led me to believe that this fantasy, [...] is of such typical and fundamental importance that I am inclined to call it the second root of the whole castration complex in women. / The great significance of this combination is that a highly important piece of repressed womanhood is most intimately bound up with the castration fantasies. Or, to look at it from the point of view of succession in time, that it is wounded womanhood which gives rise to the castration complex, and that it is this complex which injures (not primarily, however) feminine development. (Horney, "Genesis" 51)

Horney führt also verletzte unterdrückte *Weiblichkeit* als Ursache für die Unzufriedenheit der Frau mit ihrem Geschlecht an, die sich im Kastrationskomplex und daraus resultierenden Männlichkeitskomplex äußert. Wie schwer es ist, diesen Männlichkeitskomplex zu überwinden und was sie unter einer abgeschlossenen Entwicklung zur *Weiblichkeit* versteht, erläutert Horney an einem Fallbeispiel:

It was only when the analysis penetrated into deeper strata under the greatest resistance imaginable that it became evident that the source of the penis envy was her envy on the account of the child that her mother and not she received from her father, whereupon by a process of displacement the penis had become the object of envy in place of the child [...] Only when this displacement was canceled did she really become free from penis envy and from longing to be a man, and was she able to be a true woman and even to wish to have children herself. (Horney "Genesis" 47)

Vollendete *Weiblichkeit* sieht Horney, wie an dieser Stelle deutlich wird, in der Aufgabe des Penisneids und schließlich in dem Wunsch, ein Kind zu bekommen. Sie gesteht Frauen also zu, weiblich zu sein, ohne das männliche Geschlecht zu beneiden. Problematisch am Weiblichkeitsbegriff Horney's ist aber, dass er geprägt ist von dem Ruf nach einer wahren biologisch determinierten *Weiblichkeit*, die sich durch Heterosexualität und dem Wunsch, Mutter zu werden, auszeichnet. Horney's biologisches allumfassendes Gesetz der heterosexuellen Anziehung führt zum Ausschluss aller Frauen aus der Kategorie *Weiblichkeit*, die nicht dieser Norm entsprechen. Auch der Wunsch nach einem Kind, den Horney mit einer wahren *Weiblichkeit* in Verbindung bringt, kann nicht auf jede Frau zutreffen.

Neben ihrer Kritik an der Freudschen Weiblichkeitstheorie ist es außerdem als Horney's Leistung zu betrachten, den großen Einfluss kultureller Faktoren auf die Formierung der Kategorie *Weiblichkeit* herauszuarbeiten. Wie stark kulturelle Faktoren die weibliche Entwicklung beeinflussen, verdeutlicht sie in der Abhandlung "The Problem of Feminine Masochism" (1935),⁸ in der sie sich kritisch mit der verbreiteten Tendenz in der Psychoanalyse auseinandersetzt, Masochismus als eine typisch weibliche Charaktereigenschaft zu klassifizieren. Sie bezweifelt

nicht, dass Frauen in der Masturbation, Menstruation, Sexualität und Geburt masochistische Befriedigung finden, regt aber an, dass untersucht werden müsse, in welcher Häufigkeit eine solche Befriedigung auftritt. Horney stellt zur Diskussion, warum ein kleines Mädchen, nachdem es erkannt hat, dass es keinen Penis hat, unweigerlich masochistisch werden sollte:

Assuming the girl did react to the discovery of the penis with a severe mental pain; assuming the idea of a possible greater pleasure destroying her attainable pleasure; assuming she did become sexually excited by the mental pain and found a substitute sexual satisfaction in it; [...] Why then should she lastingly be driven to seek satisfaction in suffering? (Horney, "Feminine Masochism" 221)

Sie kritisiert die vorbehaltlose Anwendung der von Freud initiierten Vorgehensweise, aus der Untersuchung des Pathologischen Schlüsse für die psychischen Prozesse der gesamten Menschheit zu ziehen. Die Häufigkeit der Fälle von Masochismus bei neurotischen Frauen oder die Beobachtung masochistischer Charakterzüge von Frauen im sozialen Leben, in der Literatur oder in Traditionen anderer Kulturen rechtfertigen, so Horney, nicht, den Masochismus als eine Eigenschaft aller Frauen einzuordnen. Sie regt stattdessen an, das Auftreten von Masochismus unter folgenden Fragestellungen in der Soziologie und Ethnologie zu untersuchen: "I – What is the frequency of occurrence of masochistic attitudes toward female functions under various social and cultural conditions? / II – What is the frequency of general masochistic attitudes or manifestations in women, as compared with men, under various social and cultural conditions?" (Horney, "Feminine Masochism" 224). Erst wenn in diesen Untersuchungen eine allgemeine masochistische Tendenz bei Frauen im Vergleich zu Männern festgestellt würde, begänne die Arbeit der Psychoanalyse. Sie wäre im nächsten Schritt an der Reihe, nach psychischen Gründen für dieses Phänomen zu suchen. Horney betont allerdings, dass westlichen Kulturen aufgrund ihrer Weiblichkeitsideologien masochistische Charakterzüge in Frauen geradezu fördern:

there may appear certain fixed ideologies concerning the 'nature' of woman; such doctrines that woman is innately weak, emotional, enjoys dependence, is limited in capacities for independent work and autonomous thinking. One is tempted to include in this category the psychoanalytic belief that woman is masochistic by nature [...] It therefore seems no exaggeration to say that in such social organizations, masochistic attitudes (or rather, milder expressions of masochism) are favored in women while they are discouraged in men. Qualities like emotional dependence on the other sex (clinging vine), absorption in 'love,' inhibition of expansive, autonomous development, etc., are regarded as quite desirable in women but treated with opprobrium and ridicule when found in men. / One sees that these cultural factors exert a powerful influence on women; so much so, in fact, that in our culture it is

hard to see how any woman can escape becoming masochistic to some degree. (Horney, "Feminine Masochism" 231)

Horney unterstützt mit ihrem psychoanalytischen Weiblichkeitsentwurf ein positives Selbstkonzept bei Frauen. Die feministische Psychoanalytikerin Jessica Benjamin betont noch sechzig Jahre nach den ersten Veröffentlichungen Horney's zur Psychologie der Frau in ihrem Essay "Woman's Desire" (1988),⁹ dass Horney Frauen etwas ganz und gar Eigenes zugesteht und sie davon freispricht, lediglich dem Penisneid verfallen zu sein. Doch auch ihre Theorie ist von traditionellen Weiblichkeitsidealen gezeichnet, wenn sie die normale Frau als heterosexuelle Mutter darstellt und darin sogar ein Urgesetz der Natur sieht. Für diese Sichtweise geriet Horney nicht nur in die Kritik Freuds, denn eine solche Herangehensweise widerspricht seiner Maxime, die Biologie nicht als Grundlage für die psychoanalytische Forschung zu wählen.¹⁰ Fast fünfzig Jahre später macht auch Mitchell darauf aufmerksam, dass Horney mit ihrem Konzept einer angeborenen *Weiblichkeit* ihren eigenen Überlegungen über die Relevanz kultureller Faktoren für die Entwicklung einer weiblichen Identität die Grundlage entzieht:

Worthy as were Horney's intentions, correct as were her assertions that women were not *actually* inferior but subject to a masculine civilization, nothing could have been more disastrous for the future of the psychoanalysis of women than this call to a 'true nature'. Most of Karen Horney's important references to the social subordination of women are rendered pointless by this implicit and explicit search for the essential woman. (Mitchell, *Psychoanalysis* 128)

Statt die These einer angeborenen *Weiblichkeit* zu vertreten, sollte laut Mitchell das Hauptaugenmerk der Psychoanalyse auf der Frage liegen, wie das kleine Mädchen auf psychischer Ebene eine weibliche Identität entwickelt, die gesellschaftlich anerkannt wird.

Während Horney in der Psychoanalyse durchaus als Rebellin gegen die frauenverachtenden Aspekte des Freudschen Weiblichkeitsbegriffs gesehen werden kann, entbehrt ihr Weiblichkeitskonzept die Radikalität, der sich die Literatur in ihrer Auseinandersetzung mit konventionellen Weiblichkeitsdefinitionen zur gleichen Zeit bedient. Im Gegensatz zu Bowles *Two Serious Ladies* unterstützt Horney durch ihren heterosexuell biologisch determinierten Weiblichkeitsbegriff nicht die Integration einer Vielfalt von Individuen in die Norm *Weiblichkeit*. Stattdessen bestätigt sie auf psychoanalytischer Ebene die traditionelle Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter als die einzige, von der Natur vorbestimmte, wahrhaftig weibliche. Der Frau, die anders liebt und lebt, weist Horney in ihrem An-

satz einen Platz jenseits des normal Weiblichen zu. Dennoch war Horney mit ihrer Kritik am Freudschen Weiblichkeitsbegriff und mit ihrer Forderung nach der Untersuchung der Wirkung kultureller Strömungen auf die Kategorie *Weiblichkeit* ihrer Zeit voraus. Wie Faulkner in "A Rose for Emily" weist sie auf die Macht und Verantwortung des Kollektivs hin, die gesellschaftliche Rolle einer Frau zu gestalten und ihre Psyche zu beeinflussen. Außerdem befreite sie Freuds psychoanalytische Weiblichkeitsdefinition, laut der *Weiblichkeit* im Kern von beiden Geschlechtern abgelehnt wird, vom Stigma des ewigen Mangels und eröffnete die Sicht auf eine Frau, die sich ihres eigenen Wertes und ihrer Sexualität bewusst ist.

¹ Vgl. Appignanesi, Forrester, *Freud's Women* 430-454.

² Karen Horney, "The Flight from Womanhood", (1926), *Feminine Psychology*, Ed. Harold Kelman (New York und London: W. W. Norton & Company, 1993) 54-70; 56-57. Ich zitiere Horney in englischer Sprache, da ich mich auf einen Sammelband ihrer Schriften *Feminine Psychology* beziehe, der erstmalig 1967 erschien – lange Jahre nach ihrer Emigration in die Vereinigten Staaten.

³ Vgl. Horney, "The Flight from Womanhood,". (1926), 57-58. Auch Rohde-Dachser macht auf die Parallele zwischen typischen Knabenfantasien und der Theorie Freuds zur weiblichen psychosexuellen Entwicklung aufmerksam. Laut Rohde-Dachser treten in Freuds Kastrationskomplex Produktionen des männlichen Unbewussten in Erscheinung, deren ursprüngliche Funktion es war, dem Jungen die Erfahrung des Geschlechtsunterschiedes zu erleichtern, seine männliche Geschlechtsidentität zu begründen und ihm damit einen sicheren Platz in der patriarchalischen Gesellschaft zu sichern. Der kleine Junge interpretiert in diesen Fantasien die Welt ausschließlich aus seiner Perspektive und mit sich selbst als Maßstab. Da er davon ausging, alle Menschen hätten das gleiche männliche Geschlecht, erklärt er sich nach der Kenntnismahme des Geschlechtsunterschiedes diese Tatsache dadurch, dass dem anderen weiblichen Geschlecht etwas fehlen müsse.

⁴ Freuds Reaktion auf Horney's Kritik war meist ablehnend und ist nur in Fußnoten oder kurzen Anmerkungen in seinen Texten zu finden. Zweimal nimmt er in seinem „Abriss der Psychologie“ höchstwahrscheinlich versteckt Bezug auf Horney. Einmal könnte er sich auf ihre Behauptung beziehen, dass auch bei kleinen Mädchen eine Erregung der Vagina festzustellen sei: „Frühzeitige Vaginalerregungen werden vielfach behauptet, sehr wahrscheinlich handelt es sich aber um Erregungen der Klitoris, also einem Penis analogen Organ, was die Berechtigung, die Phase die phallische zu nennen, nicht aufhebt“ (Freud, „Abriss“ 76). Ein anderes Mal reagiert er möglicherweise auf Horney's These, dass der Einfluss des Penisneids auf die weibliche Entwicklung überschätzt würde: „So wird man sich nicht zu sehr verwundern, wenn eine Analytikerin, die von der Intensität ihres eigenen Peniswunsches nicht überzeugt worden ist, dies Moment auch bei ihren Patienten nicht gehörig würdigt“ (Freud, „Abriss“ 127). Direkt kritisiert Freud Horney's Entwurf eines sekundären Penisneids in seiner Abhandlung „Über die weibliche Sexualität“: „Besonders deutlich zeigt sich die Neigung, die Bedeutung der ersten ursprünglichen Libidoregungen des Kindes zugunsten späterer Entwicklungsvorgänge herabzudrücken, so daß jenen – extrem ausgedrückt – die Rolle verbliebe, nur gewisse Richtungen anzugeben, während die Intensitäten, welche diese Wege einschlagen, von späteren Regressionen und Reaktionsbildungen bestritten werden. So z. B. wenn K. Horney (Flucht aus der Weiblichkeit, Internat. Zeitschr. F. PsA., 1926) meint, dass der primäre Penisneid des Mädchens von uns weit

überschätzt wird, während die Intensität des später entfalteten Männlichkeitsstrebens einem sekundären Penisneid zuzuschreiben ist, der zur Abwehr der weiblichen Reigungen, speziell der weiblichen Bindung an den Vater, gebraucht wird. Das entspricht nicht meinen Eindrücken“ (Freud, „Weibliche Sexualität“ 537). Nur in „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes“ äußert er sich offen positiv über die Arbeit Horney: „In den schätzenswerten und inhaltsreichen Arbeiten über den Männlichkeits- und Kastrationskomplex des Weibes von Abraham (Äußerungsformen des weiblichen Kastrationskomplexes, Int. Zschr. f. PsA., Bd. VII), Horney (Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes, ebendort, Bd. IX), Helene Deutsch (Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen, Neue Arb. z. ärztl. PsA., Nr. V) findet sich vieles, was nahe an meine Darstellung rührt, nichts, was sich ganz mit ihr deckt, so daß ich diese Veröffentlichung auch in dieser Hinsicht rechtfertigen möchte“ (Freud, „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes“, *GW* Bd. 14 (1972), 17-30; 30).

⁵ Karen Horney, “The Denial of the Vagina”, *Feminine Psychology*, Ed. Harold Kelman (New York und London: W. W. Norton & Company, 1993) 147-161; 151).

⁶ Ebenfalls neu an Horney's Theorie ist der Gedanke, dass sich Geschlechtsidentität durch eine natürliche Identifizierung mit dem Elternteil gleichen Geschlechts ausbildet und nicht etwa wie bei Freud als Konsequenz des Kastrationskomplexes. Diese Erkenntnis nahm großen Einfluss auf die Entwicklung der Objektbeziehungstheorie, die ich später genauer darstellen werde. Vgl. Forrester and Appignanesi, *Freud's Women* 435.

⁷ Karen Horney, “The Problems of Marriage”, *Feminine Psychology*, Ed. Harold Kelman (New York und London: W. W. Norton & Company, 1993) 119-132; 125.

⁸ Karen Horney, “The Problem of Feminine Masochism”, *Feminine Psychology*, Ed. Harold Kelman (New York und London: W. W. Norton & Company, 1993) 214-233.

⁹ Jessica Benjamin, “Woman's Desire”, *The Bonds of Love: Psychoanalysis, Feminism, and the Problem of Domination* (New York: Pantheon Books, 1988) 85-132, 93.

¹⁰ Vgl. Forrester and Appignanesi, *Freud's Women* 431.

5.3.8 “The Wishing Box” (1956) – Sylvia Plath

Nachdem die Protagonistinnen der Romane und Kurzgeschichten bis zu Bowles' *Two Serious Ladies* alle der gesellschaftlichen Oberschicht entstammten und sich dadurch in intensiver Auseinandersetzung mit der sozialen Rolle der *Lady* befanden, stehen in den folgenden Literaturanalysen nun Frauen der nordamerikanischen Mittelschicht im Zentrum des Geschehens. Die Weiblichkeitsnormen mit denen diese Frauen in der Gestalt der Protagonistinnen in den literarischen Texten dieser Arbeit bis zur Jahrtausendwende konfrontiert werden, nehmen im Angesicht der zunehmenden Rivalität feministischer und traditioneller Weiblichkeitsdiskurse immer komplexere Formen an. Sylvia Plaths “The Wishing Box” sehe ich als ein Zeichen dafür, dass für ein wichtiges Ziel der Frauenbewegung der späten sechziger Jahre, nämlich die Frau aus konventionellen Weiblichkeitskonzepten zu befreien, bereits in den fünfziger Jahren der Weg bereitet wurde.

Die fünfziger Jahre waren in den Vereinigten Staaten eine Zeit großer Widersprüche. Während im Krieg die Zahl berufstätiger Frauen massiv angestiegen war und die *working mother* fester Bestandteil des nordamerikanischen Arbeitsmarkts wurde, vollzog sich insbesondere im Bürgertum ein Jahrzehnt später eine Rückbesinnung auf ein Weiblichkeitsideal, das das weibliche Geschlecht vor allem an Haus und Herd binden sollte.¹ Viele Familien, die während der großen Depression und des Krieges durch extreme Wirren und großes Leid gegangen waren, strebten nun nach einer Normalität und Stabilität, die der wirtschaftliche Aufschwung in den fünfziger Jahren versprach. Dies bedeutete vor allem auch eine Rückkehr zu traditionellen Geschlechterrollen:

Once the war was over, the woman worker was no longer a symbol of patriotic ardor but rather a threat to social and economic security. Eighty-six percent of Americans, said the Gallup poll, now opposed the employment of married women, but the anxiety created by the woman war worker remained. It was soon reflected in a barrage of propaganda extolling the virtues of traditional roles. (Woloch 469)

Die bedrängend realistische Kurzgeschichte “The Wishing Box” von Sylvia Plath ist beschrieben, wie die Eintönigkeit des Hausfrauendaseins eine junge Frau zu Albträumen und schließlich in den Freitod treibt, verstehe ich als einen Aufschrei gegen diese historische Entwicklung. Im Mittelpunkt der Kritik von “The Wishing Box” steht die verstärkte Glorifizierung der Hausfrau in den fünfziger Jahren, unterstützt durch Printmedien, Film und Fernsehen, die der sozialen

Realität vieler Frauen nicht entsprach.² Plath macht durch ihre Kurzgeschichte auf die Konsequenzen der Restauration der Hausfrauenrolle als Weiblichkeitsideal und die mögliche Wirkung auf die weibliche Psyche aufmerksam.

Die Protagonistin Agnes Higgins aus “The Wishing Box” sieht sich mit einer ähnlichen Problematik konfrontiert wie schon Jane in “The Yellow Wallpaper” ein halbes Jahrhundert zuvor. Es ist in diesem Fall jedoch nicht die Rolle der jungen Mutter, die Agnes depressiv werden lässt, sondern ihr Leben als Hausfrau, das ihren Wirkungsbereich auf die eigenen vier Wände beschränkt.³ Auch ihr Ehemann Harold kann wie John in Gilmans Kurzgeschichte den desolaten seelischen Zustand seiner Frau nicht verstehen und ihre Umwelt treibt sie in eine Isolation, an der sie zerbricht. In “The Wishing Box” wird deutlich, dass das hegemoniale Weiblichkeitsideal der 50er Jahre – bedingt durch das Kriegsende – starke Parallelen zu dem der Jahrhundertwende aufweist: Agnes sieht sich dem Dasein als Hausfrau ausgeliefert, das zu ihrem Besten sein soll. Wie auch schon Jane sind ihr ihre psychischen Probleme und Alpträume ein Rätsel. Plath zeichnet in ihrer Kurzgeschichte das Bild einer überwiegend passiven Frau, die vollkommen im vorherrschenden Weiblichkeitskonzept ihrer Zeit gefangen ist. Im Unterschied zur Protagonistin aus “The Yellow Wallpaper”, die zumindest erkennt, dass intellektuelle Stimulation eine vitale Energiequelle für sie sein könnte, sehnt sich Agnes lediglich danach, wie ihr Mann nachts in einen glücklichen, traumreichen Schlaf zu versinken. In ihrer verzweifelten Seelenlage liegt es außerhalb ihrer Vorstellungskraft, in der Berufswelt Erfüllung zu finden.

Agnes entdeckt erst kurze Zeit nach der Hochzeit, dass Harold ganz im Gegensatz zu ihr über eine rege Fantasie verfügt, die Ausdruck in seinen nächtlichen Träumen findet. Zu Beginn amüsieren sie seine Berichte über die erstaunlichen Ereignisse, die er im Schlaf erlebt:

‘I was being introduced to a gathering of American poets in the Library of Congress,’ he would report with relish. ‘William Carlos Williams was there in a great, rough coat, and that one who writes about Nantucket, and Robinson Jeffers looking like an Indian American, the way he does in the anthology photograph; and then Robert Frost came driving up in a saloon car and said something witty that made me laugh.’ (49)

Agnes lässt sich zunächst dazu hinreißen, Harolds Träume – inspiriert von großen amerikanischen Literaten – als “meticulous works of art” (49) zu bezeichnen. Doch nach und nach wandelt sich die bewundernde Anteilnahme in Eifersucht. Agnes fühlt sich aus der Fantasiewelt Harolds, in der er auf außergewöhnli-

che Berühmtheiten und Kreaturen trifft, ausgeschlossen. Ihre eigenen Träume sind für sie kein Ort der Abenteuer und Begeisterung. Sie erschrecken sie vielmehr, denn dort sieht sie finstere Landschaften: “peopled with ominous unrecognizable figures” (49). Agnes schämt sich für ihre dunklen Träume. Da sie sie als Zeichen ihrer eigenen Unfähigkeit, fantasievoll zu sein, deutet, wagt sie es nicht, ihrem Mann von ihnen zu erzählen. Elisabeth Bronfen erläutert in ihrem Buch über *Plath*, dass Agnes das Vorurteil ihrer Kultur, dass nur positive und perfekt intakte Fantasien Kreativität bezeugen, akzeptiert, ohne es zu hinterfragen.⁴ Stattdessen sucht sie verzweifelt bei sich selbst nach der Ursache ihrer Alpträume; denn als Kind war es auch ihr möglich, nachts in eine Welt von Märchen und Wundern zu tauchen:

She had in her seventh year, she recalled wistfully, dreamed of a wishing box land above the clouds where wishing boxes grew on trees, looking very much like coffee-grinders; you picked a box, turned the handle around nine times while whispering your wish in this little hole in the side, and the wish came true [...] At what time had those benevolent painted dream worlds ousted her? And for what cause? (50)

Harolds einziger Alptraum von einem verbrannten Fuchs, den er in einer Zeit persönlichen Unglücks träumte, verwandelt sich durch seine Ehe zu einem Traum von einem geheilten Fuchs mit wunderschönem Fell. In den Traumwelten der Eheleute Higgins spiegelt sich also die Auswirkung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Situation von Mann und Frau auf ihre jeweilige geistige Verfassung. Es zeigt sich, wie der Mann, beflügelt durch seinen gesellschaftlichen Status, in positiven selbstbestätigenden Träumen schwelgt, während seiner Frau durch ihre Träume die beängstigende Leere und Ausweglosigkeit ihrer realen Lebenssituation vor Augen geführt wird.

Harold ist so beschäftigt mit der Welt seiner Träume, dass er es gar nicht erwägt, Agnes zu fragen, was sie des Nachts im Schlaf erlebt. Erst als sie ihm von einem ihrer Kindheitsträume erzählt, in dem sie mit Superman über Alabama fliegt, ist er beeindruckt und erkundigt sich nach ihrem Traum der letzten Nacht. In diesem Moment nimmt er plötzlich seine Frau als Person wieder wahr: “He looked at her pretty, troubled countenance with new interest: Agnes was, Harold paused to observe for perhaps the first time since their early married days, an extraordinarily attractive sight across the breakfast table” (51). Nur mit einem Traum, der in der Figur des Supermanns abermals ein übersteigertes Männlichkeitsideal zelebriert, kann Agnes ihren Ehemann auf sich aufmerksam machen

und aus seiner eigenen Traumwelt locken. Elisabeth Bronfen unterstellt Harold in dem Schwelgen in seinen Fantasien blinden Egoismus:

what Plath discloses is that Harold's ability to escape into a perfectly constructed world of fantasy is coterminous with a form of self-absorption that not only requires a blindness toward all fragmentary and imperfect scenes of psychic horror, but also results in a fatal indifference towards a world outside its imagination. (104)

Auf Harolds Frage nach ihren derzeitigen Träumen entschließt Agnes sich, nachdem sie nun endlich von ihm gefragt wurde, ehrlich zu antworten und ihm ihr Problem zu beichten: "I don't dream anything [...] not anymore" (51). Harold rät ihr daraufhin, das Träumen wie eine Sportart zu trainieren: "Every day, just practice imagining different things like I've taught you"(53). Mit diesem Rat verkennt er den Ernst der Lage. Statt nach der Ursache zu suchen, warum seine Frau ihre Fähigkeit zu träumen verloren hat, betrachtet er Träumen als eine Fähigkeit, die erlernt werden kann. Er übersieht dabei eine wichtige Eigenschaft von Träumen, nämlich Erlebtes zu verarbeiten. Das bedeutet, dass äußere Umstände einen beträchtlichen Einfluss auf die nächtliche Fantasiewelt nehmen können. Harold selbst wäre also fähig, seiner Frau zu schöneren Träumen zu verhelfen, würde er gemeinsam mit ihr nach dem Grund ihrer Traumlosigkeit in ihrem Alltag suchen.

Da der Vorschlag ihres Mannes, das Träumen zu üben, Agnes nicht weiterhilft, beginnt sie verzweifelt, ihre innere Leere mit jedweder Lektüre zu füllen, die sie in ihrer nächsten Umgebung finden kann. Doch auch in Romanen, Frauenzeitschriften und Kochbüchern findet sie nur vorübergehend einen Zufluchtsort und Inspiration für neue Bilder in ihrem Kopf:

she raced through novels, women's magazines, newspapers, and even the anecdotes in her *Joy of Cooking*; she read travel brochures, home appliance circulars, the Sears Roebuck Catalogue, the instructions on soap-flake boxes, the blurbs on the back of record jackets - [...] But as soon as she lifted the eyes from the printed matter at hand, it was as if a protecting world had been extinguished. (53)

Die Inhalte der Texte, die Agnes liest, sind für sie nur auf dem Papier und in dem Moment der Lektüre beruhigend. Von dem Gelesenen geht weder Trost noch die geringste intellektuelle Stimulierung oder gar Erfüllung aus. Agnes flüchtet sich in ein Lesen um des Lesens willen, das ihr zwar Momente der Erleichterung verschafft, sie aber tief in ihrem Inneren nicht berührt. Ist der Leseprozess beendet, sieht sie sich immer noch mit der selben Verunsicherung und Verzweiflung konfrontiert wie vorher. Sie fühlt sich durch die alltäglichen Dinge,

die sie umgeben, und ihre für sie unveränderliche Realität,⁵ der sie nicht durch Träume entfliehen kann, in ihrer Existenz bedroht:

her frightened, almost paralysed stare took in the Oriental rug, the Williamsburg-blue wallpaper, the gilded dragons on the Chinese vase on the mantel, the blue-and-gold medallion design of the upholstered sofa on which she was sitting. She felt choked smothered by these objects whose bulky pragmatic existence somehow threatened the deepest, most secret roots of her own ephemeral being. Harold, she knew only too well, would tolerate no such vainglorious nonsense from tables and chairs; if he didn't like the scene at hand, if it bored him, he would change it to suit his fancy. (53)

Agnes' Überbeschäftigung mit den Möbeln ihres Wohnzimmers erinnert wiederum an Jane aus "The Yellow Wallpaper". Mangels anderer Beschäftigung bündelte sich deren gesamte Aufmerksamkeit auf die Tapete an den Wänden ihres Zimmers. Im Gegensatz zu Jane aber entflieht Agnes nicht in eine von Wahnvorstellungen verzerrte geistige Parallelwelt. Sie sucht stattdessen in den Massenmedien nach einem Ort psychischer Stabilität. Als es ihr nicht mehr gelingt, im Lesen die gewünschte Befriedigung zu finden, verlässt sie das Haus und beginnt, regelmäßig ins Kino zu gehen, um ihre innere Leere zu füllen: "the fluid kaleidoscope of forms before her eyes lulled her into a rhythmic trance; the voices, speaking some soothing, unintelligible code, exorcised the dead silence in her head" (54). Dies tut sie allerdings nur so lange, bis sie Harold davon überzeugen kann, einen Fernseher zu kaufen. Vor dem Fernsehgerät daheim entdeckt sie im Verborgenen die faszinierende Wirkung von Alkohol auf ihre Vorstellungskraft. Endlich spürt sie die Fähigkeit, gar die äußeren Züge ihres Ehemannes zu verändern:

These latter days, when Agnes greeted Harold on his return home each evening, she found, with a certain malicious satisfaction, that his face blurred before her gaze, so she could change his features at will. Sometimes she gave him a pea-green complexion, sometimes lavender, sometimes a Grecian nose, sometimes an eagle back. (54)

Dass Agnes sich erst durch den Genuss von Rauschmitteln in ihrer Fantasie beflügelt fühlt, unterstreicht abermals den schlechten Zustand ihrer geistigen Verfassung. Sie kann der bedrohlichen Realität ihrer Umgebung keine positive Fantasiewelt entgegensetzen. Einem solchen Dasein ausgeliefert, wendet Agnes sich an ihren Hausarzt, der ihr Schlaftabletten verschreibt. Kurze Zeit später entdeckt Harold seine Frau tot auf dem Sofa. Laut Bronfen realisiert die Protagonistin mit der Inszenierung ihres Freitods den Rat ihres Ehemannes, ihre Unzufriedenheit in perfekte Wunschbilder umzuformen (Bronfen 105). Die auffällige Parallele zwi-

schen der Wortwahl des Titels "The Wishing Box" und der leeren *pillbox*, die Agnes in das vermeintliche Reich ihrer Sehnsüchte verhilft, stellt heraus, dass diese Bilder allerdings nur in direkter Verbindung mit einem Betäubungsmittel hergestellt werden konnten:

he found Agnes lying on the sofa in the living-room, dressed in her favorite princess-style emerald taffeta evening gown, pale and lovely as a blown lily, eyes shut, an empty pillbox and an overturned water tumbler on the rug at her side. Her tranquil features were set in a slight, secret smile of triumph, as if, in some far country unattainable to moral men, she were, at last, waltzing with the dark, red-caped prince of her early dreams. (55)

Agnes sieht zuletzt nur noch im Sterben für sich die Möglichkeit, eine eigene Traumwelt – außerhalb männlicher Dominanz – zu genießen.

"The Wishing Box" zeigt auf eindringliche Art und Weise, wie die konventionelle Ehe in den 50er Jahren, in der der Mann das Geld im öffentlichen Leben verdient und die Frau im Privaten allein für das Wohl ihrer Familie zuständig ist, den Mann von seinen Alpträumen heilt und die Frau dagegen jeglicher Träume beraubt. In Agnes' Kindheitserinnerungen wird deutlich, dass sie als kleines Mädchen noch selbst über eine positive muntere Fantasie verfügte. Als Siebenjährige träumte sie von einem *wishing box land*, in dem jeder sich seine eigene kleine Wunschbox von einem Baum pflücken und dann durch das Drehen an einer kleinen Kurbel wie bei einer Kaffeemaschine seine Wünsche erfüllen konnte. Für Bronfen stehen Agnes märchenhafte Träume aus Kindheitstagen für ein verlorenes Glück, von dem sie glaubt, es wiederfinden zu können, wenn es ihr nur gelänge, ihre Fähigkeit, positiv zu träumen, zurückzugewinnen (Bronfen 104).

Dass sie dazu als erwachsene Ehefrau nicht mehr fähig ist, kann nur auf die zerstörerische Wirkung eines *authoritative discourse* über *Weiblichkeit* zurückgeführt werden, der Frauen auf die Hausfrauenrolle reduziert und sie nicht als Individuum mit vielfältigen Bedürfnissen wahrnimmt. Helden und Idole werden in diesem Diskurs von Männern verkörpert. Agnes findet in ihrem gesellschaftlichen Umfeld nichts, was sie in Begeisterung versetzt oder glücklich macht. Es mangelt in ihrem Leben an Dingen, die glückliche Fantasien oder gar Träume auslösen oder ermutigen könnten. Stattdessen schämt sie sich vor ihrem ignoranten Ehemann für ihre Unfähigkeit, sich nachts schillernden Träumen hinzugeben, und wagt es nicht, die Ursache ihrer Alpträume in den patriarchalischen Strukturen ihrer Umgebung zu suchen. Die Stimme von Agnes' *internally persuasive discourse* macht sich nur in ihren dunklen Träumen, ihrer verzweifelten Suche

nach einem Lebensinhalt und ihrer daraus resultierenden Schlaflosigkeit bemerkbar. Sie ist nicht fähig, den Grund ihres psychischen Leids zu erkennen, geschweige denn in Worte zu fassen.

Plath übt in ihrer Kurzgeschichte vernichtende Kritik an der bürgerlichen Ehe und dem Lebensraum, der Frauen darin zusteht. Sie enthüllt, wie Bronfen es sehr treffend formuliert, “that the American wife who fully lives the cultural texts presented to her is nothing other than a dressed-up dead body“ (Bronfen 106). Der Titel von Plaths Kurzgeschichte “The Wishing Box” steht am Ende für den infantil gebliebenen Wunschtraum der Heldin, der nach ihrem Freitod nicht mehr in Erfüllung gehen kann – nämlich, dass ihre größten Sehnsüchte und schönsten Fantasien wahr werden und ihr zu geistiger Reife und Erfüllung verhelfen könnten. Die Kategorie *Weiblichkeit* ist also auch in den fünfziger Jahren zumindest für eine Frau des Bürgertums so eng gefasst, dass Plaths Protagonistin nur im Tod jenseits der gesellschaftlichen Ordnung Raum zur Verwirklichung ihrer Lebensvorstellungen sieht. Aus dieser Perspektive erscheint der stetig steigende Anteil berufstätiger Frauen auf dem Arbeitsmarkt zu dieser Zeit wie ein Lichtblick – als eine Möglichkeit für die deprimierte Hausfrau, sich außerhalb der Familie und des restriktiven Weiblichkeitsideals ihrer Zeit zu verwirklichen. Da die Berufstätigkeit der weiblichen Bevölkerung zu dieser Zeit aber eher als finanzielle Notwendigkeit gesehen wurde und weniger als die Erfüllung des Wunsches, individuelle Fähigkeiten auszuleben oder materiell unabhängig zu sein, und Frauen der Zugang zu vielen Berufen immer noch verwehrt blieb, war auch die Arbeitswelt noch lange nicht immer ein Zufluchtsort vor häuslicher Enge. Plath versucht mit “The Wishing Box”, Worte für die Unzufriedenheit vieler Frauen in der Hausfrauenrolle wie auch für ihre Verzweiflung in der Isolation ihres Heimes zu finden. Sie leitet damit schon in den fünfziger Jahren den Protest der Frauenbewegung der sechziger Jahre gegen eine konventionelle Weiblichkeitsnorm ein, die die Frau der Dominanz des Mannes unterordnet und sie in die Privatsphäre verbannt.

¹ Vgl. Woloch, *Women and Experience* 495.

² Die Frauen, denen es in ihrem Milieu möglich war, das Weiblichkeitsideal der Hausfrau und Mutter zu verwirklichen, reagierten unterschiedlich auf ihren gesellschaftlichen Stand. Während Frauen aus unteren sozialen Schichten und der unteren Mittelklasse wenig Frustration über ihren sozialen Status zeigten – sie waren sozusagen an eine gesellschaftliche Nebenrolle gewöhnt –, fühlten sich Frauen mit fundierter Ausbildung vielfach ihrer vormals besseren Stellung in der Gesellschaft beraubt. Das Hausfrauendasein konnte den Verlust einer beruflichen Karriere für sie nicht kompensieren.

sieren, wie auch Friedan in *The Feminine Mystique* herausarbeitete Vgl. Woloch, *Women and Experience* 506.

³ Plath liefert in ihrer Kurzgeschichte in der Darstellung der psychischen Verfassung ihrer Heldin und ihrer Ursachen eine Begründung für die, von Freud einst herausgearbeitete, psychische Starrheit einer Frau über dreißig.

⁴ Elisabeth Bronfen, *Sylvia Plath* (London: Northcote, 2004) 104.

⁵ Plath lässt Agnes an dieser Stelle im Text verzweifelt die berühmten Worte Gertrud Steins "A rose is a rose is a rose [...]" (53) wiederholen, die sie wie einen Grabgesang empfindet.

5.3.9 *The Edible Woman* (1969) – Margaret Atwood

In Atwoods Roman *The Edible Woman*, den sie 1965 kurz vor dem Aufkommen der feministischen Bewegung der sechziger und siebziger Jahre verfasste,¹ kann die Protagonistin dem Schicksal von Agnes aus “The Wishing Box” entrinnen. Ähnlich wie in den Vereinigten Staaten formierte sich zu dieser Zeit auch in Kanada nach dem *First Wave Feminism* dem Kampf der Suffragetten für das Stimmrecht der Frau seit Mitte des 19. bis ins frühe 20. Jahrhundert, der *Second Wave Feminism*.² In dieser neuen Frauenbewegung wurde die Rolle der Frau und damit die Definition von *Weiblichkeit* rigoros wie nie zuvor in Zweifel gezogen. Zur Diskussion gestellt und gefordert wurde: “socio-economic and political equality, sexual liberation, emancipation from constraints of traditional heterosexual relationships, marriage, and motherhood.”³ Atwoods Roman, der im Toronto der frühen sechziger Jahre angesiedelt ist, entbehrt noch der Radikalität und des Aufruhrs der folgenden Jahre dieses Jahrzehnts. Dennoch berührt er viele Themen, die die feministische Bewegung an die Öffentlichkeit trug. Außerdem betont *The Edible Woman* die Wirkungsmacht der Kategorie *Weiblichkeit* auf das Individuum in ihrer gänzlichen Dramatik. Durch die einsetzende Magersucht der Protagonistin wird erkennbar, wie sich das Unbehagen über ihre gesellschaftliche Rolle zu einer existenziellen Bedrohung für sie entwickelt. Atwood demonstriert in *The Edible Woman*, dass *Weiblichkeit* nicht nur die Seele des Individuums angreift, das sich nicht der gesellschaftlichen Norm fügen kann, sondern auch an seinem Leib zehrt. Dass sich der Druck dominanter gesellschaftlicher Strukturen auf den Körper erstreckt, betonten auch Butler und Engel. Die Magersucht von Atwoods Protagonistin macht deutlich, wie aus der Reaktion auf diesen Druck eine lebensbedrohliche physische Krankheit werden kann. Erst als es ihr gelingt, sich vom konventionellen Weiblichkeitsideal der fünfziger Jahre – der fleißigen Haus- und unterwürfigen Ehefrau – zu befreien und eigene Wege zu gehen, kann sie ihre Anorexie selbst heilen. Dabei gewinnt sie die Fähigkeit, ihr Abweichen von der Norm vor sich selbst zu akzeptieren und das Normalitätskonzept ihrer Umwelt zu hinterfragen.

Der erste Satz von *The Edible Woman* beginnt mit der Feststellung der Heldin Marian MacAlpin: “I know I was all right on Friday when I got up” (9). Diese einleitenden Worte kündigen bereits an, dass in der Handlung, die nach

diesem Freitagmorgen einsetzt, etwas nicht mehr stimmt. Es wird zur großen Aufgabe von Marian, für dieses Etwas Worte zu finden und entsprechend auch in ihrem Handeln darauf zu reagieren. Zu Beginn von *The Edible Woman* arbeitet Marian nach dem Collegeabschluss mit halbwegs guten beruflichen Perspektiven und ohne großen beruflichen Ehrgeiz bei einem Marktforschungsinstitut und sie hat einen Freund Peter, der als Rechtsanwalt passable Karrierechancen hat. Marians Leben verläuft zu diesem Zeitpunkt äußerlich konform mit einem Weiblichkeitsideal, das seine Wurzeln in den 50er Jahren hat und auch noch in den 60er Jahren breite gesellschaftliche Zustimmung fand: So geht sie zwar einem Beruf nach, was inzwischen allgemein akzeptiert wird, ihr Hauptziel bleibt jedoch die Ehe.⁴ Gleichzeitig klingt aber auch in der Art und Weise, wie Peter und Marian ihre Beziehung anfänglich definieren, schon leise ein neuer *internally persuasive discourse* an, der von der neuen Frauenbewegung angestoßene freiheitliche Partnerschaftsideale wie Eigenständigkeit und gegenseitigen Respekt einfordert. So gefällt Peter an Marian besonders die Unabhängigkeit, die sie ausstrahlt: “he told me later that it was my aura of independence and common sense he liked: he saw me as the kind of girl who wouldn’t try to take over his life” (62). Marian hingegen schätzt an ihrem Verhältnis zu Peter die ehrliche Umgangsweise: “We had been taking each other at our face values, which meant we had got on very well” (62). Dass sie Peter als eine angenehme Gewohnheit beschreibt, deutet allerdings auf eine gewisse emotionale Teilnahmslosigkeit Marians hin und bereitet die Leserin darauf vor, dass Marian bei Peter nicht etwa nach der großen Liebe, sondern vielmehr nach unaufgeregter wenig reflektierter Zweisamkeit sucht.

Auch in der Sexualität brechen Marian und Peter mit ihrer Beziehung das, was in den 50er Jahren bei vielen noch als Tabu galt, und üblicherweise als Sex vor der Ehe diskutiert wurde. Doch trotz dieses Tabubruchs fühlt sich Marian nicht sexuell befreit. Obwohl sie mit Peter die Grenzen konventioneller Moralvorstellungen überschreitet, macht sich gerade hier das *Etwas* leise bemerkbar, das Marian später immer mehr beunruhigt: Sie ertappt sich selbst immer wieder dabei, wie sie es stillschweigend, ohne ihre eigenen Bedürfnisse zu äußern, zulässt, dass Peter ihr Sexualleben bestimmt: “I hadn’t thought it was a good idea, I much prefer the bed and I knew the tub would be too small and uncomfortably hard and ridged, but I hadn’t objected” (60). In Marians Überlegungen, warum Peter gerade

die Badewanne als Ort des Liebesspiels wählt, sieht sie sich selbst als ertränktes Mordopfer:

Peter's abstractions on these occasions gave me the feeling that he liked doing them because he had read about them somewhere, but I could never locate the quotations [...] But the bathtub? Possibly one of the murder mysteries he read as what he called 'escape literature'; but wouldn't that rather be someone drowned in the bathtub? A woman. (61)

Marian ordnet sich in dieser Situation einem *authoritative discourse* unter, der Frauen in der Sexualität eine untergeordnete passive Rolle vorschreibt. Eine Folge davon ist, dass sie ihre eigene Position mit der einer Leiche assoziiert.

Trotz der liberalen Züge, die Marian und Peter ihrer Beziehung zu geben versuchen, wird im Fortschreiten der Handlung deutlich, dass Peter für ein konventionelles Wertesystem steht, das die Frau der Dominanz des Mannes unterstellt. Seine Konformität mit dem, was gesellschaftlich akzeptiert wird, spiegelt sich sogar in seinem Äußeren: "People noticed him, not because he had forceful or peculiar features, but because he was ordinariness raised to perfection, like the youngish well-groomed faces of cigarette ads" (62). Umso überraschender ist es, dass Marian ungeachtet ihrer emotionalen Zurückhaltung gegenüber Peter und ihrem Unbehagen in sexueller Hinsicht ohne lange zu zögern seinen Heiratsantrag annimmt und die Ehe als eine geeignete Zukunftsperspektive für sich erachtet. Marian fügt sich anfänglich dem Diktat des Gewöhnlichen, das Peter verkörpert und das in letzter Konsequenz von ihr verlangt, ihre Unabhängigkeit und Identität, die sie sich als berufstätige alleinstehende Frau bereits erarbeitet hat, aufzugeben.

Dass zwischen den beiden tatsächlich etwas nicht stimmt, drängt sich Marian förmlich auf, als sie, ohne es zu verstehen, durch vordergründig irrationales Verhalten aus der Rolle der normkonformen weiblichen Begleitung Peters fällt. Nach einem Treffen in einer Hotelbar mit Freunden, bei dem Marian sich bewusst wird, dass ihr Verlobter ein passionierter Jäger ist und in seiner Begeisterung sein blutiges Hobby sogar fotografisch dokumentiert, identifiziert sie sich mit einem gejagten Kaninchen und rennt um ihr Leben. Peter wird für sie zum archetypischen Jäger, der sie mit seinen Blicken ins Visier nimmt: "He glanced quickly over at me, his eyes narrowed as though he was taking aim" (82). Marian flieht unbewusst vor dem, was sie bewusst noch nicht zu erkennen vermag: Sie tritt die Flucht an vor einem Weiblichkeitskonzept, das sie dazu zwingt, sich selbst zu verleugnen und sich vollständig dem Wohle und dem Willen eines Ehemannes zu

unterwerfen. Als Peter ihr folgt, weil er ihr Verhalten nicht versteht, wird er tatsächlich zum Jäger und Marian zur Gejagten. Obwohl Marian sich nach diesem Fluchtversucht vorerst von Peter wieder einfangen lässt, bestimmt das Jagdmotiv von diesem Zeitpunkt an die Beziehung zwischen den beiden.⁵ Diese Jagd enthält trotz der Dramatik der psychischen Situation der Heldin viele komische Elemente. So verkriecht sich Marian während ihres Versuchs Peter zu entkommen unter dem Bett eines Freundes, bleibt dort stecken und muss von ihm und einem Helfer aus dieser peinlich komischen Lage befreit werden. In der Darstellung der Flucht Marians vor Peter gelingt Atwood eine Gratwanderung zwischen Humor und ernster Sozialkritik.

Zur literarischen Einordnung von *The Edible Woman* trägt Atwood 1973 selbst bei, indem sie ihren Roman in einem Interview als *anti-comedy* bezeichnet.⁶ Ähnlich wie Bowles beansprucht sie dadurch nicht nur inhaltlich, sondern auch auf narrativer Ebene, Konventionen zu brechen. Atwood bezieht sich bei ihrer Definition einer Anti-Komödie auf den Begriff der Komödie, den der kanadische Literaturtheoretiker Northrop Frye in *Anatomy of Criticism* 1957 postulierte: Eine typische Komödie beginnt laut Northrop Frye mit der Liebe eines jungen Mannes zu einer Frau, die meist in der Gestalt des Vaters auf Widerstand trifft, und endet mit dem Sieg des Helden über den Vater, der Heirat der Angebeteten und einer neuen Gesellschaftsordnung, die sich um das junge Paar formiert.⁷ Atwood macht mit der Bezeichnung Anti-Komödie für *The Edible Woman* ein sozialpolitisches Statement, indem sie nicht den Helden den Brautvater besiegen lässt, sondern die Heldin ihren Bräutigam, der statt des Vaters eine ungerechte Gesellschaftsform verkörpert: "In traditional comedy, boy meets girl, there are complications, the complications are resolved and the couple is united. In my book the couple is not united and the wrong couple gets married. The complications are resolved, but not in a way that reaffirms the social order."⁸ Atwood überwindet mit *The Edible Woman* also das Prinzip männlicher Dominanz in der Komödie und stärkt stattdessen die Position der Heldin.

Doch bis Marian das Selbstvertrauen findet, ihr Leben tatsächlich entgegen traditionellen Normen zu gestalten, durchläuft sie einen schwierigen Reifeprozess. Zu Beginn des Romans schwankt sie noch stark zwischen der versichernden vertrauten Stimme des *authoritative discourse* und der unberechenbaren beunruhigenden Stimme ihres *internally persuasive discourse*. Dies wird in Marians Reak-

tion deutlich, als es Peter gelingt, sie nach ihrer Flucht vor ihm aus der Hotelbar einzuholen. Statt sich verstört in der Situation einer gefangenen Beute zu fühlen, ist sie erleichtert, wieder in gewohnte Strukturen zurückkehren zu dürfen: “The relief of being stopped and held, of hearing Peter’s normal voice again and knowing he was real, was so great I started to laugh helplessly” (75). Peter steht zu diesem Zeitpunkt der Handlung für ein versicherndes konventionelles Lebenskonzept, zu dem Marian als Bezugspunkt immer wieder zurückkehrt, bis ihr am Ende des Romans die endgültige Flucht gelingt. Vorerst versucht sie, sich ihren zweifachen Fluchtversuch durch psychoanalytisches Fachvokabular zu erklären, was auf die verbreitete Kenntnis und Popularität der Theorien Freuds und seiner Nachfolger in den frühen sechziger Jahren hindeutet. Marians psychoanalytisches Halbwissen führt sie aber nicht dazu, ihr panisches Verhalten tatsächlich zu hinterfragen: “now I’ve gone over it all in my mind I see that my actions were really more sensible than I thought at the time. It was my subconscious getting ahead of my conscious self, and the subconscious has its own logic” (104). Die rätselhafte Logik des Unbewussten reicht ihr als Begründung für ihre unerwarteten Gefühlsausbrüche und sprunghaftes Handeln. Vielmehr kommt sie am Ende des ersten Teils von *The Edible Woman* nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss, dass die Verlobung mit Peter eine gute Entscheidung war und dass sie es vorzieht, sich anzupassen, anstatt ein weiteres Mal aus der traditionell weiblichen Rolle zu fallen: “life isn’t run by principles but by adjustments” (104).

Im zweiten Teil des Romans zeigen sich die Konsequenzen, die Marians angepasstes Verhalten auf ihre Psyche und ihren Körper haben. Schon am Morgen nach ihrer Verlobung kann Marian den Anblick eines Eises nicht mehr ertragen. Diese Aversion gegen Essbares steigert sich bis zum Ende der Handlung so weit, dass sie gar nichts mehr zu sich nehmen kann. Doch von dem Augenblick an, in dem Marian sich für eine Zukunft als Ehefrau entscheidet, setzt nicht nur ihre Abneigung gegen Nahrung ein, sondern es wechselt auch die Erzählperspektive von der ersten zur dritten Person. Die Veränderung der Erzählstimme unterstreicht, dass Marian sich von ihrer ursprünglichen Persönlichkeit distanziert, um der Rolle der Frau an der Seite von Peter gerecht zu werden. In diesem Prozess betrachtet sie sich von außen und wird sich selbst fremd. Catherine McLay unterstreicht, dass die Selbstentfremdung Marians sich bis auf ihren Körper erstreckt: “Her body is now seen as external and can be observed from the outside by her mind;

the two are no longer parts of a unified self" (127). In ihrer Wahrnehmung nähert sich die ehemals bodenständige vernünftige Protagonistin einer Welt geistiger Verzerrung. Sie stattet ihre Mitmenschen mit tierähnlichen Charakteristiken aus. Das rege Treiben ihrer Mitarbeiterinnen im Büro erscheint ihr auf einmal: "like a herd of armadillos at the zoo" (110) und ihre schwangere Freundin Clara sieht für sie aus wie: "a swollen mass of flesh with a tiny pinhead, a shape that had made her think of a queen-ant, bulging with the burden of an entire society" (117). Außerdem vermutet sie bei ihren engsten Vertrauten plötzlich multiple Persönlichkeiten. Clara, ihre Freundin aus Collegezeiten, nimmt sie auf einmal als: "a semi-person [...] several people, a cluster of hidden personalities" (117) wahr.⁹ Peter verdächtigt sie hinter der Fassade des ehrgeizigen jungen Rechtsanwalts, identisch mit einem perversen Anrufer zu sein, der Frauen unter dem Vorwand einer Meinungsumfrage über ihre Intimwäsche befragt:

Maybe it was really Peter. Slipping out from his law into the nearest phone booth to dial numbers of housewives in Etobicoke [...] Perhaps this was his true self, the core of his personality, [...]. Perhaps this was what lay hidden under the surface, under the other surfaces, that secret identity which in spite of her many guesses and attempts and half-successes she was aware she had still not uncovered. (120)

Marian gerät immer mehr in den Sog beängstigender albraumartiger Fantasien, die ihre Verunsicherung über ihren Entschluss, ihren Beruf und ihre Unabhängigkeit zugunsten der Rolle der Ehefrau aufzugeben, spiegeln. Auf der Weihnachtsfeier der Abteilung des Marktforschungsinstituts, an dem Marian arbeitet, fühlt sie sich überrollt von der Präsenz konventioneller *Weiblichkeit*, die ihre Kolleginnen für sie verkörpern. Doch statt nach einem neuen Weg zu suchen, sich von ihren Ängsten zu befreien, hält sie an ihrem Plan, Peter zu heiraten, wie an einem Rettungsring fest:

For an instant she felt them, their identities, almost their substance, pass over her head like a wave. At some time she would be – or no, already she was like that too; she was one of them, her body the same, identical, merged with that other flesh that choked the air in the flowered room with its sweet organic scent; she felt suffocated by this thick Sargasso-sea of femininity. She drew a deep breath, clenching her body and her mind back into her self like some tactile sea-creature withdrawing its tentacles; she wanted something solid, clear: a man; she wanted Peter in the room so that she could put her hand out and hold on to him to keep from being sucked down. (172)

Auf der Suche nach ihrem persönlichen Lebensglück wird Marian im Laufe des Romans durch ihre Freunde Ainsley, Clara und Duncan mit unterschiedlichen Lebensmodellen konfrontiert. Während Ainsley, die Feministin, und Dun-

can, der egozentrische Nihilist, vermeintliche Alternativen zur Lebensplanung der Protagonistin darstellen, steht die dreifache Mutter Clara für eine Warnung vor dem Leben, das Marian nach einer Hochzeit mit Peter bevorsteht.

Zu Beginn der Handlung schockiert Ainsley, Marians Mitbewohnerin, sie mit dem Plan, sich von einem Mann schwängern zu lassen, um dann ihr Kind alleine aufzuziehen. Zwei Elternteile seien für ein Kind überflüssig und würden seine Erziehung nur unnötig verkomplizieren: “No, I’m not going to get married. That’s what’s wrong with most children, they have too many parents [...] The thing that ruins families these days is the husbands” (39). Die Figur Ainsleys nutzt Atwood zu einer Parodie feministischer Extreme. Sie enthüllt dabei die Widersprüche und idealistische Verklärung mancher der Theorien und Forderungen der neuen feministischen Bewegung. So beharrt Ainsley ähnlich wie Horney auf einer Weiblichkeitsdefinition, die Frauen in die Mutterrolle drängt: “Every woman should at least have one baby [...] It’s even more important than sex. It fulfills your deepest femininity” (40). Gleichzeitig grenzt ihre Unbedarftheit, ein Kind und ihre beruflichen Pläne zu vereinen, an Naivität: “What has having a baby got to do with getting a job at an art gallery? You’re always thinking in terms of either/or. The thing is *wholeness*” (40). Ainsley formuliert neue feministische Weiblichkeitsideale, ohne diese kritisch zu reflektieren. Lapidar fügt sie fernöstliche esoterische Ansätze zur Ganzheitlichkeit, die in den 60er Jahren immer populärer wurden, mit der Rolle der alleinerziehenden Mutter zusammen.

Marian verwirren Ainsleys Theorien. Obwohl sie sich der scheinbar rationalen Argumentation ihrer Freundin gegenüber offen zeigt, schreckt sie an Ainsleys Lebensplanung die Angst vor gesellschaftlicher Nichtachtung und die unsichere finanzielle wie auch soziale Situation für Mutter und Kind: “Okay, I’m a prude [...] But since the society is the way it is, aren’t you being selfish? Won’t the child suffer? How are you going to support it and deal with other people’s prejudices and so on?” (41). Ironischerweise ist es am Ende des Romans die rebellische Ainsley, die sich verlobt und Flitterwochen an den Niagara Fällen plant, während die anfänglich eher konventionell ausgerichtete Marian Peter verlässt und die Grenzen der Weiblichkeitsnorm ihrer Zeit übertritt. Auslöser für Ainsleys Rückkehr in traditionelle Geschlechterrollen ist die Information aus einem Schwangerschaftskurs, dass ein Sohn ohne Vaterfigur unweigerlich homosexuell werden würde. Homosexualität überschreitet die Toleranz und Liberalität Ains-

leys. Dass sie letztlich doch das traditionelle Familienmodell für sich wählt, entlarvt ihre revolutionären Ideen zur neuen Frauenrolle gänzlich als oberflächliche Gedankenspielereien. Ainsley entscheidet sich in ihrer Lebensplanung für den Weg des geringsten Widerstandes. Sie kann deshalb in ihrer Sprunghaftigkeit Marian auf ihrer Suche nach einer Alternative zur Ehe mit Peter keine glaubhafte oder gar stabile Orientierung geben.

Der Student Duncan, den Marian auf einer ihrer Marktforschungskampagnen kennenlernt, steht in seiner Missachtung jeglicher gesellschaftlicher Regeln im Gegensatz zum konventionell orientierten Peter. Er öffnet Marian die Augen für eine Welt jenseits der Norm und wird deshalb für sie im Verlauf ihrer Hochzeitsvorbereitungen immer wieder zum Zufluchtsort. William J. Keith bezeichnet ihn in seiner Irrationalität als: “spirit-guide from a ghostly underworld who can dispense a paradoxical wisdom” (41). Duncan lässt sich in keine gesellschaftliche Kategorie einordnen. Er verweigert sich jeder Festlegung seiner Person und stellt grundsätzlich alles in Frage. So macht er die stereotyp weibliche Beschäftigung des Bügelns zu seiner Hauptbeschäftigung, als ihm sein Englischstudium beginnt, sinnlos zu erscheinen: ““You read and read the material and after you’ve read the twentieth article you can’t make any sense out of it anymore [...] Words [...] are beginning to lose their meanings””(98). In der grotesken Gestalt Duncans zieht Atwood jegliches Normalitätsprinzip in Zweifel. Duncan fühlt sich von seiner Umwelt unverstanden. Ihn erstaunt die Angst und der Schrecken seiner Mitbewohner, nachdem er in ihrer gemeinsamen Wohnung ein Feuer legt: “I just got interested in seeing a few flames and some smoke, for a change. [...] They think I’m mad. [...] I think they’re mad” (101). Dass er sich in einer verrückten Umwelt für normal hält, wird im Verlauf des Romans zur großen Gemeinsamkeit Marians und Duncans. Seine wichtigste Funktion in *The Edible Woman* aber ist darüber hinaus, durch irreführende und verwirrende Kommentare Marian zu zwingen, ihre passive angepasste Haltung aufzugeben und eigene Wertmaßstäbe zu entwickeln:

I could have reached out effortlessly and put my arms around that huddled awkward body and consoled it, rocked it gently [...] Although his face was turned away so that he couldn’t see mine, he said in a soft and dry voice, ‘I can tell that you’re admiring my febrility. I know it’s appealing, I practice it; every woman loves an invalid. (102)

Als “spirit-guide” führt Duncan Marian in einem Museum in eine Unterwelt des Todes – zu den Mumien der alten Ägypter. McLay sieht an dieser Stelle den Ausflug der beiden im Einklang mit Northrop Fryes Definition der Romanze,

die neben einer Liebesbeziehung und einer Reihe von Abenteuern, die bestanden werden müssen, als zentrales Thema den Verlust und die Wiedererlangung einer Identität hat. Die Suche nach Identität zeichnet sich laut Northrop Frye durch einen Abstieg in eine Unterwelt und das geläuterte Entkommen von ihr aus.¹⁰ Dies geschieht, als Marian sich mit Duncan in der Gegenwart von Mumien und ihrer Särge bewusst wird, dass Geschlecht seine Relevanz im Tod einbüßt und die Hierarchie zwischen Mann und Frau ihre Bedeutung verliert: “‘She’s beautiful,’ Marian said [...] ‘I think it’s supposed to be a man,’ Duncan said” (192). Dieses Erkenntnis verstärkt sich bei der Betrachtung von Duncans “womb-symbol” (192), eines Kinderskeletts mit hochgezogenen Knien, dessen sexuelle Identität überhaupt nicht mehr zu erkennen ist. Die konservativen sozialen Normen, durch die sich Marian bedroht fühlt, erscheinen im Angesicht des Todes, der alle Menschen gleichermaßen ereilt, belanglos.

Doch trotz seiner Funktion als Führer in die geistige Unterwelt, übernimmt Duncan nicht die Rolle des Retters für Marian. Obwohl sich die beiden zueinander hingezogen fühlen und sogar zusammen schlafen, wird Duncan nicht zum neuen männlichen Helden des Romans und führt Marian statt Peter an den Traualtar. Auch hier bricht Atwood die literarische Tradition einer Komödie und lässt nicht etwa den sexuellen Akt zwischen Marian und Duncan als Zeichen ihrer Liebe alle Probleme der Protagonistin lösen. Die intime Begegnung mit Duncan auf sexueller Ebene eröffnet ihr lediglich die Perspektive auf eine neue Art der Erotik zwischen Mann und Frau jenseits konventioneller Geschlechterrollen: “The act of sex can be comic, sublime, threatening, ridiculous, unpredictable. Marian enters a world where hunter and hunted, victor and victim, are no longer adequate words “ (Keith 57). Duncan ist in seiner Egozentrik so stark mit sich selbst beschäftigt, dass er unfähig ist, sich tatsächlich mit den Problemen Marians auseinanderzusetzen: “He would listen to the few things she had to say about it [the wedding], grin slightly when she would say she thought it was a good idea, then shrug and tell her neutrally that it sounded evil to him [...] Then he would direct the conversation towards the complex and ever-fascinating subject of himself” (189). Anfänglich beruhigt Marian Duncans Ichbezogenheit, denn in seiner Gegenwart fühlt sie sich befreit von dem Druck, Erwartungen anderer entsprechen zu müssen:

Thus, when he would murmur, with his lips touching her cheek, ‘You know, I don’t even really *like* you very much,’ it didn’t disturb her at all because she didn’t have to answer. But when Peter, with his mouth in approximately

the same position, would whisper 'I love you' and wait for the echo, she had to exert herself. (188)

Am Ende des Romans aber, als es Marian gelingt, ihr Leben allein neu zu ordnen, langweilt sie die eigensüchtige Art Duncans. Als er sie in dieser Situation um Rat fragt, verweigert sie ihre Hilfe. So bietet Duncan Marian also durch seinen normwidrigen und unkonventionellen Lebensstil Hilfestellungen, einen neuen Rahmen für ihre Lebensplanung zu finden. Eine wahre Alternative stellt sein Lebenskonzept für Marian aber nicht dar, denn er ist in seiner Welt weitgehend isoliert und weigert sich durch sein teils infantiles Verhalten, sich als mündiges Mitglied in die Gesellschaft zu integrieren.

Die dritte wichtige Frauenfigur neben der Protagonistin, Clara, hat in *The Edible Woman* vor allem zwei Funktionen. Sie steht einerseits für die Zukunft, die Marian nach der Eheschließung mit Peter erwartet, andererseits wird die Schilderung ihrer Lebenssituation zu einer Momentaufnahme von Ehe und Mutterschaft in den frühen sechziger Jahren. Das Leben von Clara lehnt Marian ab. Zu abschreckend sind deren Ohnmacht inmitten schmutziger Windelberge, und ihr Versinken in einer Welt ohne jegliche intellektuelle Stimulation. Ihre Freundin steht für sie für ein Weiblichkeitskonzept, fernab von jeglicher Eigenverantwortung: "she was everyone's ideal of translucent perfume-advertisement femininity [...]" Clara simply had no practicality, she wasn't able to control the more mundane aspects of life, like money or getting to lectures on time" (35-36). Sogar ihre drei Schwangerschaften sieht Marian außerhalb von Claras Entscheidungsmacht, obwohl in den 60er Jahren neben anderen Verhütungsmethoden insbesondere die Pille Frauen die Möglichkeit bot, ihren Kinderwunsch zu regulieren: "Clara greeted her first pregnancy with astonishment that such a thing could happen to her, and her second with dismay; now during her third, she had subsided into a grim inert fatalism" (36).¹¹ Der schwangere Körper Claras schreckt Marian als Zeichen ihrer Selbstaufgabe und Abhängigkeit ab.¹² Sie sieht ihre Freundin gefangen in Klischeevorstellungen von Ehe und Romantik aus den Fortsetzungsromanen in Frauenzeitschriften: "Of course you never really know someone till you've been married to them for a while [...] I remember how upset I was when I realized for the first time that after all Joe wasn't Jesus Christ. I don't know what it was, probably some silly thing like finding out he's crazy about Audrey Hepburn" (134). Im Vergleich zu Claras Beziehung zu ihrem Ehemann Joe sieht Marian

sogar ihr Verhältnis zu Peter in einem wesentlich positiverem Licht: “Peter and she were going into it with far fewer illusions. If Clara had slept with Joe before marriage she would have been much better able to cope afterwards” (135). Dennoch wird auch bei Clara und Joe eine leichte Verschiebung der Geschlechterrollen erkennbar: Zum Zeitpunkt ihrer Schwangerschaft und nach der Geburt übernimmt Joe selbstverständlich die häuslichen Pflichten. Und auch für die psychische Situation seiner Frau, die sich als Mutter isoliert und leer fühlt, zeigt er im Gegensatz zu John aus “The Yellow Wallpaper” zur Jahrhundertwende großes Mitgefühl:

‘I worry about her a lot [...] I think it’s harder for any woman who’s been to university. She gets the idea she has a mind, her professors pay attention to what she has to say, they treat her like a thinking human being; when she gets married, her core gets invaded [...] she allows to get her core take over by the husband. And when the kids come she wakes up one morning and discovers she doesn’t have anything left inside, she’s hollow, she doesn’t know who she is anymore; her core has been destroyed. (242)

Joe durchschaut, dass die Mutterrolle seine Frau ihrer Identität beraubt. Gleichwohl zeigen sich in seinem Lösungsvorschlag der Probleme Claras sehr schnell die Grenzen seiner Empathie und das Klingen eines alten *authoritative discourse*, der Frauen den Zugang zu Wissenschaft und Lehre verwehrt: “‘Maybe women shouldn’t be allowed to go to university at all; then they wouldn’t always be feeling later on that they’ve missed out on life of the mind. For instance when I suggest to Clara that she should go out and do something about it, like taking a night course, she just gives me that funny look” (243). Es wird also auch bei Joe und Clara deutlich, wie stark die Verbindung zwischen den Geschlechtern trotz des Aufkommens eines neuen Selbstverständnisses der Frau – ermutigt durch die frühe neue Frauenbewegung – zu Beginn der sechziger Jahre weiterhin von traditionellen Genderkonzepten geprägt ist. Marian verweigert sich mit Körper und Geist diesem Verharren in sozialen Rollen, das Frauen die Möglichkeit nimmt, sich außerhalb von Mutterschaft und Ehe zu definieren.

Weder Ainsley, Duncan noch Clara können in ihrer Art und Weise zu leben eine Vorbildfunktion für Marian einnehmen. Auf ihrer Suche nach dem richtigen Weg für sich selbst ist Marian auf sich alleine gestellt und fühlt sich hilflos. In ihrer Überforderung nimmt sie immer stärker die Warnsignale ihres Körpers wahr, den sie als getrennte Einheit von ihrem Geist nicht mehr beeinflussen kann:

She was becoming more and more irritated by her body’s decision to reject certain foods. [...] At times when she had meditated on the question she had

concluded that the stand it had taken was an ethical one: it simply refused to eat anything that had once been, or (like oysters on the half-shell) might still be living. But she faced each day with the forlorn hope that her body might change its mind. (183)

Ich sehe Marians Ablehnung ehemals Lebendiges zu essen, als ein Zeichen ihres inneren Widerstands, sich mit Peter in die Reihe der Jäger einzureihen, die ihre Beute verspeisen, mit der Marian sich identifizierte. Für sie aber bleibt ihre Essstörung bis zum Ende des Romans ein Rätsel.

Marian beginnt sich zu fragen, ob sie noch normal ist. Von ihren Freunden und ihrem Verlobten erhält sie auf diese Frage unterschiedliche Antworten. Ainsley hält niemanden für normal, Clara deutet Marians Appetitlosigkeit als eine ganz normale Aufregung vor Hochzeitsfeier und Hochzeitsnacht und Peter missversteht sie, antwortet ihr bezüglich ihres Sexuallebens, und befindet sie als: “marvellously normal” (212). Die verschiedenen Reaktionen von Marians Freunden auf ihre Frage, ob sie normal ist, machen den engen Zusammenhang von individueller Wahrnehmung und Normalitätskonzepten deutlich sowie die Relativität der Bedeutung des Wortes normal. Atwood hinterfragt an dieser Stelle, wie Normalität sich definiert und worauf sie sich gründet. Auffällig ist, dass weder Ainsley, Clara noch Peter die Magersucht Marians in ihrer Dramatik wahrnehmen, was darauf hindeutet, dass ihr Normalitätsbegriff von *Weiblichkeit* noch immer Symptome psychischer Überreizung wie zu Zeiten der Hysteriewelle im frühen 20. Jahrhundert einschließt. Duncan ist der einzige, der in Marians Problemen zu essen einen Protest gegen gesellschaftliche Normen sieht: “you’re probably representative of modern youth, rebelling against the system; though it isn’t considered orthodox to begin with the digestive system. But why not? [...] I’ve always thought eating was a ridiculous activity anyway. I’d get out of it myself if I could, though you’ve got to do it to stay alive, they tell me” (197). Doch statt den Ernst der Situation zu erfassen und Marian zu helfen, beginnt er den Sinn menschlicher Nahrungsaufnahme zu hinterfragen. Marian bleibt also auf der Suche nach dem Etwas, das nicht stimmt, sich selbst überlassen.

Etwas mehr Klarheit verschafft ihr ihre Verlobungsfeier mit Peter, die sich in ihrem Verlauf zu einem narrativen Höhepunkt des Romans entwickelt. Zum Anlass der Feier lässt Marian sich neu frisieren. Die Darstellung dieses Friseurbesuchs macht Atwood zu einer Satire über die Mode der sechziger Jahre und die Opfer, die Frauen erbringen mussten, um ihr zu entsprechen. Der Friseur wird für

Marian zu einem Arzt, sie fühlt sich ausgeliefert wie auf einem Operationstisch und erwägt, ob es nicht besser wäre, ihr als Patientin Betäubungsmittel zu geben: “Then they strapped her into the chair – not really strapped in, but she couldn’t get up and go running out into the winter street with wet hair and a surgical cloth around her neck – and the doctor had set to work” (215). Schließlich zwingt sich Marian auch noch in ein Kleid, unter dem sie eine enge Korsage tragen muss, und lässt sich von Ainsley schminken. Die vermeidlichen Verschönerungen, die Marian über sich ergehen lässt, unterstreichen erneut ihre Selbstentfremdung als Peters zukünftige Braut und bereiten die Leserin auf das abrupte Ende der Verlobungsparty für Marian vor. In ihrem Spiegelbild kann sie sich nicht mehr wiedererkennen. Im Widerstreit der gesellschaftlichen Erwartungen an sie und ihren für sie bis zu diesem Moment unklaren Bedürfnissen fürchtet Marian, hinter der Maskerade der perfekten bürgerlichen Verlobten die Konturen ihrer eigenen Persönlichkeit zu verlieren. Zwischen zwei Puppen aus Kindheitstagen, die für sie zum Inbild dieses Konflikts werden, sieht sie sich selbst leer und zerstört:

She saw herself in the mirror between them for an instant as though she was inside of them at once, looking out: [...] the blonde eyes noting the arrangement of her hair, her bitten fingernails, the dark one looking deeper, at something she could not quite see, the two overlapping images drawing further and further away from each other; the centre, whatever it was in the glass, the thing that held them together, would soon be quite empty. By the strength of their separate visions they were trying to pull her apart. (225-26).

Bei der Verlobungsfeier von Peter und Marian treffen alle wichtigen Charaktere des Romans aufeinander. Sogar Duncan folgt Marians Einladung, allerdings nur, um die Party beim Anblick der veränderten Marian sofort wieder zu verlassen: ““You didn’t tell me it was masquerade [...] Who the hell are you supposed to be?”” (245). Von ihm im Stich gelassen, versucht Marian auf der Party in der Rolle der freundlichen Gastgeberin zu bestehen. Eine Zeit lang gelingt ihr dies. Als ihr aber im Alkoholrausch plötzlich die Zukunft mit Peter wie in einem Albtraum vor Augen erscheint und sie sich bewusst wird, welche Rolle sie in seinem Leben spielen soll, ergreift sie Panik:

There was Peter, forty five and balding but still recognizable as Peter, standing in bright sunlight beside a barbecue with a long fork in his hand. He was wearing a white chef’s apron. She looked carefully for herself in the garden, but she wasn’t there and the discovery chilled her [...] a file of soapwomen emerged from the bedroom, coats on, they teetered jerkily out the door trailing husbands, chirping goodnights, and who was that tiny two-dimensional small figure in the red dress, posed like a paper woman in a mail-order catalogue, turning and smiling fluttering in the white empty space This

couldn't be it; there had to be something more. She ran for the next door, yanked it open. (250)

In dem Moment, als Peter auch noch seine Kamera auf sie richtet, tritt das alte Jagdmotiv ihrer Beziehung wieder zutage: "he raised the camera and aimed at her; his mouth opened in a snarl of teeth. There was a blinding flash" (251). Die Kamera wird für Marian zu einer Waffe, der sie entkommen muss. Sie stiehlt sich von der Party und rennt ihrem Verlobten ein letztes Mal davon. Doch trotz ihres eindeutigen Impulses, von Peter zu fliehen, fühlt sie sich noch immer nicht fähig, hinsichtlich ihrer Zukunft eine klare Entscheidung zu treffen.

Verzweifelt sucht sie Rat bei Duncan, der ihr seine Hilfe aber verweigert. Wie sich herausstellt, ist er ist erstaunt, dass Marian sich nicht dazu fähig fühlt, zu Peter zurückzukehren: "I thought you were the capable type" (270). In ihrer Verwirrung über ihre Situation ist es Marians größter Wunsch, sich anpassen zu können. Sie sehnt sich nach Strukturen, die ihr in irgendeiner Form Sicherheit geben können:

'But I want to be adjusted, that's just it. I don't see any point in being unstable.' It occurred to her also that she didn't see any point in starving to death. What she really wanted, she realized, had been reduced to simple safety. She thought she had been heading towards it all these months but actually she hadn't been getting anywhere. And she hadn't accomplished anything. At the moment her only solid achievement seemed to be Duncan (271).

Marian bittet Duncan, dass er für sie mit Peter spricht und ihm ihr Verhalten erklärt. Doch Duncan übernimmt für sie nicht die Rolle des männlichen Beschützers. Erneut zwingt er sie, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen.

In Erklärungsnot gegenüber Peter, wird Marian schließlich aktiv und ersinnt einen Test, der ihr Aufschluss über ihre Beziehung zu Peter geben soll: "What she needed was something that avoided words, she didn't want to get tangled up in discussion. Some way she could know what was real: a test, simple and direct as litmus-paper" (274). Sie backt einen Kuchen in Frauengestalt, den sie Peter anbietet, als sie sich zum klärenden Gespräch nach ihrer misslungenen Verlobungsfeier treffen. Im Backen dieser Kuchenfrau mit lackierten Fingernägeln und geschminktem Gesicht durchläuft Marian eine Metamorphose. Denn während das Backen noch als traditionell weibliche Tätigkeit verstanden werden kann, so symbolisiert der Kuchen bereits ihre demonstrative Distanzierung von dem Weiblichkeitsideal, das Peter von ihr erwartet. An ihn stellt sie den Anspruch, dass er ihr süßes Kunstwerk als Repräsentation konventioneller angepasster *Weiblichkeit*

– die im Titel angekündigte *Edible Woman* – für sie als Liebesbeweis verspeist und erkennt, dass sie in dieser Rolle nicht leben kann. Doch er scheitert an dieser Aufgabe. Erstmals verliert nicht Marian, sondern Peter die Kontrolle: Als sie ihm den Kuchen mit den Worten “‘You’ve been trying to destroy me [...] You’ve been trying to assimilate me. But I’ve made you a substitute, something you’ll like much better” (279) anbietet, ist er es, der fluchtartig Marians Wohnung verlässt. Peter besteht den Test nicht. Weder isst er den Kuchen, noch löscht er damit das verhasste Bild der braven Verlobten. Stattdessen interpretiert er das minutiöse Backen der Kuchenfigur und ihre provozierenden Worte als einen Ausdruck psychischer Überreizung, mit der er nicht mehr umgehen kann. Von Peter allein zurückgelassen, setzt bei Marian das Hungergefühl wieder ein, und sie beginnt, ihren Frauenkuchen selbst zu essen.

Die essbare Frau vereint die Lösung aller Probleme Marians in sich. So kann Marian über die Aussagekraft ihrer Backkunst ihre Beziehung mit Peter endgültig beenden und ihre Magersucht überwinden. Marian legt die Rolle des Opfers bzw. einer Jagdbeute ab und ist wieder fähig, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Als Ainsley sie beim Essen ihres ehemaligen Abbilds überrascht und ihr vorwirft, ihre Weiblichkeit abzulehnen, macht ihr Marian lakonisch klar: “‘It’s only a cake” (280). Nicht die Ablehnung ihrer *Weiblichkeit* zeigte sich in ihrer anfänglichen Nahrungsverweigerung und dann im Verschlingen des gebackenen Frauenbildes, sondern die Abwehr einer Frauenrolle, in der sie keinen Raum für die Verwirklichung ihrer Persönlichkeit sieht. Mit ihrem Frauenkuchen macht sie Peter und der plötzlich konventionellen Ainsley deutlich, dass sie gedenkt, ihre eigenen Lebensvorstellungen zu verwirklichen. George Woodcock erläutert, dass Marian sich durch das Essen ihres Kuchens selbst heilt: “in consuming the artificial ‘normal’ being she tried to become, she is cured” (Woodcock 154).¹³ Im Dialog der Diskurse öffnet sich in *The Edible Woman* ein Raum für die Heldin, in dem sie versuchen kann, ihr Leben unter neuen Voraussetzungen zu gestalten. Und es scheint geradezu, als würde sie diesen Raum physisch schaffen, eben durch das Aufessen, das Verschlingen und Vernichten der Frauengestalt, die sie nicht werden möchte. In seiner drastischen Unmittelbarkeit verfolgt der Roman haarscharf die gleiche Bildlogik, wenn hier die anfängliche Magersucht, also das aushungernde Verschlingen des eigenen Lebens, umgekehrt wird zum Wegessen und Auslöschen der Frauenrolle, die dieses zerstörerische Übel bewirkt hatte.

Im letzten Teil des Romans hat Marian wieder zu sich selbst gefunden und die Erzählperspektive wechselt zurück zur ersten Person Singular. Für die Zukunft sucht sie nach einem neuen Job, einer neuen Wohnung und einem Freund. Während sie beginnt, ihre Wohnung nach wochenlanger Vernachlässigung zu putzen, besucht Duncan sie überraschend. Er statet die essbare Frau nach Peter und Ainsley mit ihrer letzten Bedeutung aus: Duncan sieht sie als essbares Objekt, das einfach nur köstlich schmeckt. In der unterschiedlichen Wahrnehmung des Frauenkuchens unterstreicht Atwood erneut die unterschiedlichen Normalitätsvorstellungen ihrer Charaktere und damit den Anspruch Marians, auch ihre neue Identität als alleinstehende Frau, die nicht heiraten wollte, als normal und per se als gesellschaftsfähig zu bezeichnen.

In *The Edible Woman* wird deutlich, wie ein *authoritative discourse* über *Weiblichkeit*, der Frauen in die Rolle der Ehefrau und Mutter verbannt, Körper und Seele angreift. Psychoanalytische Weiblichkeitskonzepte wie von Freud und Horney, die an diesem traditionellen Weiblichkeitsideal festhalten, stellt Atwood durch ihren Roman als physisch lebensbedrohlich radikal in Frage. Zu dem Zeitpunkt, als Peter nach der Verlobung, ohne Marian danach zu fragen, den Hochzeitstermin festlegt, für beide das Essen im Restaurant bestellt und von ihr erwartet, ihn als ihren zukünftigen Ehemann zu verwöhnen: “‘I could use another drink’ [...] ‘And while you’re up, flip over the record, that’s a good girl’” (212-13), beginnt die Auslöschung der Persönlichkeit der Marian, die vorher bereits unabhängig war, ihre eigenen Entscheidungen getroffen und nach einer gleichberechtigten Partnerschaft gestrebt hatte. Dass Marians Körper und Seele gleichermaßen heftig auf ein solches Anmaßen reagieren, ist eine logische Konsequenz. Eine Erklärung dafür, dass ihr Widerstand gegen die Rolle der Verlobten und Ehefrau überwiegend unbewusst bleibt und rein auf ihrer Intuition beruht, ist in der großen Selbstverständlichkeit zu finden, mit der Frauen auch in den 60er Jahren noch die Rolle der Hausfrau und Mutter übernahmen. Marian muss sich der vernichtenden Gewalt dieser Rolle erst bewusst werden, um sich dagegen gezielt zu wehren.

Im Gegensatz zu den Romanen aus der Jahrhundertwende bleibt die Heldin aus *The Edible Woman* gesellschaftlich integriert, und es besteht für sie sogar die Möglichkeit, sich an einem neuen Arbeitsplatz eine unabhängige Existenz aufzubauen. Außerdem hat sie die Gelegenheit – im Gegensatz zu Agnes nur ein Jahrzehnt früher – aus ihren psychischen und physischen Grenzgängen zu lernen

und sie für sich als konstruktive Erfahrungen umzuwandeln. Marian hat am Ende des Romans eine neue Kenntnis ihres Selbst. Darauf weist auch McLay hin: “While she is faced with the same decisions as before and must search for a new job, new accommodations, and a new lover, she has gained a sense of identity and a new knowledge of self” (McLay 126). Das bedeutet, dass die Heldin des Romans zum Ausgangspunkt der Handlung zurückkehrt, aber auf einer höheren Ebene der Selbstwahrnehmung. Am Ende von *The Edible Woman* ist Marian sich der Notwendigkeit bewusst, nicht nur Körper und Seele in Einklang zu bringen, sondern auch alle Aspekte ihrer Persönlichkeit in ihrem Ich-Verständnis zu integrieren.¹⁴ Dennoch bleibt unklar, wie genau die gesellschaftlichen Strukturen aussehen könnten, in denen Marian ihr Glück finden würde. In Duncans und Marians abschließendem Gespräch über den Grund des Scheiterns der Beziehung zwischen Peter und Marian lässt Duncan keine eindeutige Antwort zu:

‘Peter wasn’t trying to destroy you. That’s just something you made up. Actually you were trying to destroy him [...] But the real truth is that it wasn’t Peter at all. It was me. I was trying to destroy you. [...] Maybe Peter was trying to destroy me, or maybe I was trying to destroy him, or we were both trying to destroy each other, how is that? What does it matter, you’re back to so-called reality. (287)

Mit dieser Äußerung entzieht der Roman der Leserin jegliche vorschnelle und allzu einfache Einschätzung. Duncan, der in seinem Englischstudium Sprache und ihre Bedeutungszuweisung in Zweifel zieht, gestattet *The Edible Woman* kein eindeutiges Ende. Atwood bricht auch im Abschluss ihres Romans literarische Tradition und versieht ihn im Sinne von Barbara Herrnstein Smith mit einer “weak closure”,¹⁵ die sich durch folgende Eigenschaften auszeichnet: “a sense of open-endedness, a refusal to speak the unspeakable, solve the unsolvable, resolve the unresolvable” (Herrnstein-Smith 250). Als Autorin weigert sich Atwood, der Leserin eine einfache Lösung der Problematik ihres Romans zu präsentieren, die der Komplexität der Kategorie *Weiblichkeit* und der Vielzahl unterschiedlicher Individuen, die ihrer zugehörig erklärt werden, nicht gerecht werden würde. Duncans Worte mischen die Karten neu auf und zwingen dazu, eine eigene Antwort zu suchen. Auch Marian trägt nicht zur Klärung dieser Unbestimmtheit bei, da sie in dem Gespräch mit Duncan nicht fähig ist, ihre neuen Partnerschaftsideale in Worte zu fassen. Die einzige definitive Erkenntnis, die sie äußert, dass Peter sie zerstören wollte, scheint eher in einem Moment der Wut über die vorgefallenen Ereignisse begründet, für die auch Marian selbst eine Verantwortung trägt, als

dass sie dafür tatsächlich eine realistische Grundlage hätte. Es ist unwahrscheinlich, dass Peter die Absicht hatte, Marian zu zerstören. Vielmehr könnte er die Vorteile eines *authoritative discourse* genossen haben, der Männern in der Partnerschaft die Oberhand erlaubt, und allem Anschein nach konnte oder wollte er nicht sehen, wie dieser Diskurs das Leben seiner Freundin und Verlobten zugrunde richtet.

The Edible Woman regt also durch sein offenes Ende an, über neue Lebensmodelle für die Partnerschaft zwischen Mann und Frau wie auch für die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf nachzudenken. Durch das Zur-Sprache-bringen der lebensbedrohlichen Krankheit Magersucht unterstreicht der Roman außerdem in radikaler Unmittelbarkeit, dass rigide gesellschaftliche Weiblichkeitsnormen, die mit ihrer Reglementierung und Unterdrückung jeglicher Individualität persönliche Bedürfnisse ignorieren, nicht nur die Seele, sondern tatsächlich auch den Körper zerstören, also insgesamt ein Angriff auf die Vitalität einer weiblichen Person sind.

Sylvia Plaths Kurzgeschichte und Margaret Atwoods Roman markieren in den Grenzen ihres sozialen Umfeldes einen wichtigen Drehpunkt der Veränderung der Kategorie *Weiblichkeit* im nordamerikanischen Raum.¹⁶ Während Agnes, eine Hausfrau der U.S.-amerikanischen bürgerlichen Mittelschicht, sich in "The Wishing Box" in der Mitte des 20. Jahrhunderts aufgrund ihrer Lebensumstände entschließt zu sterben, fühlt sich die junge berufstätige kanadische Collegeabsolventin Marian in *The Edible Woman* zu Beginn der sechziger Jahre vom traditionellen Weiblichkeitsideal der fünfziger Jahre zwar noch bedroht, kann sich aber vor der Rolle der selbstlosen Ehefrau, deren Leben allein auf Haushalt und Familie ausgerichtet ist, retten. Sie findet in der Großstadt Toronto trotz ihres Bruchs konventioneller Weiblichkeitsnormen, gestärkt durch den zunehmenden Einfluss der Frauenbewegung auf das gesellschaftliche Feld,¹⁷ einen Raum, ihre Persönlichkeit zu entfalten und nach einer neuen weiblichen Identität zu suchen, die ihrer Individualität entspricht.

¹ Atwood übergab *The Edible Woman* schon 1965 an einen Verlag, der aber noch bis 1969 zögerte, den Roman zu verlegen. Zu diesem späteren Zeitpunkt hatte Atwood inzwischen durch ihren Gedichtband *The Circle Game* (1966) große literarische Anerkennung in Kanada gewonnen. Vgl. William John Keith, *Introducing Margaret Atwood's The Edible Woman* (Toronto: ECW Press, 1989) 27.

² Der kanadische Feminismus war von der Zivilrechts- und Frauenbewegung der USA beeinflusst, gründete sich aber vor allem auf seine eigene Friedensbewegung. Vgl.

-
- Joan Sangster, "Women's Activism and the State – Introduction", *Framing Our Past: Canadian Women's History in the Twentieth Century*, ed. Sharon Anne Cook, Lorna R. McLean, and Kate O'Rourke (Montreal & Kingston, London, Ithaca: McGill-Queen's University Press, 2001) 201-211; 210.
- ³ Cynthia R. Comacchio, "Family and the Home", *Framing Our Past: Canadian Women's History in the Twentieth Century*, ed. Sharon Anne Cook, Lorna R. McLean, and Kate O'Rourke (Montreal & Kingston, London, Ithaca: McGill-Queen's University Press, 2001) 75-81; 80.
- ⁴ Vgl. Woloch, *Women and Experience* 509.
- ⁵ Vgl. Catherine McLay, "The Dark Voyage: The Edible Woman as Romance", *The Art of Margaret Atwood: Essays in Criticism*, Ed. Arnold E. Davidson and Cathy N. Davidson (Toronto: House of Anansi Press Limited, 1981) 123-138; 128.
- ⁶ Vgl. Graeme Gibson, "Margaret Atwood", *Eleven Canadian Novelists* (Toronto: Anansi, 1973) 1-31.
- ⁷ Herman Northrop Frye, *Anatomy of Criticism* (New Jersey: Princeton University Press, 1957).
- ⁸ Vgl. Linda Sandler, "Interview with Atwood", *Malahat Review* 41 (1977): 7-27; 13.
- ⁹ Vgl. McLay, "Dark Voyage" 131.
- ¹⁰ Die Parallelen von Romanze und *The Edible Woman* sind genauer nachzulesen in McLay, *Dark Voyage* 125.
- ¹¹ Vgl. Cynthia R. Comacchio, "Family and the Home", *Framing Our Past: Canadian Women's History in the Twentieth Century*. ed. Sharon Anne Cook, Lorna R. McLean, and Kate O'Rourke (Montreal & Kingston, London, Ithaca: McGill-Queen's University Press, 2001) 80.
- ¹² Auch Edna Pontellier schrecken in *The Awakening* ein halbes Jahrhundert zuvor die Konsequenzen, die eine Schwangerschaft auf den Körper und das Leben einer Frau hat. Verkörpert findet sie diese in der Gestalt und der Lebensführung ihrer Freundin Adèle Ratignolle.
- ¹³ George Woodcock, *The World of Canadian Writing: Critiques & Recollections* (Vancouver: Douglas & McIntyre Ltd., 1980) 154.
- ¹⁴ Vgl. McLay, *Dark Voyage* 126.
- ¹⁵ Barbara Herrnstein-Smith, *Poetic Closure: A Study of How Poems End* (Chicago und London: University of Chicago Press, 1968) 250.
- ¹⁶ In Kanada und den USA zeigt sich im Umbruch zwischen den fünfziger und sechziger Jahren im Zuge der Frauenbewegung eine ähnlich stark zunehmende Tendenz, die Rolle der Frau neu zu hinterfragen, zu definieren und zu leben. Vgl. Sharon Anne Cook, Lorna R. McLean, and Kate O'Rourke, ed., *Framing* und Nancy Woloch. *Women and Experience*.
- ¹⁷ Die steigende Akzeptanz des feministischen Anliegens, die Position der Frau in der Gesellschaft zu verbessern, zeigte sich in Kanada 1967 in der Gründung der staatlichen *Royal Commission on the Status of Women*, die in enger Verbindung mit der kanadischen Regierung stand: "The issues to be dealt with, as directed from the government, were the political right of women, married women in the workplace, training programs and education, federal labour laws and regulations, women's employment in federal agencies, federal taxation, marriage and divorce, the position of women under the criminal law, immigration and citizenship laws, and on other matters in relation to the status of women in Canada". Kimberly Speers, "The Royal Commission on the Status of Women in Canada, 1967-1970: Liberal Feminism and Its Radical Implications", Cook, McLean, and O'Rourke 252-256; 253. In den USA rief John F. Kennedy als Pendant schon 1961 die *Presidential Commission on the Status of Women* ins Leben, und durch den *Civil Rights Act* aus dem Jahre 1964, der Diskriminierung an öffentlichen Plätzen und im Beruf auf der Grundlage von Nationalität, Hautfarbe, Religion und Geschlecht unter Strafe stellte, gewann der Feminismus immer größeren gesellschaftlichen Einfluss. Vgl. Susan Ware, *Modern American Women* 331.

5.3.10 *Weiblichkeit* im Werk Jacques Lacans

Von Seiten der Psychoanalyse bietet der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan in seinem Werk etwa zur gleichen Zeit – seine zentralen Texte zur Definition weiblicher Identität wurden in den späten 50er und frühen 70er Jahren veröffentlicht – eine neue Grundlage, das Konzept *die Frau* bzw. *Weiblichkeit* als vereinheitlichende Norm zu hinterfragen. Er greift bei seiner Theorie zur weiblichen Sexualität u. a. auf das Werk Freuds wie auch des Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure zurück. Seine Arbeit ist so komplex und vielschichtig, dass an dieser Stelle seine Ausarbeitungen zur Entstehung von *Weiblichkeit* nicht in ihrem gesamten Umfang dargestellt werden können.¹ Ich werde mich deshalb bemühen, den Lacanschen Ansatz zu diesem Thema in seinen Grundzügen darzustellen. Die Forschung Lacans ist für meine Arbeit besonders relevant, da sie direkt Stellung bezieht zum Freudschen Weiblichkeitsbegriff und zu der von Horney angenommenen biologischen Grundlage weiblicher Sexualität. Außerdem spannt Lacan durch seine Verknüpfung sprachtheoretischer Überlegungen mit der Psychoanalyse den Bogen zu feministischen Forscherinnen der Gegenwart wie Butler und Engel.

Lacan lehnt die Biologie zur Erklärung der Geschlechterdifferenz ab. Dazu bedient er sich der Elemente der Freudschen Theorie, die eine solche Sichtweise unterstützen. In den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ betont Freud in seinem Vorwort zur dritten Auflage die vorsätzliche Unabhängigkeit der psychoanalytischen Forschung von der Biologie und postuliert die ursprüngliche Bisexualität beider Geschlechter. Laut ihm nehmen Junge und Mädchen erst durch den Kastrationskomplex unterschiedliche geschlechtliche Positionen ein. Lacan schließt sich diesen Positionen Freuds an und ergänzt sie durch eigene Überlegungen. So warnt auch er davor, den Unterschied der Geschlechter auf biologische Tatsachen oder gar die Anatomie der Körper zu reduzieren. Zur Erklärung der Entstehung des Subjekts geht Lacan aber einen Schritt weiter und gibt den psychoanalytischen Erkenntnissen Freuds eine linguistische Grundlage:

I have been led to certain conclusions: above all, to argue, as necessary to any articulation of analytic phenomena, for the notion of the signifier, in the sense in which it is opposed to that of the signified in modern linguistic analysis. The latter, born since Freud, could not be taken into account by him, but it is my contention that Freud's discovery stands out precisely for having had to anticipate its formulas, even while setting out from a domain

in which one could hardly expect to recognize its sway. Conversely, it is Freud's discovery that gives to the opposition of signifier to signified the full weight which it should imply: namely, that the signifier has an active function in determining the effects in which the signifiable appears as submitting to its mark, becoming through that passion the signified.²

In den 30er Jahren führte Lacan zur Erläuterung dieser Grundlage das Konzept des Spiegelstadiums ein.³ Als Spiegelstadium des Kindes bezeichnet er den Moment, in dem ein Kind sich im Spiegel erkennt und ein imaginäres Bild seiner Identität gewinnt. Dieser Moment ist gleichzeitig der Augenblick, in dem sich das Kind in einem System verortet, das außerhalb seines Selbst liegt und von diesem Zeitpunkt an Referenzpunkt wird. Das Selbstbild, das das Kind im Spiegel zu erkennen meint, betrachtet Lacan nicht als Abbild einer unumstößlichen Wahrheit vor dem Spiegel, sondern er siedelt es im Bereich der Fiktion an. Jacqueline Rose erläutert in *Feminine Sexuality – Jacques Lacan and the École Freudienne*, dass die Identität des Kindes durch diese Fiktion des Selbstbildes vom dem Zeitpunkt des Spiegelstadiums an gespalten ist: "This image is a fiction because it conceals, or freezes, the infant's lack of motor co-ordination and the fragmentation of the drives. But it is salutary for the child, since it gives it the first sense of a coherent identity in which it can recognize itself. For Lacan, however, this is already a fantasy – the very image which places the child divides its identity into two" (Mitchell and Rose 30). Lacan verwendet das Spiegelstadium beispielhaft für die Grundstruktur des Symbolischen bzw. der Sprache, über die das menschliche Subjekt seiner Ansicht nach seine Identität bildet:

This passion of the signifier then becomes a new dimension of the human condition, in that it is not only man who speaks, but in man and through man that it [ça] speaks, that his nature is woven by effects in which we can find the structure of language, whose material he becomes, and that consequently there resounds in him, beyond anything ever conceived of by the psychology of ideas, the relation of speech. (Lacan, "Phallus" 78)

Nur durch die Erforschung der sprachförmigen Struktur des Unbewussten ist es möglich, den Kern des menschlichen Subjekts zu erforschen und zu erkennen, welchen Preis es für die Fantasie einer einheitlichen Existenz zahlt:

It is a question of rediscovering in the laws governing that other scene (ein anderer Schauplatz) which Freud designated, in relation to dreams, as that of the unconscious, the effects discovered at the level of the materially unstable elements which constitute the chain of language: [...] If it speaks in the Other, whether or not the subject hears it with his own ears, it is because it is there that the subject according to a logic prior to any awakening of the signified, finds its signifying place. The discovery of what he articulates in that

place, that is, in the unconscious, enables us to grasp the price of the division (Spaltung) through which he is thus constituted. (Lacan, "Phallus" 79)⁴

Da Sprache auf einem Verlust aufgebaut ist – der Signifikant kann das Signifikat nur in dessen Abwesenheit bezeichnen –, muss auch das menschliche Individuum bei der Bildung seiner Identität über die Sprache Opfer bringen. Bei Freud wird dies bereits in seiner Darstellung der ersten Erfahrungen des Kindes mit dem Symbolischen deutlich, die mit dem Abhandenkommen des ersten Liebesobjekts beginnt. Freud beobachtete, dass ein Kind im Spiel mit einer Holzspule und einem Bindfaden das Kommen und Gehen der Mutter symbolisiert.⁵ Da die Ansprüche, die ein Kind an seine Mutter stellt, über das hinausgehen, was sie ihm geben kann, bleibt die Erfahrung der Entbehrung trotz jeglicher Bemühungen der Mutter, auf die Forderungen des Kindes einzugehen, bestehen: "Demand in itself bears on something other than the satisfaction which it calls for" (Lacan, "Phallus" 80). Die Ansprüche des Kindes, die das überschreiten, was die Mutter geben kann, nennt Lacan Begehren. Es liegt nicht in der Befriedigung von Bedürfnissen oder in einem Anspruch auf Liebe. Für Lacan wird Begehren erst in einer Differenz offensichtlich: "Thus desire is neither appetite for satisfaction, nor the demand for love, but the difference resulting from the subtraction of the first from the second, the very phenomenon of their splitting (Spaltung)" (Lacan, "Phallus" 81). Begehren umfasst Mangel und Erfüllung sowie auch Einheit und Spaltung und ist aufgrund dieser Definition niemals zu befriedigen. Die Identität des Subjektes kann also über das Symbolische nur immer wieder in einer Spaltung und mit einem Gefühl des Verlusts zustandekommen. Rose betont: "For Lacan, the subject can only operate within language by constantly repeating that moment of fundamental and irreducible division" (Mitchell and Rose 31).

Auch *Weiblichkeit* und *Männlichkeit* sind laut Lacan Eigenschaften, die sprachlich bestimmt sind und nicht dem essentiellen Wesen einer Person entsprechen. Sexualität bedeutet für Lacan keine klare biologische Teilung. Stattdessen gründet sich Sexualität bei ihm auf seinem Konzept des Begehrens. Ausgelöst wird dieses Begehren durch die zuvor erwähnte Erfahrung von Verlust und Mangel. Da das Subjekt nach Einheit strebt, bleibt es fortwährend auf der Suche nach einem Ort außerhalb von sich selbst bzw. nach einem Gegenüber, das seinen Verlust ausgleichen kann. Sexualität bewegt sich zwischen dem Anspruch auf Liebe

und Begehren, und sie ist getrieben durch die Hoffnung, im anderen Geschlecht das zu finden, was man selbst nicht hat:

One can see how the sexual relation occupies this closed field of desire in which it will come to play out its fate. For this field is constituted so as to produce the enigma which this relation provokes in the subject, by 'signifying' it to him twice over: as a return of the demand it arouses in the form of a demand made on the subject of need, and as an ambiguity cast onto the Other who is involved, in the proof of love demanded. The gap in this enigma betrays what determines it, conveyed at its simplest in this formula: that for each partner in the relation, the subject and the Other, it is not enough to be the subject of need, nor objects of love, but they must stand as the cause of desire. (Lacan, "Phallus" 81)

Es wäre also ein Trugschluss, *weiblich* und *männlich* als sich ergänzende stabile Einheiten zu betrachten. Für den Mangel und die Ursache des Begehrens steht bei Lacan der Freudsche Signifikant der Geschlechtsdifferenz – der Phallus: "The Phallus as signifier gives the ratio of desire" (Lacan, "Phallus" 82). Er bezeichnet nicht wie der Penis das anatomische Organ, sondern hat lediglich eine signifizierende Funktion. Für Lacan ist der Phallus privilegierter Signifikant, weil er als das, was die Beziehung der Geschlechter zueinander bestimmt, am einfachsten erfasst werden kann: "The phallus is the privileged signifier of that mark where the share of the logos is wedded to the advent of desire. One might say that this signifier is chosen as what stands out as most easily seized upon in the real of sexual copulation" (Lacan, "Phallus" 82). Lacan definiert die Geschlechterdifferenz über die unterschiedlichen Positionen, die das Subjekt zum Phallus einnimmt. So ist die Geschlechtsrolle der Frau im Allgemeinen durch den Wunsch gekennzeichnet, der Phallus zu sein, und die des Mannes durch den Wunsch, den Phallus zu haben: "Let us say that these relations will revolve around a being and a having" (Lacan, "Phallus" 83). Lacan betont, dass die Beziehung, die das Subjekt zum Phallus hat, nicht durch seine Anatomie bedingt ist. Beide Geschlechter erfassen im frühen Kindesalter das Begehren der Mutter nach der phallischen Funktion des Vaters und übernehmen es. Um dieses Begehren zu befriedigen, wünscht sich das Kind, selbst der Phallus zu sein:

If the desire of the mother *is* the phallus, then the child wishes to be the phallus so as to satisfy this desire. Thus the division immanent to desire already makes itself felt in the desire of the Other, since it stops the subject from being satisfied with presenting the Other anything real it might have which corresponds to this phallus – what he has being worth no more than what he does not have as far as his demand for love is concerned, which requires that he *be* the phallus. (Lacan, "Phallus" 83)

In Lacans Version des Kastrationskomplexes bedeutet Kastration vor allem, dass das Begehren des Kindes sich nicht auf die Mutter bezieht, sondern über sie hinaus zum Phallus geht. Nachdem das Kind lernt, dass es nicht das hat, was die Mutter begehrt, wird der Vater im Kontext des Ödipuskomplexes zum Rivalen. In ihm sieht das Kind das Objekt des mütterlichen Begehrens. Doch im Namen eines kultur- und gesellschaftskonstituierenden Gesetzes,⁶ das durch die Struktur des ödipalen Geschehens bestimmt ist,⁷ spricht der Vater dem Kind das Verbot aus, das zu sein, was die Mutter begehrt: „Dennoch der Vater tritt ins Spiel ein, das ist ganz gewiß, als Träger des Gesetzes, als der das Objekt, die Mutter, Untersagende“.⁸ Der Phallus erzeugt in der Gestalt des Vaters einen Bruch in der Beziehung zwischen Mutter und Kind und stellt den Bezug von ihnen zur symbolischen Ordnung her. Lacan betont, dass der *Vater* im Ödipuskomplex nicht auf die An- oder Abwesenheit eines realen Vaters reduziert werden kann,⁹ sondern dass er die symbolische Dimension repräsentiert, die eine normative Wirkung hat und sich auf das Gesetz bezieht: “prejudice [...] falsifies the conception of the Oedipus complex from the start, by making it define as natural, rather than normative, the predominance of the paternal figure”.¹⁰ Das Kind muss in der ödipalen Situation durch das Verbot des Vaters erkennen, dass seinem Begehren, der Phallus zu sein, Grenzen gesetzt werden. Das vom Vater eingeführte Gesetz bestimmt die Position, die das Kind nach diesem Vorfall zum Phallus einnehmen kann, und lenkt auf diese Weise das Verhältnis der Geschlechter zueinander:

It is here that the conjunction is signed between desire, in so far as the phallic signifier is its mark, and the threat or the nostalgia of lack-in-having. It is, of course, the law introduced into this sequence by the father which will decide its future.

But simply by keeping to the function of the phallus, we can pinpoint the structures which will govern the relations between the sexes (Lacan, “Phallus” 83).

Seine sexuelle Identität erwirbt das Subjekt also über sein Verhältnis zum Signifikanten Phallus und wird damit vom Symbolischen gelenkt. Lacan betont die Macht des Signifikanten über das Signifikat. Für ihn ist die Geschlechterdifferenz eine gesetzgebende Teilung, die ihre eigenen Kategorien schafft und immer wieder reproduziert. Um diese Sichtweise zu verdeutlichen, entwirft Lacan ein eigenes Modell zur Darstellung der Arbitrarität der sprachlichen Zeichen, in dem zwei identisch aussehende Türen einmal mit *Dames* und einmal mit *Hommes* bezeichnet werden.¹¹ Jedes sprechende Individuum muss sich für eine Seite dieser Geschlechterteilung entscheiden und damit in den Bezug zum Phallus setzen.

Rose erläutert, dass bei Lacan der sexuelle Unterschied von außen vorgeschrieben ist und bestimmt, was der anatomische Unterschied repräsentiert:

Sexual difference is then assigned according to whether individual subjects do or do not possess the phallus, which means not that anatomical difference *is* sexual difference (the one as strictly deducible from the other), but that anatomical difference comes to *figure* sexual difference, that is, it becomes the sole representative of what that difference is allowed to be. (Mitchell and Rose 42)

Die weibliche Sexualität ist für den französischen Psychoanalytiker untrennbar verschmolzen mit den Repräsentationen, die sie verursachen: “images and symbols for the woman cannot be isolated from images and symbols of the woman./It is [...] the representation of feminine sexuality, which conditions how it comes into play.¹² Rose betont, dass durch diese symbolische Grundlage des weiblichen Geschlechts auf die Frage, ob *die Frau* existiert, keine sichere Antwort mehr gefunden werden kann.

In ihrer Position des *Phallus seins* definiert Lacan *Weiblichkeit* als eine Form der Maskerade: “Paradoxical as this formulation might seem, I would say that it is in order to be the phallus, that is to say, the signifier of the desire of the Other, that the woman will reject an essential part of her femininity, notably all its attributes through masquerade” (Lacan, “Phallus” 84). Als Subjekt kann die Frau in ihrer *Weiblichkeit* nur außerhalb des Signifikats *Phallus sein* stehen, da das Bezeichnende nie zugleich das Bezeichnete ist. Sie möchte also für das geliebt und begehrt werden, was sie nicht ist. Den Signifikanten ihres eigenen Begehrens findet sie in dem Körper desjenigen, auf den sich ihr Liebesanspruch richtet. Der Phallus nimmt in dieser Konstellation den Wert eines Fetisches an. Er beraubt sie als Objekt dessen, was er ihr als Signifikant verspricht. Die Frau dient dem Mann hingegen in ihrer Position des *Phallus sein* als Bestätigung seiner Einheit als Subjekt, wie auch Butler in ihrem Buch *Gender Trouble* ausführlich erläutert:

In order to “be” the Phallus, the reflector and guarantor of an apparent masculine subject position, women must become, must “be” (in the sense of “posture as if they were”) precisely what men are not and, in their lack, establish the essential function of men. Hence, “being” the Phallus is always a “being for” a masculine subject who seeks to reconfirm and augment his identity through the recognition of that “being for.”¹³

Für den Mann steht die Frau für das verlorene Objekt, den Ursprung seines Begehrens: “it is the man who takes on the woman, or who can believe he takes her on [...]. Except that what he takes on is the cause of his desire.”¹⁴ Er macht sie zu einem Ort seiner Phantasie, auf den Mangel wie auch dessen Verleugnung projiziert.

ziert werden: “the whole of his realization in the sexual relation comes down to fantasy.”¹⁵ Eine logische Schlussfolgerung ist, dass *die Frau* als sexuelle Fantasie des Mannes in der Realität nicht existiert: “There is no such thing as *The* woman, where the definite article stands for the universal. There is no such thing as *The* woman since of her essence [...], she is not all“ (Lacan, “God” 144). Der Ort der Frau ist der des Anderen: “By being in the sexual relation radically Other, [...], the woman is that which relates to this Other” (Lacan, “Love” 151). Lacan definiert sie als *nicht alles* – als ausgeschlossen und gesteht ihr auf dieser Grundlage eine andere *jouissance*¹⁶ gegenüber dem phallischen Genuss des Mannes zu: “There is woman only as excluded by the nature of things which is the nature of words [...] It none the less remains that if she is excluded by the nature of things, it is precisely that in being not all, she has, in relation to what the phallic function designates of *jouissance*, a supplementary *jouissance*” (Lacan, “God” 144). Diese *jouissance* steht jenseits des Phallus: “There is a *jouissance* proper to her, to this ‘her’ which does not exist and which signifies nothing. There is a *jouissance* proper to her and of which she may herself know nothing, except that she experiences it – that much she does know” (Lacan, “God” 145). Es stellt sich an dieser Stelle die Frage, ob die Frau von dem ihr zugewiesenen Platz im phallischen System aus – ausgestattet mit einer eigenen *jouissance* – dieses System zu ihren Gunsten unterlaufen kann. Lacan antwortet darauf, indem er die *jouissance* der Frau am mystischen Genießen der heiligen Theresa erklärt:

you only have to go look at Bernini’s statue in Rome to understand immediately that she’s coming, there is no doubt about it. And what is her *jouissance*, her *coming* from? It is clear that the essential testimony of the mystics is that they are experiencing it but know nothing about it. [...] I believe in the *jouissance* of the woman in so far as it is something more, [...] Might not this *jouissance* which one experiences and knows nothing of, be that which puts us on the path of existence? And why not interpret one face of the Other, the God face, as supported by feminine *jouissance*? (Lacan, “God” 147)

Ob nun die Frau in diesem göttlichen Genuss jenseits des Phallus gemäß Lacan tatsächlich Befriedigung finden kann, erscheint allerdings zweifelhaft.¹⁷

Lacans Leistung ist es, *Weiblichkeit* als durch das Symbolische konstruiert und gespalten zu definieren. Die Frau ist nicht aufgrund ihrer Essenz im Bereich des Anderen zu verorten, sondern wird durch die Sprache dort positioniert. Wie Mitchell bei Freud betont auch Rose bei Lacan, dass es ihm nicht darum geht, *Weiblichkeit* so darzustellen, wie sie sein sollte, sondern wie sie entsteht: “The

description of feminine sexuality is, therefore, an exposure of the terms of its definition, the very opposite of a demand as to what that sexuality should be” (Mitchell and Rose 44). Sie arbeitet heraus, dass gerade durch sein Hinterfragen des Begriffes *Weiblichkeit* eine vereinheitlichende Bedeutung und eine eindeutige Definition *der Frau* unmöglich wird. Lacan ebnet also in der Psychoanalyse den Weg für Theorien wie von Butler und Engel, in denen ebenfalls der große Einfluss sprachlicher Performativität auf die Kategorie *Weiblichkeit* unterstrichen wird.

Bei Lacan ist sexuelle Vielfalt allerdings auch durch das Gesetz des Symbolischen reglementiert. Dies ist der Punkt in Lacans Theorie über das Geschlechterverhältnis, den Butler kritisch hinterfragt. So stellt sie den ahistorischen und universellen Charakter des Lacanschen Symbolischen in Frage, der eine Flexibilität des Gesetzes ausschließt, das die Geschlechter bestimmt:

What plausibility can be given to an account of the Symbolic that requires a conformity to the Law that proves impossible to perform and that makes no room for the flexibility of the Law itself, its cultural reformulation in more plastic forms? The injunction to become sexed in the ways prescribed by the Symbolic always leads to failure and in some cases, to the exposure of the phantasmatic nature of sexual identity itself. The Symbolic’s claim to be cultural intelligibility in its present and hegemonic form effectively consolidates the power of those phantasms as well as the various dramas of identificatory failures. (Butler, *Gender* 56)

Der Phallus ist für Butler nicht der Ursprungsort einer Signifikationskette: “In this sense it is not the incipient moment or origin of a signifying chain, as Lacan would insist, but part of a reiterable signifying practice and, hence, open to resignification: signifying in ways and in places that exceed its proper structural place within the Lacanian symbolic and contest the necessity of that place”.¹⁸ Sie zieht ihn als privilegierten Signifikanten in Zweifel und schlägt stattdessen das Modell eines lesbischen Phallus vor: “The question, of course, is why it is assumed that the phallus requires that particular body part to symbolize, and why it could not operate through symbolizing other body parts. The viability of the lesbian phallus depends on this displacement” (Butler, *Bodies* 84). Der *lesbische Phallus* stünde für ein Begehren, das auf der Grundlage eines Verbots entsteht. Er würde Begehren enthüllen, das abgelehnt und verleugnet wird:

What is ‘unveiled’ is precisely the repudiated desire, that which is abjected by heterosexist logic [...] the lesbian phallus signifies a desire that is produced historically at the crossroads of these prohibitions, and is never fully free of the normative demands that condition its possibility and that it nevertheless seeks to subvert. Insofar as the phallus is an idealization of morphology, it produces a necessary effect of inadequation, one which in the cultural

context of lesbian relations, can be quickly assimilated to the sense of an inadequate derivation from the supposedly real thing, and, hence, a source of shame. (Butler, *Bodies* 86)

Die Theorie eines lesbischen Phallus beraubt den Phallus seiner privilegierten Position, platziert ihn außerhalb der normativen heterosexuellen Matrix und stattet ihn dadurch mit neuen Bedeutungsmöglichkeiten aus:

If a lesbian ‘has’ it, it is also clear that she does not ‘have’ it in the traditional sense; her activity furthers a crisis in the sense of what it means to ‘have’ one at all. The phantasmatic status of ‘having’ is redelineated, rendered transferable, substitutable, plastic, and the eroticism produced within such an exchange depends on the displacement from traditional masculinist contexts as well as the critical redeployment of its central figures of power. (Butler, *Bodies* 88-89)

Butler kritisiert, dass bei Lacan Phallus und Penis zu stark verknüpft sind: “If the phallus symbolizes to the extent that there is a penis there to be symbolized, then the phallus is not only fundamentally dependent upon the penis, but cannot exist without it. But is this true?” (Butler, *Bodies* 88). Für sie reicht es nicht aus, wenn Lacan betont, dass Signifikat und Signifikant nicht identisch sind. Der lesbische Phallus ist bei Butler ein Angebot für die Resignifikation des Phallus: “Hence the lesbian phallus offers the occasion (a set of occasions) for the phallus to signify differently, and in so signifying, to resignify, unwittingly, its own masculinist and heterosexist privilege” (Butler, *Bodies* 90). Sie fordert, die Geschlechterdifferenz von einem hegemonialen Symbolischen zu befreien, das nur heterosexuelle Geschlechterrollen zulässt. Stattdessen spricht Butler sich dafür aus, nach neuen alternativen Orten des Begehrens zu suchen. Durch ihre kritische Lesart bestätigt Butler den feministischen Vorwurf, Lacans psychoanalytischer Ansatz sei phallozentristisch, andererseits arbeitet sie aber auch das Potential der Weiterentwicklung seiner Theorie heraus. Lacans Worte: “*the woman does not exist*”¹⁹ finden ein Echo in ihren Überlegungen zur Geschlechterdifferenz.

Lacan bietet also ähnlich wie Freud Ansatzpunkte für unterschiedliche wissenschaftliche Positionen. Die grundlegende symbolische Funktion des Vaters bei der Konstituierung des Subjekts und die Macht des Gesetzes, die der Vater in Lacans Überlegungen repräsentiert, gibt dem Individuum keinen Raum, patriarchalische Strukturen umzugestalten oder gar zu verlassen. Andererseits arbeitet er die sprachliche Konstitution des Subjekts heraus und erschafft dadurch neuen Raum, *Weiblichkeit* zu hinterfragen. Außerdem räumt Lacan durch seine Definition des Phallus den Stolperstein des Feminismus – den Penisneid – aus dem Weg,

denn er nimmt dem entscheidenden Augenblick, in dem das kleine Mädchen seinen anatomischen Mangel erkennt, seine geschlechtsbestimmende Funktion. Der Penisneid wird stattdessen durch die Erkenntnis ersetzt, dass die Mutter etwas begehrt, das ihr das Kind nicht geben kann. Es ist der Vater, der als verantwortlich für die Kastration gesehen wird. Der Unterschied der Geschlechter wird bei Lacan erst durch die unterschiedlichen Positionen, die Jungen und Mädchen zum Phallus einnehmen, sichtbar. Eine solche Herangehensweise an die Entstehung der Geschlechterdifferenz fand den Zuspruch von feministischen Wissenschaftlerinnen, die den Ursprung der unterschiedlichen Geschlechter in den fantasierten und symbolischen Beziehungen zwischen dem Kind und seiner Umgebung ansiedeln.²⁰ Auch die Zielsetzung der Lacanschen Psychoanalyse, wie Mitchell sie in *Feminine Sexuality – Jacques Lacan and the École Freudienne* formuliert, erscheint wie eine Möglichkeit, sich im Angesicht dominanter gesellschaftlicher Diskurse individueller Bedürfnisse und Begehren bewusst zu werden:

To be human is to be subjected to a law which decentres and divides; sexuality is created in a division, the subject is split; but an ideological world conceals this from the conscious subject who is supposed to feel whole and certain of a sexual identity. Psychoanalysis should aim at a destruction of this concealment and at a reconstruction of the subject's construction in all its splits. This may be an accurate theory, it is certainly a precarious project. (Mitchell and Rose 26)

Doch Lacan bleibt widersprüchlich. Der Bewusstwerdung der Spaltung der eigenen Identität stellt sich bei Lacan immer wieder der universelle Anspruch der symbolischen Ordnung entgegen. So bietet er in seiner Theorie dem Individuum den Raum, sich in seiner Individualität wahrzunehmen, gleichzeitig ist aber eine Flucht aus dem Symbolischen unmöglich. Wie schon bei Freud ist auch Lacans Frauenbild durch gesellschaftliche Zwänge reglementiert und geprägt vom Mangel und der Existenz zur Bestätigung des männlich Anderen. Ein derartiges Weiblichkeitsbild weckt unweigerlich Widerspruch. Dennoch bleibt es Lacans große wissenschaftliche Errungenschaft, die Produktivität der Sprache bzw. des Symbolischen mit der psychosexuellen Entwicklung des Menschen in der Psychoanalyse zu verbinden und damit eine Grundlage für die Entwicklung der Geschlechterdifferenz zu schaffen, die bis heute für viele Wissenschaftler Bezugspunkt ist.

Die psychoanalytische Arbeit Lacans verhindert eine essentialistische Weiblichkeitsvorstellung und macht die Definition von *Weiblichkeit* zunehmend komplexer. Wenn es *Die Frau* im Sinne Lacans und damit einen eindeutigen Weiblichkeitsbegriff – wie noch bei Freud und Horney – nicht mehr gibt, muss

nach einer neuen kategorialen Bezeichnung für das weibliche Geschlecht gesucht werden, die die Individualität einzelner Menschen berücksichtigt. Obwohl auch in Lacans Werk, ähnlich wie in Atwoods Roman *The Edible Woman*, der starke Einfluss eines gesellschaftlich erschaffenen Regelwerks deutlich wird, in dem *Männlichkeit* dominiert, treibt er also die Suche nach einer differenzierten Sichtweise auf *Weiblichkeit* voran.

-
- ¹ Einen umfassenden Überblick zu diesem Thema findet sich in: Juliet Mitchell und Jacqueline Rose, ed., *Feminine Sexuality: Jacques Lacan and the École Freudienne*, Übers. Jacqueline Rose (London: Macmillan, 1990).
- ² Jacques Lacan, "The Meaning of the Phallus", (1958), *Feminine Sexuality: Jacques Lacan and the École Freudienne*, Übers. Jacqueline Rose, Ed. Juliet Mitchell und Jacqueline Rose (London: Macmillan, 1990). 74-85; 78. Ich verwende Lacans Texte "The Meaning of the Phallus", "The Intervention on Transference", "Guiding Remarks for a Congress on Feminine Sexuality", "God and the Jouissance of ~~The~~ Woman", "A Love Letter" und "Seminar of 21 January 1975" in der englischen Sprache, da diese von Rose, die sich mit Mitchell auf die weibliche Sexualität bei Lacan spezialisiert hat, selbst aus dem Französischem übersetzt wurden. Bei allen anderen zitierten Textpassagen aus Lacans Werk arbeite ich mit deutschen Übersetzungen.
- ³ Vgl. Jacques Lacan, *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint*, (1947), Übers. und Ed. Norbert Haas (Weinheim und Berlin: Quadriga, 199) 61-70.
- ⁴ Lacan definiert *the Other* als den Ort der Sprache, auf den sich das Subjekt notwendigerweise beziehen muss: "It speaks in the Other, I say, designating by this Other the very place called upon by a recourse to speech in any relation where it intervenes" (Lacan, *Phallus* 79).
- ⁵ Freud, „Jenseits des Lustprinzips“, (1920), *Gesammelte Werke*. Ed. Anna Freud ... [et al.], Bd. 13 (Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 1967) 3-69; 12-13.
- ⁶ Lacan greift zur Bestimmung des Inhalts *des Gesetzes* auf die kulturhistorischen Überlegungen Freuds zurück, der den Ödipuskomplex als Urstruktur der menschlichen Psyche und anthropologische Tatsache darstellte. Vgl. Freud, *Totem und Tabu*, (1913), *Gesammelte Werke*, Ed. Anna Freud ... [et al.], Bd. 9 (Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 1973) 122-194.
- ⁷ Vgl. Lacan, „Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psyche vorausgeht“, (1955-56), *Schriften II*, Übers. und Ed. Norbert Haas (Weinheim und Berlin: Quadriga, 1991) 61-118; 89.
- ⁸ Vgl. Lacan, „Die drei Zeiten des Ödipus“, (1958), *Das Seminar, Buch V - Die Bildung des Unbewussten*, Übers. Hans-Dieter Gondek (Wien: Verlag Turia + Kant, 2006) 209-230; 219.
- ⁹ Vgl. Lacan, „Die väterliche Metapher“, (1958), Gondek 187-208; 195.
- ¹⁰ Lacan, "Intervention on Transference", (1951), Mitchell and Rose 61-73; 69.
- ¹¹ Lacan, "Das Drängen des Buchstaben im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud", (1957), *Schriften II*, Haas 15-55; 23-24.
- ¹² Lacan, "Guiding Remarks for a Congress on Feminine Sexuality", (1958), Mitchell and Rose 86-98; 90.
- ¹³ Butler, *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (London and New York: Routledge, Chapman & Hall, Inc., 1990) 45.
- ¹⁴ Vgl. Lacan, "God and the Jouissance of ~~The~~ Woman", (1972-73) Mitchell and Rose 138-148; 143.
- ¹⁵ Lacan, "A Love Letter", (1972-73), Mitchell and Rose 149-161; 157.

-
- ¹⁶ *Jouissance* wird in dem Fachwörterbuch *Feminism and Psychoanalysis*, herausgegeben von Elizabeth Wright, folgendermaßen definiert: “French term for extreme pleasure that has no adequate equivalent in English [...] *Jouissance* means the usufruct or surplus value of an object or property (*jouir de* something implies to profit from it whether owned or not). It also connotes the bliss of sexual orgasm. Psychoanalytically *jouissance* is opposed to ‘LACK’. In Freud’s terminology it is closest to ‘wish-fulfilment’ [...]” Elizabeth Wright, Ed., *Feminism and Psychoanalysis: A Critical Dictionary* (Oxford und Cambridge: Blackwell Publishers, 1993) 185.
- ¹⁷ Gerda Pagel, *Jacques Lacan zur Einführung* (Hamburg: Junius Verlag, 2007) 107-108.
- ¹⁸ Judith Butler, *Bodies* 89.
- ¹⁹ Lacan, “Seminar of 21 January 1975”, (1975), Mitchell und Rose 162-171, 167.
- ²⁰ Vgl. Lisa Appignanesi und John Forrester, *Freud’s Woman* (New York: Other Press, 2000) 463.

5.3.11 *Weiblichkeit* im Werk Nancy Chodorows

Die feministische Psychoanalytikerin Chodorow lobt an der Theorie Lacans, dass sie ein Bewusstsein für die Verstrickung von Geschlecht, Sexualität und männlicher Dominanz hervorruft. Doch auch sie kritisiert wie schon Butler den Absolutheitsanspruch und die Rigidität der Lacanschen Geschlechterpositionen. Chodorow sieht stattdessen mit Hilfe der Objektbeziehungstheorie eine Möglichkeit, patriarchalische Strukturen in der Gesellschaft zu verändern und einen Weiblichkeitsbegriff zu erarbeiten, der Frauen in der Vielfalt ihrer psychischen und sozialen Bedürfnisse gerecht wird. Sie konzentriert sich dabei in ihrem Bestseller *The Reproduction of Mothering* (1978) und auch in ihrem Buch *Feminism and Psychoanalytic Theory*, das 1989 erschien, vor allem auf die Umarbeitung der Rolle der Frau als Mutter und die Beziehung, die sie als primäre Bezugsperson zu ihren Kindern hat.

Das Konzept der Mutter ist in gesellschaftlicher und psychologischer Hinsicht für diese Arbeit so interessant, weil Mutterschaft seit jeher maßgeblich die Kategorie *Weiblichkeit* bestimmt. Sie ist Gegenstand von Idealisierungen, an denen reale Mütter oft verzweifeln, wie in *The Awakening* und "The Yellow Wallpaper" bereits zur Jahrhundertwende dargestellt wurde. Dennoch hält sich über das ganze 20. Jahrhundert hartnäckig das Ideal einer sich für ihre Kinder aufopfernden moralisch perfekten Mutter, die ausschließlich für das Wohl ihrer Familie verantwortlich ist. In den 70er Jahren, als die Frauenbewegung einen Schulterchluss der unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen zu Gunsten einer verbesserten Position der Frau in der U.S.-amerikanischen Gesellschaft bewirkte, begann wie Chodorow auch die Schriftstellerin Jane Lazarre die Zählebigkeit dieses Weiblichkeitsideals zu hinterfragen. Lazarre stellt in *The Mother Knot* (1976) und *Worlds Beyond My Control* (1991) etwas weniger als ein Jahrhundert nach Gilman und Chopin die Problematik der Mutterrolle für eine Frau abermals ins Zentrum des Geschehens. Beide Romane schildern das komplexe Verhältnis ihrer Heldinnen zu ihrer sozialen Rolle als Mutter und zeigen, wie sie versuchen, unter dem Einfluss feministischer wie auch traditioneller hegemonialer Diskurse über *Weiblichkeit* eine Identität zu finden, die ihnen in ihrer Lebenssituation entspricht. Während *The Mother Knot* sich mit den anfänglichen Schwierigkeiten einer jungen Frau in der Mutterrolle befasst, sieht sich die Heldin in *Worlds Beyond My*

Control mit dem Schmerz und der Verlustangst konfrontiert, ihre heranwachsenden Kinder gehen zu lassen.

Lazarres Romane sind für diese Arbeit so interessant, weil sie in ihrem feministischen Anliegen, die Rolle der Frau neu zu definieren, in engem Zusammenhang mit Chodorows psychoanalytischer Forschung stehen. *The Mother Knot* ebnet 1976 *The Reproduction of Mothering* auf literarischer Ebene förmlich den Weg. Denn die Beschreibung des geistigen Reifeprozesses der Heldin stimmt mit der psychischen Entwicklung für eine Frau überein, die Chodorow zwei Jahre später als notwendige Voraussetzung für die Gleichberechtigung und das respektvolle Miteinander der Geschlechter formuliert. Gleichzeitig bieten die psychoanalytischen Erkenntnisse in *The Reproduction of Mothering* Anknüpfungspunkte, um die Konfliktsituationen von Lazarres Heldinnen zu verstehen. Außerdem unterstützt Chodorow durch ihre Theorie die Versuche der Protagonistin aus *The Mother Knot*, sich als Mutter und als berufstätige Frau in der Gesellschaft zu etablieren, als heilsame Schritte zu einer gesunden weiblichen Psyche. In der Weiterentwicklung ihres psychoanalytischen Ansatzes aus den siebziger Jahren in *Feminism and Psychoanalytic Theory*, in der sie den Begriff einer relationalen Autonomie als Voraussetzung zur Anerkennung eines Anderen als Selbst entwickelt, weist Chodorow darüber hinaus der Protagonistin Lazarres in *Worlds Beyond My Control* die Richtung aus der Persönlichkeitskrise. Um die Schnittstellen des tiefenpsychologischen Ansatzes von Chodorow und den literarischen Texten von Lazarre herausarbeiten zu können, werde ich deshalb nicht wie in den Textanalysen zuvor Literatur und Psychoanalyse getrennt betrachten, sondern die Erläuterung von Chodorows Theorie der Untersuchung von Lazarres Romanen voranstellen. Es ist an dieser Stelle in meiner Arbeit erstmalig der Fall, dass Literatur und Psychoanalyse sich so stark ergänzen und sich in ihrem Weiblichkeitskonzept gegenseitig bestätigen. Im Zusammenspiel der Werke von Chodorow und Lazarre besteht die Möglichkeit, Mutterschaft im Dialog zwischen *authoritative discourse* und *internally persuasive discourse* als wichtigen Aspekt weiblicher Identitätsbildung in verschiedenen Lebensphasen einer Frau umfassend zu untersuchen. Darüber hinaus kann der Wandel der Kategorie *Weiblichkeit* von den frühen siebziger bis in die frühen neunziger Jahren nachvollzogen werden.

Chodorow sieht sich in der Tradition der feministischen Psychoanalyse, deren Ursprünge sie im Werk Horney's lokalisiert, die schon in den 30er Jahren

den Einfluss kultureller Faktoren auf die menschliche Psyche betonte. Im Gegensatz zu ihr distanziert Chodorow sich allerdings in ihrer psychoanalytischen Herangehensweise, der Objektbeziehungstheorie, von der biologisch bestimmten Triebtheorie Freuds. Sie sieht die kindliche Entwicklung weniger von Trieben, sondern vielmehr durch zwischenmenschliche und psychische Prozesse beeinflusst:

Similarly, innate drives do not naturally determine behavior and development. People do not operate according to the 'pleasure principle' in its psychophysiological sense. People have innate erotic and aggressive energies. Infants, as psychoanalysis shows, are sexual. But people do not naturally seek release of tension from physiological drives or use their object-relations in the search for this release. Rather, they manipulate and transform drives in the course of attaining and retaining relationships. (Chodorow, *Reproduction* 48)

Chodorow konzipiert an diesem Punkt also ein Selbst, das ontologisch über seinen körperlichen Begierden steht. Für ihre Zwecke betont Chodorow die sozialen und politischen Aspekte der Freudschen Theorie: "Just as we cannot have a theory of the social organization of gender and sexuality apart from a psychological theory, so we cannot have a psychological theory of sex and gender apart from the social and political. Freud's theory is a social and political theory" (Chodorow, *Feminism* 174). Sie unterstreicht in *Feminism and Psychoanalytic Theory* allerdings, dass sie in ihren Untersuchungen intersubjektive Faktoren nicht in ihrer deterministischen Wirkung auf die menschliche Existenz den intrapsychischen Faktoren voranstellt. Laut Chodorow liegt vielmehr in der Bewusstwerdung ihres Zusammenspiels die Möglichkeit, Leben für das einzelne Individuum sinnvoll zu gestalten.¹

Innerhalb der verschiedenen Strömungen der Psychoanalyse hat sich Chodorow für die Objektbeziehungstheorie entschieden, da dieser psychoanalytische Ansatz den Schwerpunkt seiner Forschung auf genau die Wechselwirkung psychischer Prozesse und sozialer Umstände legt. In der Objektbeziehungstheorie wird im Gegensatz zu Freud, Horney und Lacan die präödipale Phase frühkindlicher Entwicklung in den Mittelpunkt psychologischer Untersuchungen gerückt. Ihre frühen Wurzeln hat die Objektbeziehungstheorie in der psychoanalytischen Arbeit Melanie Kleins. Sie betrachtete das Seelenleben des Kindes unter dem Einfluss seiner frühen Beziehung zur Mutter und gab damit der psychoanalytischen Wissenschaft eine neue Richtung.² Chodorow stützt sich in ihrer Forschung u. a. auf Erkenntnisse des bekannten Objekt-Beziehungs-Theoretikers Donald Woods

Winnicott und der Psychoanalytikerin Margaret Mahler, die in der Säuglings- und Kleinkindforschung Pionierarbeit leistete.³ Beide waren der Auffassung, dass die frühkindliche Entwicklung von einem kontinuierlichen Prozess der Individuation und Trennung geprägt sei, wobei Winnicott die soziale und kulturelle Bedeutung dieses Prozesses herausarbeitete. In der Objektbeziehungstheorie entsteht ein Verständnis der eigenen Subjektivität über die Begegnungen des Selbst mit dem Anderen:

Object-relations theory shows that in the development of self the primary task is not the development of ego boundaries and a body ego. Along with the earliest development of its sense of separateness, the infant constructs an internal set of unconscious, affectively loaded representations of others in relation to its self, and an internal sense of self in relationship emerges. (Chodorow, *Feminism* 105)

Soziale Beziehungen und psychische Vorgänge sind also in der Ichfindung im psychoanalytischen Ansatz Chodorows untrennbar miteinander verbunden. Chodorow erläutert, dass die frühe Beziehung des Kindes zu seinen Eltern auf unbewusster Ebene internalisiert wird und die psychische Struktur eines Individuums prägt: “What is internalized from an ongoing relationship becomes unconscious and persists more or less independent of that original relationship. It may be generalized as a feeling of self-in-relationship and set up as a permanent feature of psychic structure and the experience of the self“ (Chodorow, *Reproduction* 50). Geschlecht definiert Chodorow dementsprechend im Sinne von *Gender* als sozialpsychische Konstruktion, zu der Eltern durch ihre Erziehung maßgeblich beitragen: “Parents are usually heterosexual and sexualize their relationship to children of either gender accordingly, employing socially sanctioned child-rearing practices” (Chodorow, *Reproduction* 113). Doch nicht nur äußere Einflüsse wirken auf das Individuum ein, auch der verinnerlichte, subjektive Raum eines jeden trägt zur Konstituierung von *Gender* bei: “Senses of self, the tone of individual feelings, and emotionally imbued unconscious fantasies are as constitutive of subjective gender as is language or culture”.⁴ Chodorow erläutert, dass wir durch unsere Genitalien, Chromosomen und Hormone physiologisch als männlich oder weiblich lokalisiert werden.⁵ Diese Zuordnung darf aber nicht dazu führen, aus der Biologie scheinbar logische Schlussfolgerungen für die Bildung einer Genderidentität zu ziehen: “How anyone experiences, fantasizes about, or internally represents her or his embodiment grows from experience, learning and self-definition in the family and the culture” (Chodorow, *Feminism* 101). Chodorow entfernt sich

durch ihren Genderbegriff weit von den überwiegend präskriptiv essentiellen Weiblichkeitsdefinitionen Freuds und Horney. Statt eine neue Norm für *Weiblichkeit* zu entwickeln, geht es ihr vielmehr darum zu untersuchen, wie weibliche Identität entsteht, welche Konflikte sie für Frauen auf psychischer und sozialer Ebene verursacht und wie diese überwunden werden könnten.

Chodorow sieht *Weiblichkeit* vor allem durch die soziale Rolle der Frau als Mutter und primäre Bezugsperson für ihre Kinder geprägt. Auch hier weist sie darauf hin, dass Mutterschaft, wie sie in der westlichen Kultur praktiziert wird, nicht aufgrund der physischen Fähigkeit von Frauen, Kinder zu gebären, als biologische Bestimmung der Frau zu bezeichnen ist, sondern vielmehr sozial und kulturell konstruiert wird: "That women have the extensive and nearly exclusive mothering role they have is a product of a social and cultural translation of their childbearing and lactation capacities. It is not guaranteed or entailed by these capacities themselves" (Chodorow, *Reproduction* 30). In *The Reproduction of Mothering* entlarvt Chodorow *mothering* – die Tatsache, dass insbesondere Frauen sich für die Erziehung ihrer Kinder verantwortlich zeigen – angelehnt an Rubin als grundlegenden Aspekt eines patriarchalisch organisierten, sich ständig reproduzierenden *sex-gender system*, das Frauen in ihrer psychischen Entwicklung beeinträchtigt und sozial diskriminiert:

women's mothering [...] is fundamental to our ideology of gender, and benefits many people. It is a major feature of the sex-gender system. It creates heterosexual asymmetries which reproduce the family and marriage, but leave women with needs that lead them to care for children, and men with capacities for participation in the alienated work world. It creates a psychology of male dominance and fear of women in men. It forms a basis for the division of the social world into unequally valued domestic and public spheres, each the province of people of a different gender. (Chodorow, *Reproduction* 218-219)

Chodorow erläutert mit Hilfe der Objektbeziehungstheorie, wie sich *mothering* in der Persönlichkeitsentwicklung von Frauen und Männern zyklisch reproduziert. Sie macht deutlich, dass die frühe Beziehung des Kindes zur ersten Bezugsperson grundsätzlich beide Geschlechter mit der Fähigkeit ausstattet, Beziehungen mit den Merkmalen des frühen Eltern-Kind-Verhältnisses einzugehen und den Wunsch weckt, die Intimität dieses Verhältnisses zu einem späteren Zeitpunkt wieder herzustellen. Dass Frauen eher dazu neigen, mütterliche Pflichten zu übernehmen und darin Befriedigung zu finden als Männer, führt Chodorow darauf

zurück, dass für Mädchen und Jungen meist die Mutter erste Bezugsperson ist und sie in der Beziehung zu ihr unterschiedliche präödipale Erfahrungen machen.

Chodorow stellt dar, dass die ersten Lebensjahre eines Kindes von Individuation und Trennung von dieser Bezugsperson geprägt sind. Dazu gehört, die primäre Identifikation mit der Mutter aufzugeben und ein Verständnis des eigenen Selbst zu entwickeln. Während Mütter Söhne aufgrund ihres anderen Geschlechts darin unterstützen, sich von ihr zu lösen und sich im Gegensatz zu ihr als männlich zu definieren, erschweren sie ihren Töchtern den Individuationsprozess, indem sie sich stärker mit ihnen identifizieren und weniger helfen, sich zu differenzieren. Mädchen verbleiben durch diese ungleiche Behandlung der Mutter länger in der präödipalen Phase und entwickeln daher ein Selbstkonzept, das sie für die Mutterrolle auf psychischer Ebene prädestiniert:

The greater length and different nature of their preoedipal experience, and their continuing preoccupation with the issues of this period, mean that women's sense of self is continuous with others and that they retain capacities for primary identification, both of which enable them to experience the empathy and lack of reality sense needed by a cared-for infant. (Chodorow, *Reproduction* 207)

Jungen hingegen werden in der Möglichkeit, mütterliche Qualitäten auszubilden, eingeschränkt, da ihre Individuation von der Mutter dazu zwingt, sich von ihr abzuwenden und Gefühle emotionaler Verbundenheit zu unterdrücken.

Auch ödipale Prozesse, die in der Psychoanalyse die Funktion haben, das Tabu des Inzest zwischen Eltern und Kind aufrechterhalten und Mädchen und Jungen in die Richtung außerfamiliärer heterosexuelle Beziehungen zu lenken, sind ursächlich an der Reproduktion von *mothering* beteiligt. Heterosexualität entwickelt sich bei Jungen und Mädchen unterschiedlich. Während die Heterosexualität des Mannes allein im Bund an das andere Geschlecht Erfüllung findet, da sich hier die frühe Bindung zur Mutter wieder herstellt, hat Heterosexualität bei Mädchen durch die internalisierten und externen Objektbeziehungen eine wesentlich komplexere Grundlage. Im Ödipuskomplex lehnt eine Tochter ihre Mutter zugunsten ihres Vaters nicht vollständig ab, sondern setzt ihre präödipale Bindung zu ihr fort und definiert sich weiterhin in Beziehung zu ihr: "This means that women define and experience themselves relationally. Their heterosexual orientation is always in internal dialogue with oedipal and preoedipal mother-child relational issues. Thus, women's heterosexuality is triangular and requires a third person – a child – for its structural and emotional completion" (Chodorow, *Repro-*

duction 207). Auf diese Weise manifestiert sich auch in der heterosexuellen Orientierung der Frau das psychische Bedürfnis, insbesondere in enger Bindung zu ihren Kindern, aber auch zu anderen Frauen zu leben. Laut Chodorow unterdrücken Männer im Gegensatz zu Frauen ihre Bereitschaft, Bindungen einzugehen. Ein Kind vervollständigt für sie nicht die heterosexuelle Beziehung, sondern stört sie. Auch die ödipale Situation hat also zum Resultat, dass Frauen eher als Männer dazu neigen, die Kindererziehung zu übernehmen.

Chodorow unterstreicht, dass ihre Arbeit zwar die psychischen Prozesse erklärt, die *mothering* reproduzieren, sie dadurch aber nicht den Eindruck entstehen lassen möchte, diese Prozesse seien unproblematisch und ohne Widersprüche. Vielmehr erläutert Chodorow, dass gerade die Aspekte von *mothering*, die Spannungen und Belastungen verursachen in Verbindung mit dem Wandel historischer und sozialer Zustände, die Macht des von ihr postulierten *sex-gender system*, Frauen auf die Mutterrolle zu beschränken, unterlaufen: “The forms that these tensions and strains take depend on part on external historical conditions. In specific historical periods, such as the present, contradictions within the sex-gender system fuse with forces outside it, and lead to a situation in which resistance is widespread and often explicitly political” (Chodorow, *Feminism* 211). Innerhalb der psychischen und sozialen Strukturen, die *mothering* hervorrufen, treffen Jungen und Mädchen in ihrer Entwicklung zu einer sexuellen Identität auf unterschiedliche Schwierigkeiten.

Chodorow führt aus, dass Mädchen den Erwerb ihrer *core gender identity* – das kognitive Verständnis einer Person, männlich oder weiblich zu sein – als wenig problematisch erleben. Sie bauen ihre weibliche Identität auf ihrer Identifikation mit der Mutter und ihrem Gefühl der Einheit mit ihr auf: “Girls grow up with a sense of continuity and similarity to their mother, a relational connection to the world. For them difference is not originally problematic or fundamental to their psychological being or identity” (Chodorow, *Feminism* 110). Schwierigkeiten können in diesem Entwicklungsprozess und dem daraus resultierenden Gefühl von Gleichheit und Kontinuität entstehen, wenn Mädchen keinen Sinn für ihr eigenes Selbst entwickeln. Das Unvermögen einer Frau, sich zu individualisieren, hat als mögliche Konsequenz, dass Mütter es ihren Kindern erschweren, ein autonomes Selbst zu entwickeln, und sie in der Vereinnahmung ihrer Kinder die Grenzen ihres eigenen Selbst nicht mehr wahrnehmen. Das wiederum kann zu einem emo-

tionalen Missbrauch ihres Nachwuchses führen: “Sons may become substitutes for husbands, and must engage in defensive assertion of ego boundaries and repression of emotional needs. Daughters may become substitutes for mothers, and develop insufficiently individuated senses of self” (Chodorow, *Reproduction* 212). Doch nicht nur ihre Kinder, auch sich selbst belastet eine Frau, wenn sie nicht dazu fähig ist, ein unabhängiges Selbst zu entwickeln. Grenzt sie sich nicht von ihrer Umwelt ab, kann ein übermäßiges Gefühl der Schuld und Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Mitmenschen und insbesondere ihrer Kinder entstehen, das außerhalb ihres Wirkungsbereiches liegt: “As if the woman does not differentiate herself clearly from the rest of the world, she feels a sense of guilt and responsibility for situations that did not come about through her actions and without relation to her actual ability to determine the course of events” (Chodorow, *Feminism* 58). Chodorow betont allerdings gleichzeitig, dass die große Bindungsbereitschaft von Frauen, die ihre Fähigkeit zu Identifikation und Empathie voraussetzt, sie auch in ihren engen Beziehungen zu ihren Kindern und zu anderen Frauen Selbstbestätigung und Erfüllung finden lässt. Als letzten zentralen Punkt, der Frauen die Annahme einer weiblichen Identität erschwert, nennt Chodorow die Problematik, dass Frauen sich über ihre Mutter mit einer Geschlechterkategorie identifizieren, die gesellschaftlich nur wenig wertgeschätzt wird:

It is difficult, then, for daughters in a Western middle-class family to develop self-esteem. Most psychoanalytic and social theorists claim that the mother inevitably represents to her daughter (and son) regression, passivity, dependence, and lack of orientation to reality, whereas the father represents progression, activity, independence, and reality orientation. Given the value implications of his dichotomy, there are advantages for the son in giving up his mother and identifying with his father. For the daughter, feminine gender identification means identification with a mother whose own self-esteem is low. Conscious rejection of her Oedipal maternal identification, however, remains an unconscious rejection and devaluation of herself, because of her continuing pre-Oedipal identification and boundary confusion with her mother. (Chodorow, *Feminism* 64)

Für Jungen ist die Ausbildung ihrer *core gender identity* bzw. einer männlichen Identität wesentlich konfliktlastiger. Durch die überwiegende Abwesenheit des Vaters identifizieren sich viele Jungen nicht mit seiner Person, sondern mit einer Fantasie über seine männliche Rolle:

As a result, a boy's male gender identification often becomes a “positional” identification, with aspects of his father's clearly or not-so-clearly defined male role, rather than a more generalized “personal” identification – a diffuse identification with his father's personality, values, and behavioural traits – that could grow out of real relationship to his father. (Chodorow, *Feminism* 50-51)

Chodorow erläutert außerdem, dass die frühe Bindung des Sohnes zur Mutter für ihn in der ödipalen Phase einen bedrohlichen Charakter annimmt, wenn ödipale Gefühle sexueller Anziehung für die Mutter und Eifersucht auf den Vater auf primäre präödipale Bedürfnisse nach mütterlicher Liebe und Einheit mit ihr aufeinander stoßen. Dieser Bedrohung begegnen Jungen, indem sie ihre Geschlechtsidentität auf dem Gegensatz aufbauen, nicht-weiblich oder Nicht-Mutter zu sein. Differenz spielt bei Jungen bei der Entwicklung eines sexuellen Selbstverständnisses eine wesentlich größere Rolle als bei Mädchen:

Because of early developed, conflictual core gender identity problems, and later problems of adequate masculinity, it becomes important to men to have a clear sense of gender difference, of what is masculine and what is feminine, and to maintain rigid boundaries between these.[...] Boys and men come to deny the feminine identification within themselves and those feelings they experience as feminine: feelings of dependence, relational needs, emotions generally. (Chodorow, *Feminism* 109)

Männliche Identität entsteht, wie Chodorow deutlich macht, also durch eine Abwertung und Ablehnung der Eigenschaften, die weibliche Identität auszeichnen. In Chodorows *sex-gender system* hat das zur Folge, dass männliche Dominanz und Missachtung der Frau aus Angst vor ihr aufrechterhalten wird.

Ein weiteres psychisches Phänomen, das Chodorow als Folge von *mothering* bzw. der exklusiven Beziehung der Mutter zu ihren Kindern sieht und Frauen die Mutterrolle erschwert, ist die Fantasie einer perfekten allmächtigen Mutter. Den sozialen Ursprung dieser Fantasie sieht sie in dem, in der Literaturanalyse erörterten, Weiblichkeitsideal der moralischen Mutter aus der Jahrhundertwende vom 19. ins 20. Jahrhundert. In den Zeiten der industriellen Revolution standen Mütter in der Verantwortung, im Privaten Moral und Anstand zu bewahren. In dieser Funktion wurden allein sie als diejenigen gesehen, die die Kontrolle und Macht über die Erziehung ihrer Kinder und deren Persönlichkeitsentwicklung hatten. Chodorow erläutert, dass die bis heute präesente soziale Isolation von Frau und Kind in der Privatsphäre dazu beitragen, dass Kinder auf psychischer Ebene ihre Mutter tatsächlich in dieser allmächtigen Position wahrnehmen:

this isolation, in which mother and child live in a unique and potent relationship, explains and further justifies the effects of mothering. It explains why mothers (even in their oppression by patriarchy) are so all-powerful in relation to their children, and why the mother-child relationship is likely to be so bound up with powerful feelings. [...] Having only each other, each is continually impinging and intruding on the other, and there is no possibility of escape. As a result, the other becomes the object of aggressive fantasies and

behaviors, and mothering becomes linked to extremist expectations about sexuality. (Chodorow, *Feminism* 88)

Die Fantasie der perfekten Mutter hat zwei Seiten. Einerseits trägt sie dazu bei, Frauen zu einem Idealwesen zu machen mit der übermenschlichen allmächtigen Fähigkeit, ihre Kinder zu moralischer Perfektion zu führen, andererseits macht sie Mütter zum universalen Sündenbock für gescheiterte Existenzen. Mit Susan Contratto entlarvt Chodorow das Ideal der perfekten Mutter als infantile Fantasie, da kein menschliches Wesen tatsächlich allmächtig sein kann. Gemeinsam weisen sie darauf hin, wie stark die Vorstellung einer perfekten Mutter die Identitätsbildung einer Frau beeinträchtigen kann:

Insofar as we treat mothers as larger than life, omnipotent, all-powerful, or all-powerless, [...], we deny mothers the complexity of their lives, their selfhood, their agency in creating from institutional context and experienced feelings. We deny their place in a two-way relationship with their children, manifold relationships with the rest of the world, and we deny ourselves as mothers. But insofar as mothers are women, this involves a denial of all women as active subjects and a denial and split in our self-identities as children/daughters and people as well. (Chodorow und Contratto, *Feminism* 92-93)

Zur Überwindung der sozialen Diskriminierung der Frau und der psychischen Konflikte, denen Jungen und Mädchen in ihrer psychischen Entwicklung durch *mothering* ausgesetzt sind, schlägt Chodorow vor, die sozialen Voraussetzungen der Kindererziehung umzugestalten und Frauen und Männer gleichberechtigt an der Betreuung ihres Nachwuchses zu beteiligen:

Most important, boys need to grow up around men who take a major role in child care, and girls around women who, in addition to their child-care responsibilities, have a valued role and recognized spheres of legitimate control. These arrangements could help to ensure that children of both sexes develop a sufficiently individuated and strong sense of self, as well as a positively valued and secure gender identity. (Chodorow, *Feminism* 65)

Chodorow betont, dass durch die Veränderung sozialer Umstände der psychische Individuationsprozess eines Kindes, in dem es sich als “ ‘I’ am ‘not-you’ ” (Chodorow, *Feminism* 102) definiert, positiv beeinflusst werden kann. Sie betrachtet Individuation als erfolgreich, wenn ein Kind sich nicht nur als anders und getrennt von seiner ersten Bezugsperson wahrnimmt, sondern auch ihre Subjektivität anerkennt. Zur Anerkennung der Subjektivität des Anderen fordert Chodorow in einer Weiterentwicklung ihrer Erkenntnisse aus *The Reproduction of Mothering in Feminism and Psychoanalytic Theory* eine neue Interpretation des Begriffes Differenz:

Difference and differentiation are, of course, related and feed into one another; it is in some sense true that cognitive or linguistic distinction, or division, must imply difference. However, it is possible to be separate, to be differentiated, without caring about or emphasizing difference, without turning the cognitive fact into an emotional, moral, or political one. (Chodorow, *Feminism* 105)

Hierzu entwirft sie den Begriff einer relationalen Autonomie, die ein Mensch unter günstigen sozialen und psychischen Bedingungen entwickeln kann. Grundlage hierfür ist die Integration eines Selbst, das sich lebendig und ganzheitlich empfindet. Dazu gehört: “developing a sense that one is able to affect others and one’s environment [...], a sense that one has been accorded one’s own feelings and a spontaneity about these feelings [...], and a sense that there is a fit between one’s feelings and needs and those of the mother or caretaker” (Chodorow, *Feminism* 106). Fühlt sich ein Kind in Anwesenheit seiner ersten Betreuungsperson sicher und internalisiert diese Präsenz und Sicherheit, die sein Gegenüber vermittelt, empfindet es auch die Abwesenheit dieser Person im Laufe seines emotionalen Reifeprozesses nicht mehr für sein Gefühl der eigenen Ganzheitlichkeit als bedrohlich. Bei einer solchen psychischen Entwicklung gründet sich der Kern des Selbst auf einem Gefühl, in einer guten Beziehung zu einem Gegenüber zu stehen: “A ‘capacity to be alone,’ a relational rather than a reactive autonomy, develops because of a sense of the ongoing presence of another” (Chodorow, *Feminism* 106-107). Getrenntsein kann in diesem Zusammenhang nicht mehr auf Ich und Nicht-Ich Unterscheidungen reduziert werden, denn Teile des Selbst sind bis zu einem gewissen Grad Verinnerlichungen oder Vereinnahmungen eines Anderen. Sich zu unterscheiden bedeutet nicht, sich abzuspalten, sondern in einer ganz besonderen Beziehung zum Anderen zu stehen. In dieser Art einer Verbundenheit, die ihre Basis auf einem Gefühl der Sicherheit im Alleinsein hat, sieht Chodorow die große Chance, das Andere in seiner Differenz als Selbst anzuerkennen: “This connection to others, based on early incorporation, in turn enables us to feel empathy and confidence that are basic to the recognition of the other as self” (Chodorow, *Feminism* 107).

Benjamin entwirft 1998 in *Shadow of the Other* ein Konzept der Anerkennung des Anderen,⁶ das Chodorows Entwurf einer relationalen Autonomie gleichzeitig widerspricht und ergänzt. Im Gegensatz zu Chodorow sieht Benjamin in der Internalisierung des Anderen nicht nur die Möglichkeit seiner Anerkennung, sondern auch die Gefahr seiner Assimilation. Sie stellt dar, dass sich das Selbst einer-

seits durch Identifizierungen konstituiert, die den Verlust und die Unkontrollierbarkeit, die das Andere beinhaltet, verleugnen. Andererseits konstituiert es sich reziprok in der Beziehung zu einem Anderen, auf dessen Anerkennung es angewiesen ist. Diese Anerkennung kann das Selbst nicht bekommen, ohne negiert zu werden, und wird vom Anderen in einer Weise beeinflusst, durch die es sich verändert und nichtidentisch wird. Benjamin stellt nun wie Chodorow die Frage, wie das Selbst unter diesen Voraussetzungen das Andere anerkennen und Differenz respektieren kann. Eine Möglichkeit, das Andere in seiner Subjektivität wahrzunehmen, sieht Benjamin in der Theorie Winnicotts, der die Ansicht vertrat, dass Omnipotenzbestrebungen des Selbst nur durch einen Prozess der Zerstörung durchbrochen werden können, der wiederum dazu führt, dass das Andere als äußerlich anerkannt wird:

To survive is to withstand the self's act of negation – which might consist of an attack, a refusal to comply, a 'You do not exist for me' – and reflect the subject's impact without retaliation or submission. The other who survives can be seen in its alterity, as external – outside of ones own control and yet able to have decisive impact on the self. (Benjamin, *Shadow* 90-91)

Letztlich kann nur dieser äußere Andere geliebt werden und es ist die Lust an der Entdeckung seiner Person, die für den Zusammenbruch der Identität entschädigt. Identifizierung kann laut Benjamin Differenz überbrücken, ohne sie zu verleugnen oder aufzugeben, aber diese Art der Identifizierung setzt die Äußerlichkeit des Anderen voraus:

The other's difference must exist outside; not be felt as a coercive command to 'become' the other, and therefore not be defended against assimilating it to self. It is here that the notion of recognition as mediated not only through identification, but through direct confrontation with the other's externality, makes a difference.

Only the externality of the other that survives destruction allows a representation of the other as simultaneously outside control and nonthreatening. (Benjamin, *Shadow* 95-96)

Benjamin entwickelt Winnicotts Begriff der Zerstörung weiter, indem sie die These aufstellt, dass Anerkennung die Verarbeitung der Destruktion des Anderen zur Basis hat: "Thus, I elaborated on Winnicott's notion of destruction – the mental refusal to recognize the other, the negation of the external – and contended that recognition practically, psychically depends upon symbolic processing of destruction" (Benjamin, *Shadow* 96). Jede Verhandlung von Differenz beinhaltet Negation mit der möglichen Folge des teilweisen Zusammenbruchs der Spannung zwischen Anerkennung und Negation des Anderen. Ein solcher Zusammenbruch ist,

so Benjamin, nur problematisch, wenn der Andere für das Selbst und das Selbst für den Anderen definitiv nicht überlebt. Dem Zusammenbruch sollte im Idealfall eine Wiederherstellungserfahrung folgen. Diese Wiederherstellung sollte allerdings nicht als Herstellung einer ursprünglichen Spannung oder Konstanz verstanden werden:

The experience of repair can retroactively light up destruction's creative, differentiating side, which has the effect of placing the other in a space outside coercive reconciliation. Without the recognition of negation, there is only the false closure of contradiction, the defensive assumption of identity that conceals the real strain of acknowledging the other" (Benjamin, *Shadow* 97).

Wiederholte Erfahrungen von Zusammenbruch und Wiederherstellung können sogar zu einem größeren Vertrauen in die Möglichkeit führen, dass nach einem Zusammenbruch Spannung wiederhergestellt wird, und dadurch die Bereitschaft erhöhen, sich mit Differenz auseinanderzusetzen. Benjamin resümiert aus ihren Erkenntnissen, dass die Achtung vor dem differenten Anderen die gebührende Berücksichtigung der Negation innerhalb der binären Hierarchie Anerkennung-Negation notwendig mache, wobei Anerkennung der übergeordnete, aber nicht überlegene Begriff sei. Aus dieser Feststellung leitet sie als primäre Verantwortung eines Subjekts für das andere Subjekt ab, für den Anderen zu überleben und gegen seine Einverleibung und Zerstörung zu intervenieren. Andererseits fordert Benjamin aber auch gleichzeitig aus der anderen Richtung, dass das Subjekt die äußere Alterität des Anderen achten muss. Dieses wechselseitige Verhältnis der Verantwortung halte ich für eine wichtige Erweiterung der Theorie Chodorows, die in *Feminism and Psychoanalytic Theory* lediglich einseitig die Verantwortung des Subjekts einfordert, das Andere anzuerkennen. Überträgt man Benjamins Theorie zur Anerkennung des Anderen auf die von Chodorow analysierte Problematik des *mothering* und der daraus resultierenden gesellschaftlichen Nichtachtung der Frau, geht es nicht mehr nur darum, dass Mütter als Subjekte anerkannt werden, sondern auch darum, dass sie die Verantwortung tragen, sich aktiv von ihren Kindern zu differenzieren und für sie als externe andere Person zu überleben.

Chodorow konstatiert, dass Männer auf der Basis ihrer gesellschaftlichen Vormachtstellung und beeinflusst durch ihre psychische Entwicklung, *Männlichkeit* als grundsätzlich menschlich und Frauen als Nicht-Männer also außerhalb der Norm für Menschlichkeit definiert haben. Sie sieht deshalb in der Überwindung von konventionellen maskulinen offensiv konstruierten Denkstrukturen, die auf

das Herausarbeiten von Differenz beruhen, die einzige Möglichkeit, die Ungleichheit und Ungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern aufzulösen:

The transformed interpretation of difference is not inevitable, given other parenting arrangements and other arrangements of power between the sexes. It is especially insofar as women's lives and self-definition become oriented to men that difference becomes more salient for us, as does differential evaluation of the sexes. Insofar as women's lives and self-definition become more oriented toward themselves, difference from men become less salient. (Chodorow, *Feminism* 112)

Auch Benjamin plädiert dafür, Differenz nicht als ein Konzept gegenseitiger Ausschließung zu definieren, sondern für die Einschließung des Anderen. Einschließung ohne Assimilierung macht ein Selbst nötig, das Vielfalt und sogar das Gegenteil von Identität aushalten kann – also eine nichtidentische und mehrfach identifizierte Individualität.

Um eine Vielfalt unterschiedlicher Selbstkonzepte zu berücksichtigen, fordert Chodorow, in der Erforschung von *Gender* Individualität stärker zu berücksichtigen: “the ways people conceptualize themselves as gendered vary with a number of factors, including culture, history, and early family development [...]. What becomes important to an individual is not just femaleness or maleness but the psychologically and culturally *specific* meanings that gender holds *for that individual*”.⁷

Weiblichkeit und *Männlichkeit* sind Kategorien, die die einzelne Person stark in ihren Fantasien, Verlangen und Verhaltensweisen ihres Liebeslebens beeinflussen; das Bewusstsein des eigenen Geschlechts entwickelt sich aber für jeden Menschen unterschiedlich. Um *Gender* und die Vielfalt sexueller Lebensweisen tatsächlich zu verstehen, müsste also theoretisch einbezogen werden, wie sich für jede einzelne Frau oder Mann Geschlecht und Sexualität individuell herstellt. Chodorow plädiert in ihrer psychoanalytischen Theorie für ein Genderkonzept, in dem *Weiblichkeit* nicht mehr einer vorgeschriebenen Norm entspricht, sondern vielmehr die psychischen und sozialen Bedürfnisse des Individuums, das durch seine äußeren physiologischen Merkmale der gesellschaftlichen Kategorie *Weiblichkeit* zugeordnet wird, benennt und berücksichtigt.

Sie bestätigt zum Ende des 20. Jahrhunderts in der Psychoanalyse, was die Literatur schon zu Beginn dieses Jahrhunderts erkannte, nämlich dass die Mutterrolle in der Isolation der Privatsphäre Frauen psychisch schwer belasten kann. Chodorows Ansatz bestärkt auch auf psychoanalytischer Ebene die Entscheidung der Romanfigur Edna Pontellier, für ihre Kinder nicht ihr eigenes Selbst zu op-

fern. Sie entwirft in ihrem theoretischen Ansatz das Bild einer Mutter, die sich durch eine relationale Autonomie und ein stabiles Selbst auszeichnet und deshalb ihre Söhne und vor allem Töchter darin unterstützen kann, ein positives Selbstkonzept, ein starkes Selbstbewusstsein und eine gefestigte Genderidentität zu entwickeln. Grundlage hierfür ist auf sozialer Ebene, die Asymmetrie der Arbeitsteilung der Geschlechter in öffentlichem und privatem Bereich aufzugeben. In dieser Hinsicht erscheint Freuds These, der Berufswunsch einer Frau sei ein versteckter Ausdruck ihres Penisneids, im Lichte der feministischen Psychoanalyse Chodorows wie eine Abwertung des Strebens von Frauen, sich gleichberechtigt im öffentlichen Leben einer Gesellschaft zu integrieren und zu verwirklichen. Kritik an der feministischen Objektbeziehungstheorie, wie Chodorow sie praktiziert, wird vor allem aus dem psychoanalytischen Umfeld von Lacan geübt. Mitchell und Rose kritisieren in *Feminine Sexuality*, dass Chodorows Ansatz von einem präexistenten Begriff der Geschlechterkomplementarität ausgehe und keine Erklärung für die Entstehung von Geschlecht biete. Sie zeige stattdessen nur auf, wie Mütter einen bereits gegebenen Unterschied weitergeben. Benjamin widerspricht dieser Kritik in *Shadow of the Other* sehr überzeugend, indem sie in Frage stellt, ob es überhaupt möglich ist, einen archimedischen Punkt außerhalb sozialer Strukturen zu postulieren, von dem aus sich der Geschlechtsunterschied erklären lässt:

It also may be true that theories beginning with the child's relation to mother only presume rather than explain the system of heterosexual complementarity, but is this avoidable? Is it necessary or even possible to postulate an archimedean point of leverage that does explain sexual difference? Does the insistence on the postulate really serve as a guarantee that we have kept our sights on psychic reality, or does it simply create another blind spot, another unacknowledged dependency upon the social or biological domain? (Benjamin, *Shadow* 48)

Auch ich sehe psychische und soziale Prozesse in der Herstellung von *Gender* in ständiger Interaktion. Dies wird in den Romanen Lazarres deutlich, wenn die Protagonistinnen das Weiblichkeitskonzept Chodorows an der sozialen Realität einer Mutter in den frühen siebziger und späten achtziger Jahren erproben. Die Literatur macht hier deutlich, wie schwer es fällt, gewohnte gesellschaftliche und psychische Strukturen zu verlassen und im Widerstreit mächtiger gesellschaftlicher Diskurse *Weiblichkeit* neu zu formulieren und zu leben. Chodorows Vorschläge zur Umarbeitung der Rolle der Frau als Mutter und die daraus hervorgehenden psy-

chischen Konsequenzen sind aus feministischer Perspektive ein Idealzustand, der in den meisten Kulturkreisen dieser Welt noch lange nicht erreicht ist.

-
- ¹ An dieser Stelle ändert Chodorow in den achtziger Jahren ihre Position im Vergleich zu *The Reproduction of Mothering*: “I would not as I believe I do in *Reproduction*, give determinist primacy to social relations that generate certain psychological patterns or processes but would argue that psychology itself is equally important to, constitutive and determinative of, human life” (Chodorow, *Feminism* 7).
- ² Vgl. Chodorow, *Feminism* 3 und Appignanesi and Forrester, *Freud’s Women* 454.
- ³ Vgl. Donald Woods Winnicott, *The Family and Individual Development* (New York: International University Press, 1965) und Margaret Mahler, “On the first three sub-phases of the separation-individuation process”, *Essential Papers on Object Relations*, ed. Peter Buckley (New York: New York University Press, 1986) 223 and 231-232.
- ⁴ Chodorow, *The Power of Feelings: Personal Meaning in Psychoanalysis, Gender and Culture* (New Haven and London: Yale University Press, 1999) 72.
- ⁵ In *The Reproduction of Mothering* macht Chodorow darauf aufmerksam, dass bereits die Zuordnung zweier Geschlechter auf eine Variation biologischer sexueller Unterschiede gesellschaftlich geschaffen ist und keinesfalls von der Biologie vorgegeben: “People are born with ambiguous genitalia or abnormal chromosomal patterns, yet we always label them as one or the other sex” (Chodorow, *Reproduction* 15).
- ⁶ Jessica Benjamin, *Shadow of the Other: Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis* (New York und London: Routledge, 1998).
- ⁷ Chodorow, *Femininities, Masculinities, Sexualities: Freud and Beyond: The Blazer Lectures for 1990* (Lexington: Kentucky University Press, 1994) 90-91.

5.3.12 *The Mother Knot* (1976) – Jane Lazarre

Das Erscheinungsjahr von *The Mother Knot* 1976 fällt in ein Jahrzehnt, in dem die feministische Bewegung in den Vereinigten Staaten ihren Höhepunkt erreichte. In dieser Zeit stieg die Zahl feministischer Gruppierungen innerhalb weniger Jahre in die Tausende. Ihre Arbeit legitimierte sich, trotz einer anhaltenden breitgefächerten Ablehnung und Misstrauen gegenüber dem feministischen Anliegen in der U.S.-Bevölkerung durch den Erfolg der Frauenbewegung, die Position der Frau in unterschiedlichen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens deutlich zu verbessern.¹ *Consciousness-Raising* – die Praxis sich frauendiskriminierender Strukturen bewusst zu werden und *Weiblichkeit* aus dieser Perspektive neu wahrzunehmen – wurde in den siebziger Jahren zu einem öffentlichen Anliegen mit starker Präsenz in den Medien. Auch die Literatur beteiligte sich am *Second Wave Feminism*:

Radical feminism might frighten off the faint-hearted, but feminist fiction had insidious appeal [...] through the 1970s with the novels of Alix Kates Shulman, Marge Piercy, and Marilyn French, among others, the case against male chauvinism reached ever widening circles of readers. Poetry was mobilized in the cause, as suggested by the attention paid to Sylvia Plath, a suicide in 1962, and to feminist poet Adrienne Rich. (Woloch 523)

The Mother Knot sehe ich als einen Thesenroman, der Teil des literarischen Kreuzzuges gegen die Benachteiligung der Frau in der U.S.-amerikanischen Gesellschaft war. Die politische Intention des Romans bestätigt sich auch im zeittypischen Vorwort des Romans von Sara Ruddick, in dem sie *The Mother Knot* in einen feministischen Kontext einbettet.² Doch es darf nicht unerwähnt bleiben darf, dass Lazarre in ihrem Roman auch neue feministische Weiblichkeitsideale hinterfragt.

Die Protagonistin in *The Mother Knot*, Jane, ist eine Frau, die durch ihre Lebenssituation stark mit diskriminierenden gesellschaftlichen Strukturen konfrontiert ist. So fühlt sie sich als junge Mutter, die Muttersein als existentielle Krise erlebt, nicht in hegemonialen Weiblichkeitsdiskursen wahrgenommen und trifft durch ihre Ehe mit einem Afroamerikaner auf rassistische Anfeindungen. Es wird im Laufe des Romans zu ihrer großen Aufgabe, trotz der Bedrohung gesellschaftlicher Nichtachtung und Ausgrenzung eine eigene Position zu finden.

Gleich zu Beginn des Romans *The Mother Knot* zeigt sich, wie die Mutterrolle das Selbstbild von Jane von Grund auf verändert. Vor ihrer Schwangerschaft war sie sich ihrer Identität als leidenschaftliche angehende Schriftstellerin, die in

New York an der Fertigstellung ihres ersten Romans arbeiten wollte, sicher. Die bevorstehende Mutterschaft lässt sie fürchten, ihr altes Ich zu verlieren. Auf dem Weg zu ihrem Ehemann James, um ihm seine zukünftigen Vaterfreuden mitzuteilen, ergreift Jane neben der Sorge um die bevorstehenden Diskriminierungen, denen ihr Kind aufgrund seiner Hautfarbe ausgesetzt sein wird, eine tiefe Verunsicherung und eine erste Angst, nicht mehr sie selbst sein zu können: “Walking into the darkened halls of the old law school, I felt the first sting of the loss of my selfhood, a feeling which would grow to enormous proportions in the next four years” (18). An dieser Stelle zeigt sich, dass Jane die Mutterrolle – wie Chodorow in *The Reproduction of Mothering* zwei Jahre später für viele Mütter verallgemeinernd darstellt – als eine Gefahr für ihr Selbst empfindet und mit Entbehren verbunden, die sie nicht mit ihrem feministisch progressiven Selbstbild als junge unabhängige Autorin vereinbaren kann. Die Verhandlung der Grenzziehung zwischen eigenen beruflichen Interessen und den Bedürfnissen ihres Kindes wird für sie also schon vor der Geburt zu einem zentralen Problem. So hält sie zunächst an ihrem Plan, ihr Buch zu Ende zu schreiben, fest. Doch sie unterschätzt, wie stark sie bereits von dem ungeborenen Kind in ihrem Bauch gefordert ist. Jane ist in ihren Gedanken so intensiv mit ihrer Schwangerschaft beschäftigt, dass sie nur noch zusammenhangslose Sätze zu Papier bringt. Die Veränderungen ihres Körpers sind ihr unheimlich und lassen sie an ihrer Entscheidung, ein Kind zu bekommen, zweifeln. Sie ist hin und her gerissen zwischen der Angst, als zukünftige Mutter nicht genügen zu können, und der Liebe zu ihrem Baby.

Jane ist also durch ihre neuen Lebensumstände dazu gezwungen, ihr altes Ich zu revidieren und sich als Frau und Mutter auf eine Art und Weise neu zu definieren, die ihr ein positives Lebensgefühl erlaubt. Als sie ihre schriftstellerische Arbeit in den letzten Monaten vor der Geburt gänzlich aufgeben muss, entscheidet sie sich deshalb, Anthropologie zu studieren: “no longer threatened by the thought of being just a housewife and mother who insists she is a writer though she never gets published, I began to see myself as an ‘academic’ with the security of an identity that an artist can never have” (25). In diesem Entschluss zeigt sich Janes Ablehnung und Furcht davor, sich ausschließlich über die Rolle der Hausfrau und Mutter zu definieren. Es reicht ihr nicht, auf dieser traditionellen weiblichen Rolle ihr Selbstbewusstsein zu gründen. Das Bedürfnis von Lazarres Heldin zu studieren, untermauert Chodorow in *The Reproduction of Mothering* durch ihre These,

dass gesellschaftliche Wertschätzung in Form einer anerkannten beruflichen Tätigkeit Frauen in ihrem Selbstwertgefühl versichern kann und auf der Suche nach einer stabilen unabhängigen Identität unterstützt. Jane möchte als berufstätige Frau mit fachlicher Kompetenz vom Rest der Gesellschaft und insbesondere auch von ihrem Ehemann geachtet werden. Das Anthropologiestudium ist ein Kompromiss, durch den Jane hofft, ihren eigenen Erwartungen an sich und den Erwartungen ihrer Umwelt gerecht zu werden.

In ihren beruflichen Ambitionen wird also ein *internally persuasive discourse* und damit ein neues Frauenideal sichtbar, das in den späten 60er und frühen 70er Jahren durch die starke Präsenz der feministischen Bewegung an Einfluss gewann – nämlich das einer Frau, die nur in einer Kombination der Mutterrolle mit eigenen beruflichen Interessen wahre Erfüllung finden kann. Dieses Weiblichkeitsideal beinhaltet, wie auch Chodorow konstatiert, dass Mutterschaft allein das weibliche Individuum nicht erfüllt. Auf diese Weise kehrt sich in diesem Frauenbild die Ablehnung gegenüber Müttern, die arbeiten, aus alten dominanten Weiblichkeitsdiskursen in die Forderung um, dass nur in der Berufstätigkeit wahre Selbstverwirklichung gefunden werden kann. Radikale Feministinnen forderten gar eine neue gesellschaftliche Rolle für die Frau, die Haushalt und Kindererziehung gänzlich ausschloss (Woloch 521). Die Mutterrolle per se ist also in diesem Diskurs über *Weiblichkeit* nicht mehr zwingend ein positives weibliches Attribut. Für Jane ist sie gar beängstigend. Lazarre unterstreicht mit der Darstellung der inneren Konflikte ihrer Heldin in *The Mother Knot* noch wesentlich stärker als Atwood in *The Edible Woman* die Relevanz einer beruflichen Tätigkeit für das psychische Gleichgewicht ihrer Heldin.

Jane muss aber nicht nur beruflich umdenken. Die Geburt ihres Sohnes Benjamin rüttelt auch an dem Bild, das sie sich von sich selbst als Mutter gemacht hatte und führt ihr die Verklärungen der Mutterrolle von alten und neuen Weiblichkeitsidealen vor Augen:

Several of my friends had told me they were sure I would have an easy labor. It was my very nature to bear children, they said, and I believed them. We were all still locked into that vicious lie that if a woman is *really* a woman, she will bear children gracefully; if she is ultimately feminine, she will mysteriously know how to be a good mother. (27)

Die Versicherungen ihrer Freunde, sie sei die geborene *Earth Mother*, entpuppt sich als falsche Voraussage. Jane ist weit davon entfernt, wie eine *wahre Frau* ihr Kind anmutig und ohne viel Aufhebens auf die Welt zu bringen:

I had cried, vomited, tried to convince my miserable body to give forth the child. Nothing worked. [...] I thought of my friends who said it would be easy. But nothing had ever been easy for me. And during that whole day of pain, I continued to see myself with a clarity I would have preferred to reserve for another time. (28)

Das Geburtserlebnis in seiner körperlichen Intensität zwingt Jane förmlich dazu, sich ihre Distanz zu denjenigen Weiblichkeitsdiskursen einzugestehen, die Mutterschaft als eine selbstverständliche weibliche Fähigkeit propagieren. Gleichzeitig muss sie sich im Krankenhaus erstmalig mit dem Rassismus der Krankenschwestern gegenüber ihrem Baby auseinandersetzen, der ihr bewusst macht, wie weit sie und ihre kleine Familie noch entfernt sind von einer Existenz frei von gesellschaftlicher Missachtung.

Die Erfahrungen, die die Protagonistin in den ersten Berührungen mit der Mutterrolle macht, spiegeln wider, wie sich die Grenzen von *internally persuasive discourse* zu *authoritative discourse* verschieben und neben traditionellen neue feministische Mutterbilder an Einfluss gewinnen. Zu den von mir bereits erarbeiteten Mutteridealen aus der Jahrhundertwende, die in den fünfziger Jahren nochmals eine Renaissance erlebten, gesellt sich nun der Mythos einer mächtigen schöpferischen Muttergottheit aus den Anfängen der menschlichen Zivilisation (Dorenkamp et al. 277), der in der Frauenbewegung zur Aufwertung des öffentlichen Weiblichkeitsbildes herangezogen wurde. Die *Earth Mother* in ihrer Naturverbundenheit änderte aber nur wenig an der üblichen Erwartungshaltung, dass Mutterliebe und erzieherisches Talent angeboren seien. Jane steht einerseits offensichtlich in der Planung ihrer beruflichen Karriere und in ihrem Blick auf sich selbst als Mutter unter dem Druck, alten und vor allem neuen feministischen Weiblichkeitsidealen entsprechen zu wollen; andererseits setzt ihr das tatsächliche Leben mit Kind dabei Grenzen.

Auf der Suche nach einem Mutterbild und einer Identität, die ihrem Selbsterleben entspricht, hofft Jane, in einer feministischen Frauengruppe Orientierung zu finden, an der sie schon vor ihrer Schwangerschaft teilnahm. Doch als Mutter fühlt sie sich aus dem früheren Gefühl der Verbundenheit ausgeschlossen. Im Gegensatz zu ihren ehemaligen Wegbegleiterinnen weiß sie inzwischen, wie stark Muttersein das Ideal einer Frau, die Karriere und Kind vereinbaren kann, einschränkt oder gar unerfüllbar erscheinen lässt. Jane traut sich nicht, vor ihren feministischen Weggefährtinnen ihre widersprüchlichen Gefühle zu äußern, die ihre Verzweiflung über ihre Abhängigkeit von Mann und Kind wie auch ihre

Zweifel über ihre Fähigkeit oder auch ihren Wunsch, je wieder arbeiten zu können, einschließen:

By the last months of pregnancy, I had withdrawn from my friends in the movement, had lost the nourishing sense of relatedness [...] I was the only woman in the group who would be a mother [...] this feeling of dependency was incomprehensible to women who had never been pregnant. As they spoke confidently of politics and their work, fear gathered in my throat and muffled my words. I wanted to shout – I may never work again [...] They didn't understand nor did I have the courage to explain, that I did not fear not being able to work again so much as never wanting to work again. (42-43)

Anstatt sich also im Kreise Gleichgesinnter aufgehoben zu fühlen, schämt Jane sich, nicht dem angestrebten Ideal, nämlich dem einer unabhängigen Frau, die arbeitet, entsprechen zu können. Es zeigt sich also, dass feministische Diskurse trotz ihrer ursprünglichen Intention, Frauen in ihren Bedürfnissen zu unterstützen, jungen Müttern wie Jane gleichzeitig große Schwierigkeiten bereiteten.

Auch bei den Frauen, die mit ihren Kindern in der gleichen Studentenwohnanlage wie Jane und ihre kleine Familie wohnen, findet sie kein Verständnis für ihre Probleme in der Bewältigung der Mutterrolle. Sie gestalten ihren Alltag entsprechend traditionellen Rollenmustern, die sie nicht hinterfragen. Jane schockiert sie, als sie auf die Frage: "Isn't being a mother the most wonderful thing you have ever done?" (57) antwortet: "Not really [...] Actually quite miserably and exhausting" (57). Sie kann den Mutterinstinkt nach ihren ersten eigenen Erfahrungen als Mutter nur noch als Ausrede betrachten, Frauen den größeren Teil der Kindererziehung zu überlassen. Auch diese Erkenntnis der Protagonistin findet in Chodorows *The Reproduction of Mothering* Bestätigung. Chodorow entlarvt die Behauptung, Frauen seien für die Mutterrolle biologisch vorbestimmt, als Ideologie, die der Aufrechterhaltung der ungleichen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau und damit der Diskriminierung des weiblichen Geschlechts dient.

Jane fühlt sich bei der Erziehung ihres Sohnes Benjamin im Gegensatz zu den Müttern ihres Umfeldes damit überfordert, dem Ideal einer Frau zu entsprechen, die ihr Lebensglück in der mütterlichen Bindung an ihr Kind findet. Benjamin ist kein einfaches Kind. Er entwickelt sich nicht entsprechend den Maßstäben der Erziehungsratgeber für eine normale kindliche Entwicklung. Stattdessen schläft er lange nicht durch und weint viel. Als er ein kleines Mädchen auf dem Spielplatz schlägt, gelingt es Jane nicht, in der Rolle der sanften, liebevollen und stets gerechten Mutter zu bleiben:

I felt desperate, frightened he would betray me by fighting, hitting some gentle, obedient, normal child. He grabbed the shovel and when she tried to get it back, he socked her in the arm.

'No no. No, no. We don't hit,' said the little girl's mother, wagging her finger.

'Goddamn it, Benjamin,' I said and smacked him on his arm, wishing I had acted like the other woman. [...] Maybe the other mothers did the same thing to their children, but in private. Or perhaps you didn't hurt a child as much as people believed by exploding, very often, in anger. (103-104)

In *Feminism and Psychoanalytic Theory* bezieht sich Chodorow direkt auf *The Mother Knot* und findet eine Begründung dafür, dass Mütter sich in ihrer Verantwortung für die Erziehung ihrer Kinder oft überfordert fühlen. Sie macht die Isolation, in der Jane sich mit ihrem Kind fühlt, für Janes destruktives Verhalten und ihre Gefühle der Wut und Hilflosigkeit verantwortlich. Mit ihrem Sohn sieht sich Jane abseits der Normalität: "Here we were, my baby and I, sitting squarely on the outskirts of official normality, of conventional acceptability, they didn't talk about *us* in Dr. Spock – only in abnormal-psych books" (72). Es quälen sie Schuldgefühle, denn laut Expertenmeinung der Elternratgeber ist es letztlich die Mutter, die für die Entwicklung ihres Kindes verantwortlich ist. Hier wird deutlich, dass auch noch in den 60er und 70er Jahren die Verantwortung für das Wohl des Kindes in anerkannter Erziehungsliteratur, die starken Einfluss auf hegemoniale gesellschaftliche Diskurse übte, überwiegend bei der Mutter und nicht etwa bei den Eltern gemeinsam gesehen wird.

Ein weiterer wichtiger Aspekt von Janes Schwierigkeiten in der Mutterrolle ist, dass sie in der Beziehung zu ihrem Baby fürchtet, ihre eigenen Grenzen zu verlieren, und sich dabei gleichzeitig danach sehnt, mit ihm eine Person zu sein. Chodorow weist auf genau dieses psychische Phänomen bei Müttern hin: "A mother's sense of continuity with her infant may shade into too much connectedness and not enough separateness. [...] The development of a sense of autonomous self becomes difficult for children and leads to a mother's loss of sense of self as well" (Chodorow, *Reproduction* 211). Um in dieser verwirrenden emotionalen Situation ein gewisses Maß an Klarheit für sich selbst herzustellen, teilt Jane ihre Identität in *motherwoman* und *girlwoman* auf. Beim Stillen stellt sie ihr altes Selbst, die *girlwoman*: "who had once been all I needed to know of myself, whom I had fought to understand, to love, to free" (35), die sich danach sehnt, wieder zu schreiben, zugunsten der *motherwoman* zurück. Es gelingt Jane in dieser frühen Phase ihrer Mutterschaft nicht, *girl-* und *motherwoman* zu einer Person ver-

schmelzen zu lassen, die sich mit gutem Gewissen zugesteht, neben der Kinderbetreuung Bedürfnisse zu haben, die nur ihr eigenes Wohlbefinden betreffen. Stattdessen sieht Jane sich als ein Mensch, der niemals mehr nur sich selbst gehören wird. Unter diesen Umständen erkennt Jane im Laufe der Handlung, dass für sie im Spannungsfeld zwischen eigenen und gesellschaftlichen Ansprüchen, eine gute Mutter zu sein, und der Sehnsucht nach beruflicher Selbstverwirklichung Mutterschaft nur Ambivalenz bedeuteten kann: “We learned always to expect sentences to have two parts, the second seeming to contradict the first, the unity lying only in our growing ability to tolerate ambivalence – for that is what motherly love is like” (85).

Auch in ihrer Ehe muss Jane mit alten Rollenmustern kämpfen. Obwohl beide, Jane und James, ihre Beziehung grundsätzlich auf einer gleichberechtigten Grundlage gestalten wollen, geraten sie durch ihre unterschiedlichen Herangehensweisen an dieses Projekt immer wieder in Konfliktsituationen. So erfüllt es Jane, obwohl sie sich mit James gemeinsam dafür entschieden hat, zu ihm nach New Haven zu ziehen und ihre eigene schriftstellerische Karriere zurückzustellen, mit Eifersucht, dass ihr Mann – wie in traditionellen Partnerschaftsmodellen – sein Leben weitestgehend so fortsetzen kann wie vorher:

I threw James’s books all over, hating him for still being involved in his work, for becoming a parent without having been pregnant or given birth, for holding him incorrectly and forgetting to put the dirty diapers out that morning, [...] for suggesting each night as I lay down drowsily in front of the television that I study [...] for not being as fascinated with me as a mother as he had been with me as a writer or student [...] for not loving Benjamin as much as I did and for having become a parent and still having remained – in the eyes of the world and himself – a person too. (62)

Ihre Ehe hat sich, seitdem sie Eltern geworden sind, verändert. Janes Forderung an James, sich trotz der Verpflichtungen seines Alltags an der Universität genauso tagsüber und auch in der Nacht an der Betreuung ihres Sohnes zu beteiligen, und Streitigkeiten über die Kindererziehung stellen die beiden vor neue Herausforderungen, die romantische Gefühle bedrohen: “But love had changed. And if we had not seen that just in time, we would have gone our own ways. And one more thing: I simply couldn’t live that motherwife life – you saw that; I was desperate. I needed you to help me” (97). Erst nach einiger Zeit gelingt es, dass James sich tatsächlich ähnlich engagiert an Benjamins Fürsorge beteiligt wie Jane – allerdings mit dem Unterschied, dass er gleichzeitig sein Jurastudium erfolgreich abschließen kann. An diesem Punkt werden die Konflikte deutlich, die die soziale

Veränderung der Geschlechterrollen, wie Chodorow sie vorschlägt, auslösen kann. Jane fragt sich, was sie für die ersten Lebensjahre ihres Kindes zu bieten hat: “What do I have to show for these years, James? I have a baby. No one cares about that” (98). Immer wieder sieht sie ihren Glauben an die eigene Existenz gefährdet. Weder in der Rolle als Mutter noch als Ehefrau fühlt sie sich als Individuum betrachtet oder anerkannt: ““Oh, so you’re Jim’s wife,’ I would hear many times. Which is not entirely offensive if you are standing firmly upon solid ground of your own identity. I, on the other hand, was slithering in and out of the muck of self-doubt at a velocity which was steering me toward the rim of hysteria” (39). In Janes Verunsicherung über ihre eigene Identität und ihren Platz in der Gesellschaft zeigt sich immer wieder die fortdauernde Macht eines *authoritative discourse* über *Weiblichkeit*, der Frauen als Müttern eine soziale Nebenrolle zuweist.

Als James sein Studium beendet, zieht die Familie nach New York und Jane muss ihr Leben als Mutter ein weiteres Mal neu ordnen. Nach einer kurzen unglücklichen Phase, in der sie sich traditionellen Rollenerwartungen fügt und meint, nur als Hausfrau und Mutter den Ansprüchen Benjamins gerecht werden zu können, rückt die Frage der Kinderbetreuung – ein zentrales Thema feministischer Debatten in den siebziger Jahren – für Jane als Schlüssel zur Antwort all ihrer Probleme in den Mittelpunkt.:

We the middle-class mothers of America, are probably the only grown women who have ever been told to stay home and give all of our energies to caring for one or two children. [...] in order to seem to be engaged in life, we play with our children – for we have been convinced that they require every ounce of our waking energy in order to grow. We pretend that they need us, when it is really we who need them. And we continue to believe the lies we are told about the needs of little children and the instincts of mothers. Who would take care of them if we did not? (106-105)

Wieder einmal werden ihre Schwierigkeiten deutlich, sich von ihrem Sohn abzugrenzen und eigene Interessen zu verfolgen. Tief in ihrem Inneren klingen auch in Jane die Stimmen eines alten *authoritative discourse*, der allein die Mutter als geeignete Erziehungsperson für ein Kind betrachtet. Erst als ihr Vater ihr anbietet, seinen Enkelsohn zweimal in der Woche zu beaufsichtigen, kann sie sich entschließen, ihr Anthropologiestudium fortzusetzen.

Das wissenschaftliche Arbeiten bringt Jane Befriedigung, aber nun beginnt ihre finanzielle Abhängigkeit sie zu belasten. Auch James äußert seinen Unmut über dieses Ungleichgewicht: “Well, you have to make money eventually. If I’m supposed to learn to be a responsible father from a feminist point of view, I

shouldn't be expected to be the sole support of the family" (119). Erneut wird ihre Ehe, in dem Versuch mit alten Geschlechterrollen zu brechen, auf eine harte Probe gestellt, denn Jane fühlt sich in der Komplexität ihrer Probleme – Schreiben, Geldverdienen und Muttersein zu vereinen – und in ihrer Suche nach der perfekten Lösung für sich nicht von ihrem Mann verstanden: "A situation where I could leave my child and then do my work" (119). Nur durch die gegenseitige Bereitschaft, den Anderen so zu akzeptieren, wie er ist, und ihn zu schätzen, gelingt es den beiden, ihre Konflikte auszuhalten: "I saw more clearly where we stood; I no longer expected us to be the same." (122).

Nach dem Tod ihres Vaters ist Jane letztlich doch gezwungen, die Erziehung Benjamins in öffentliche Hände zu geben. Dabei quälen sie weiter ihre Ängste, sich von Benjamin zu trennen: "The ordinary idea of freedom was becoming less and less seductive to me. For freedom to do as I pleased meant doing without Benjamin. And that was very simply a tormenting thought" (131). Bei der Wahl der Tagesbetreuung für ihren Sohn stößt Jane auf die zusätzliche Schwierigkeit, dass sie Benjamin, als Kind einer weißen Mutter und eines schwarzen Vaters, vor Rassismus bewahren möchte. Viele der Einrichtungen erscheinen ihr in ihrer Gesinnung zu weiß oder zu schwarz. Erst ein privater Kindergarten, an dessen Gestaltung und Kinderbetreuung die Eltern aktiv teilhaben, erfüllt Janes Erwartungen. Sie genießt die Solidarität zwischen den Müttern, die die Kindertagesstätte gemeinsam aufbauen. Von James verlangt sie nach jahrelangem Kampf, ihn in die Erziehung von Benjamin gleichberechtigt zu integrieren, nicht mehr, sie in diesem Projekt zu unterstützen. Andere Väter, die sporadisch daran mitwirken, empfindet sie sogar als Störung der weiblichen Eintracht, die ohne sexuelle Spannungen zwischen den Geschlechtern und Rückfälle in traditionelles Rollenverhalten auskommt.

In dieser Situation wird die Macht alter Geschlechterhierarchien deutlich. So arrangieren sich die jungen Mütter damit, dass letztlich doch allein sie für die Betreuung ihrer Kinder und für die Wahl wie auch den Aufbau ihres Kindergartens zuständig sind. Verändert hat sich für Jane und ihre Mitstreiterinnen allerdings, dass sie sich nach dieser Erkenntnis nicht mehr mit ihren Problemen allein und isoliert fühlen, sondern dass sie sich zusammengeschlossen haben.

Nachdem Benjamin tagsüber betreut wird, genießt Jane entgegen ihren Erwartungen die Zeit für sich. Alleine vor dem Spiegel kann sie das erste Mal

motherwoman und *girlwoman* gleichzeitig in sich sehen: “That body is a woman’s, I said, surprised after all these years that it was no longer an eighteen-year-old girl’s. / That woman is me. Benjamin’s mother. I wonder what happened to the girl? / There she is, dummy, right there in the mirror, I said, mimicking Benjamin’s voice as I went to my desk” (154). In diesem Moment, in dem *mother-* und *girlwoman* zu einer Person werden, beginnt Jane, ihre Mutterschaft zu genießen. Außerdem erlebt sie vor dem Spiegel erstmalig das Gefühl einer relationalen Autonomie im Sinne Chodorows: Sie fühlt sich im Alleinsein und in Abwesenheit ihres Sohnes in positiver Verbindung mit ihm. Jane erkennt, dass sie für die *motherwoman*, die ihr Kind nach ihren besten Kräften versorgt, die *girlwoman*, die sich nach Zeit für sich und ihre schriftstellerische Arbeit sehnt, nicht opfern muss. Sara Ruddick betrachtet in ihrem Vorwort für *The Mother Knot* die Stunden, die Jane ohne Kind ihrer Arbeit widmet, – wie auch Chodorow – als Grundlage zur Entwicklung einer stabilen emotionalen Bindung an Benjamin. Aus ihrer neuen Zufriedenheit heraus gesteht Jane sich ein, dass ihre Liebe zu ihrem Sohn erst wachsen musste. Sie findet Worte für einen *internally persuasive discourse*, in dem Mutterliebe keine automatische biologische Reaktion auf die Geburt eines Kindes ist. Stattdessen setzt sie ihre Zuneigung zu ihm mit ihrer Liebe zu sich selbst gleich: “In both cases, love had struggled toward definition, had grown out of confusion, knowledge, misery and necessity” (156).

Doch trotz dieser neuen Wahrnehmung ihrer Rolle und Verantwortung als Mutter verfolgen Jane immer wieder Schuldgefühle, wenn Benjamin beim Abschied im Kindergarten weint. Ruddick ordnet diesen Konflikt Janes in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang und macht darauf aufmerksam, dass hier wieder einmal die Ansicht sogenannter Experten, die sich auf die Macht traditioneller *authoritative discourses* über Kindererziehung stützen und Mutterschaft als eine Vollzeitbeschäftigung definieren, es jungen Müttern schwer macht, mit gutem Gewissen Lebensmodelle zu erproben, die ihnen eine größere Unabhängigkeit von ihrem Kind zugestehen:

Like any workers, mothers need to learn what their work demands and permits. This is difficult when the work is systematically misdescribed by many of those who speak as ‘experts.’ Often mothers are led to believe that their work demands fulltime commitment of their energy to meeting the needs of one or two healthy children. Although a glance at children or at social history would reveal this to be false, it is hard to resist prevailing ideology when your child bewails your absence. (xiii)

Auch andere Mütter auf dem Spielplatz, die ihre Entscheidung verurteilen, Benjamin abzugeben und zu arbeiten, verunsichern Jane. Sie kommt nicht umhin, ihnen Respekt für ihre unbezahlte Arbeit und Leistungen in der Kindererziehung zu zollen. So sehr Jane in der Art dieser Mütter zu leben die Gefahr sieht, durch Selbstaufgabe für die Kinder seelisch zum Krüppel zu werden, so sehr empfindet sie es auch als Ungerechtigkeit, dass Gesellschaft und Frauenbewegung der Arbeit der Vollzeitmütter nicht genug Achtung schenken:

They do a hard day's work for which they ought to be paid. They spend years of their lives giving to others, and if they endeavor sometimes leaves them crippled, it also leaves them enhanced, graced with a certain knowledge of human growth and feeling which can be starkly realistic at least as often as it is drenched in illusion. And as often as their sacrifices create the insidious damages which result from martyrdom, they create strong, well-loved men and women prepared to give birth to the next generation. If only those expert mothers might give to many children, more than just their own. Instead they have been robbed of self-respect by a society which idolizes and damns them, and most recently the women's movement too. (162)

Jane fragt sich trotz dieser differenzierten Sicht auf die Rolle der Mutter in der Gesellschaft, ob Mütter, die ihre Zeit hauptsächlich ihren Kindern widmen, nicht aus Angst davor, sich eine eigene unabhängige Existenz aufzubauen, an traditionellen Rollenmustern festhalten. Das ausführliche Abwägen unterschiedlicher Modelle weiblicher Existenz macht das politische Anliegen von *The Mother Knot*, *Weiblichkeit* als individuelles Lebenskonzept zu propagieren, deutlich.

Obwohl das traditionelle Bild der Frau als Hausfrau und Mutter weiterhin eine große Wirkung auf Janes Selbstauffassung hat, steht sie ebenfalls unter dem Einfluss der Weiblichkeitsideale eines feministischen Diskurses, der für Frauen zusätzlich zur Mutterrolle die Ausübung einer eigenständigen Berufstätigkeit verlangt. Und auch dieser Diskurs übte Druck auf junge Mütter aus, die sich zwar in weiten Teilen mit dem neuen feministischen Frauenbild identifizierten, sich aber ohne berufliche Verpflichtungen auf die Erziehung ihrer Kinder konzentrieren wollten. Vollzeitmütter fanden im feministischen Umfeld der siebziger Jahre nur schwerlich Anerkennung. Jane muss sich also mit zwei gegensätzlichen gesellschaftlichen Diskursen in Bezug auf die Mutterrolle auseinandersetzen, die sie in gleicher Weise stark berühren. So belastet sie einerseits das aufopferungsvolle Mutterideal des *authoritative discourse*, das eine Mutter fordert, die für die Erziehung ihrer Kinder eigene Bedürfnisse in den Hintergrund stellt, konstant mit einem schlechten Gewissen, wenn sie eigenen Interessen nachgeht. Andererseits spürt sie, wie sehr ihr das feministische Anliegen, Muttersein und die Verwirkli-

chung beruflicher Interessen zu vereinen, entspricht. Im Widerstreit traditioneller Weiblichkeitsideale des *authoritative discourse*, die bereits eine breite gesellschaftliche Anerkennung genießen, und feministischer Frauenbilder, die noch um gesellschaftliche Wertschätzung kämpfen und eher in einem *internally persuasive discourse* zu verorten sind, ist Jane gezwungen, aus der Erfahrung ihrer Mutterschaft heraus einen Weg zu finden, ihr Kind und sich selbst glücklich zu machen.

Nach reiflicher Überlegung findet sie eine ganz persönliche Lösung für ihre Zukunft als Mutter und berufstätige Frau. Jane bricht ihren Promotionsstudiengang in Anthropologie ab und konzentriert sich auf ihre schriftstellerische Karriere. Um sich aus der finanziellen Abhängigkeit von ihrem Mann zu befreien, bittet sie James um ein Darlehen, das sich auf einen gewissen Zeitraum beschränkt. Sollte es ihr nicht möglich sein, währenddessen als Schriftstellerin Geld zu verdienen, plant sie, sich selbst durch einen Job als Lehrerin an einer Highschool zu finanzieren. Auf diese Weise stellt Jane für sich eine Situation her, in der sie sich als Ehefrau, Mutter und Schriftstellerin unabhängig und anerkannt fühlt.

Am Ende des Romans empfindet Jane nicht mehr Mitleid, wenn sie schwangeren Frauen begegnet. Mit einer Vorstellung von Muttersein, das ihr inzwischen entspricht, verspürt sie sogar Eifersucht und den Wunsch nach einem zweiten Kind. In ihrem inneren Dialog darüber, was für eine Wirkung ein zweites Kind auf ihr Leben haben würde, werden allerdings abermals die ambivalenten Gefühle deutlich, die die Mutterrolle in Frauen auslösen kann. Während die *dark Lady*, die erwachsene Version der *girlwoman*, ihr den Verlust von Unabhängigkeit, die Einschränkung ihrer Berufstätigkeit, die Selbstzweifel und die physische Erschöpfung als Mutter vor Augen führt, beschreibt die *mother* die Anstrengung und die Freude, ein Kind zu einer selbstbewussten Persönlichkeit zu erziehen. Der *mother* fällt es nicht leicht, ihre Sicht in klare Worte zu fassen: "Being a mother is more than demanding routines, deeper than the oppressive details [...] My case is not so well put into words" (178-179). Sie betont die innere Reife, zu der die Mutterrolle führt. Am Ende des Dialogs streifen beide Gesprächspartnerinnen ihr Gesicht wie eine Maske ab und es wird sichtbar, dass die *dark Lady* in die Rolle der *mother* geschlüpft war und umgekehrt die *mother* in die Rolle der *dark Lady*. Auf diese Weise wird deutlich, dass *mother* und *dark Lady* Aspekte der Persönlichkeit Janes sind, die in engem Zusammenhang stehen. Keine kann für immer die Oberhand gewinnen. Dies führt zu einem Dialog, der sich immer weiter fortsetzt. Das

Mutterbild, das aus solch einem Zwiegespräch entsteht, berücksichtigt das gesamte Spektrum der Bedürfnisse, die Jane in der Mutterrolle hat. In der Tatsache, dass Janes Bild von sich als Mutter sich in einem Dialog ausdrückt, zeigt sich gleichzeitig, dass dieses Bild ständiger Bewegung zwischen verschiedenen Standpunkten und Überprüfung menschlicher Interessen ausgesetzt ist.

Nach der Geburt ihres zweiten Sohnes, die *The Mother Knot* einleitet, gerät so auch wieder eine *mother goddess* bzw. die Sehnsucht nach einer allmächtigen Mutter trotz ihrer eigenen Erfahrungen, die diesem Ideal widersprechen, in ihr inneres Abwägen der Mutterrolle:

And once again I tried to piece all of our expectations into the image of a beautiful woman whose being I would then don like a golden gown. I took Benjamin's fantasies, James embellished childhood memories and my own, the baby's satisfied face when he drank from my breast and the paintings of a thousand ethereal mothers and tried to weave them into a pattern of a strong but gentle amazon whose body I might gracefully inhabit. (9)

An dieser Stelle wird sichtbar, wie tief die Fantasie einer engelsgleichen omnipotenten Mutter in der Protagonistin verankert ist. Jane und ihrer Familie fällt es schwer, sich von dem Traum einer perfekten Mutter zu verabschieden, die allen Wünschen entspricht und dabei stark, ausgeglichen und gerecht bleibt. Mit dem Bild, in dem die Autorin Madonna und Amazone verwebt, entwirft sie eine Ikone der Unmöglichkeit, des Unerreichbaren. Auch in den 70er Jahren noch ist also eine junge Frau trotz der Bemühungen der feministischen Bewegung, traditionellen Weiblichkeitsbildern eine neue Richtung zu geben, in ihren Sehnsüchten und Erwartungen an sich selbst immer wieder durch das Ideal einer Mutter beeinflusst, die sich dem Glück ihrer Familie hingibt. Die wachsende Präsenz feministischer Diskurse erleichtert es Jane allerdings, ihre Überforderung in dieser Rolle zu akzeptieren und zu erkennen, dass dieses Mutterideal ihre menschlichen Fähigkeiten übersteigt. Dieses Anerkennen einer Unmöglichkeit ist es, die ihr den Weg in eine individuell gestaltete Mutterrolle öffnet.

Der Roman *The Mother Knot* schildert die Mutterrolle in ihrer gesamten Vielfalt. Jane setzt sich im Gegensatz zu den Protagonistinnen aus den Romanen der Jahrhundertwende mit sehr unterschiedlichen Weiblichkeitsbildern auseinander. Es stehen ihr traditionelle wie auch feministische Diskurse zur Identifikation zur Verfügung, die sie allerdings gleichzeitig in eine, von ihnen definierte, Frauenrolle drängen. Aus dieser Situation heraus, mit dem Bedürfnis nach gesellschaftlicher Anerkennung und dem Verlangen der eigenen Selbstverwirklichung,

gerät Jane in vielfältige Konfliktsituationen. Wahre Verbundenheit und soziale Akzeptanz verspürt sie mit Müttern, die ähnlich empfinden wie sie. Im Gegensatz zu Jane aus *The Yellow Wallpaper* und Edna aus *The Awakening* hat sie ein soziales Netz, in dem sie sich bestätigt fühlt. Bei James wiederum findet sie nur teilweise Verständnis für ihre Schwierigkeiten in der Bewältigung der Mutterrolle. Er achtet und respektiert sie aber in ihrer Persönlichkeit. Jane ist die erste Protagonistin aus den von mir bis jetzt analysierten Romanen, die in einer Beziehung zu einem Mann lebt, die von gegenseitigem Respekt geprägt ist. Ihre Ehe ist die Art einer Partnerschaft, nach der Marian aus *The Edible Woman* noch sucht.

Außerdem ist es eine Leistung von *The Mother Knot* aufzuzeigen, wie vielfältig und individuell die Bedürfnisse junger Mütter sind. Der Roman ruht sich nicht darauf aus, ein neues ausgrenzendes Mutterideal festzuschreiben. Ruddick weist darauf hin, dass Jane als einzelne Frau nicht für die Gesamtheit aller Mütter stehen kann: “mothers in their variety, cannot be represented by one character. She [Jane] does represent typical challenges of mothering life, and in her sustained growth as narrator and mother, she also represents its promise” (Ruddick viii). Die Mutterrolle, die Jane sich erarbeitet, ist nur eine von vielen Möglichkeiten, sich als Frau und Mutter eines Kindes zurechtzufinden. Ein solches Weiblichkeitskonzept regt eine neue Flexibilität der Kategorie *Weiblichkeit* an und fordert wie auch Chodorow, innerhalb dieser Kategorie Individualität zu berücksichtigen.

¹ Bis 1979 waren erstmalig mehr Frauen an amerikanischen Universitäten eingeschrieben als Männer und der Prozentsatz von Frauen in prestigeträchtigen Berufen wie Ingenieur, Arzt, Rechtsanwalt und Richter stieg deutlich sichtbar. Auch die U.S.-amerikanische Regierung reagierte auf den großen Einfluss des Feminismus und wirkte durch unterschiedliche Maßnahmen gegen die Diskriminierung der Frau an: “Between 1970 and 1975, a spate of congressional laws, court decisions, executive orders, and Labor Department directives gave official sanction to feminist demands [...] the federal government in a few years made more efforts to end sex discrimination than in the entirety of the nation’s history” (Woloch, *Women and Experience* 523).

² Sara Ruddick, Vorwort, *The Mother Knot*, Jane Lazarre (Boston: Beacon Press, 1986) vii-xix.

5.3.13 *Worlds Beyond My Control* (1991) – Jane Lazarre

In den achtziger Jahren, dem Handlungszeitraum von Lazarres *Worlds Beyond My Control*, war die U.S.-Frauenbewegung zwar noch auf der politischen Bühne präsent, aber ihr Zulauf und der Enthusiasmus für Reformen wie in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren sank. Viele Vorteile, die die Frauenbewegung erkämpft hatte, wurden schnell als normal hingenommen: “Young women coming of age in the 1970s and 1980s have access to sports programs, can take woman’s studies courses at school, have the option of being called *Ms.*, and can plan on careers as doctors, lawyers, engineers, or carpenters” (Ware 442). Obwohl Frauen in vielen gesellschaftlichen Bereichen noch immer benachteiligt waren, mussten die Feministinnen der sechziger und siebziger Jahre bei jungen Frauen in den achtziger Jahren im Angesicht neuer Problemstellungen für das Leben der weiblichen U.S.-Bevölkerung eine Müdigkeit feststellen, sich mit feministischen Themen auseinanderzusetzen.¹ Man sprach gar von einem *backlash* in der feministischen Bewegung,² der in dem Zuspruch vieler Frauen für die Aktivität rechtskonservativer Frauenorganisationen seinen Ausdruck fand. Der feministische Feldzug der siebziger Jahre führte in den achtziger Jahren zu einem erbitterten Machtkampf zwischen liberal feministischen Vertreterinnen der Frauenbewegung und traditionell konservativ eingestellten politischen Aktivistinnen, die Feminismus als eine Gefahr für traditionelle Familienwerte und Fraueninteressen sahen.³ Lazarres Roman sehe ich als ein Zeugnis dafür, dass trotz der Hindernisse, die sich in den achtziger und neunziger Jahren der Frauenbewegung in den Weg stellten, ihr feministisches Anliegen – hier in der Literatur – weiter vorangetrieben wurde.

Doch obwohl *Worlds Beyond My Control* wie *The Mother Knot* feministische Interessen verfolgt und aufgrund der stark autobiographischen Züge, die beide Romane Lazarres kennzeichnen – wie die Autorin haben beide Heldinnen zwei Söhne, sind mit einem Afroamerikaner verheiratet und leben in New York –, durchaus als eine Fortsetzung von Lazarres Werk aus den siebziger Jahren gesehen werden kann, wird auch hier der veränderte Status des Feminismus in den achtziger Jahren deutlich. Während Lazarre *The Mother Knot* noch durch das Vorwort von Ruddick und die Diskussion feministischer Themen innerhalb des Romans in politischen Aktivismus bettete, wird das feministische Bestreben von

Worlds Beyond My Control lediglich in der persönlichen Entwicklung der Heldin deutlich.

Im Unterschied zu *The Mother Knot* thematisiert Lazarre in *Worlds Beyond My Control* außerdem, dass sie diesen Roman zwischen Fakt und Fiktion schreibt. Dies tut sie, indem sie dieses Werk im Untertitel als Roman deklariert, ihre Protagonistin aber nach einer autobiographischen Stimme in der ersten Person suchen lässt. Lazarre spiegelt in *Worlds Beyond My Control* auf kreativer Ebene einen Trend in der Autobiographieforschung der achtziger und neunziger Jahre, nämlich die zuvor unbestrittene Polarität zwischen Wirklichkeit und Fiktion zu hinterfragen.⁴ Eine Annäherung an die literarische Gattung von *Worlds Beyond My Control* findet sich in der Autobiographiedefinition John Paul Eakins, der Autobiographie als den schöpferischen Akt einer Selbsterschaffung definiert, für den Fiktion und dargestellte Lebenswirklichkeit gleichzeitig relevant sind:

Autobiography offers the individual an opportunity to reify, to constitute, to create an identity precisely because referentiality is the *sine qua non* of such texts. However if the autobiographical process engaged in by the writer is not truly reversible in the case of the reader or the critic – that is, if the premise of autobiographical referentiality that we can move from knowledge of the text to knowledge of the self proves to be a fiction – the text becomes paradoxically not less precious but more: in making the text the autobiographer constructs a self that would not otherwise exist.⁵

Eine solche Selbsterschaffung findet in Lazarres Roman statt. Dabei geht es nicht mehr darum, zwischen Fakt und Fiktion zu unterscheiden, sondern dem Schaffensprozess eines Selbst zu folgen, das im Falle Lazarres als Mutter versucht, eine Identität zu bilden, die im Einklang mit den komplexen Zügen seiner Persönlichkeit steht. Im Sinne Eakins' trägt *Worlds Beyond My Control* also starke autobiographische Charakterzüge. Ich betrachte Lazarres Buch dennoch als eine Gratwanderung zwischen Roman und Autobiographie, da die Autorin sich immer wieder im Text und auch durch die Titulierung *a novel* von einem Wirklichkeitsbezug ihres Werks distanziert. Gleichwohl halte ich die Autobiographiedefinition Eakins für meine Analyse für sehr hilfreich, da sie mich darin bestätigt, im Folgenden Lazarres schöpferischen Prozess der Erschaffung eines Selbst zum Schwerpunkt meiner Untersuchung ihres Werks zu machen. Zum tiefenpsychologischen Verständnis dieser Selbstdefinition werde ich wie bei *The Mother Knot* auf die psychoanalytischen Erkenntnisse Chodorows zurückgreifen.

Auch in *Worlds Beyond My Control* steht der Separationsprozess der Heldin Julia von ihren Söhnen Daniel und Anthony im Teenageralter im Zentrum des

Romans. Obwohl die Protagonistin sich in diesem Werk Lazarres schon wesentlich stärker vom traditionellen Ideal der aufopferungsvollen Mutter distanziert hat und selbstverständlich einer eigenen beruflichen Tätigkeit nachgeht, arbeitet Lazarre auch hier die Schwierigkeit Julias heraus, sich von den Idealisierungen der Mutterrolle, die sich auf psychischer Ebene als Fantasien über die Allmacht der Mutter zeigen, zu lösen. Bei ihr geht es weniger darum, sich Raum für eigene Interessen neben den Kindern zu schaffen. Vielmehr bereitet es Julia Schwierigkeiten, ihre zwei Söhne in die erwachsene Unabhängigkeit zu entlassen und sich damit von der Vorstellung zu verabschieden, mit ihren Kindern in einer schützenden Symbiose leben zu können. In diesem Zusammenhang muss sie feststellen, wie stark sie der Fantasie einer *allmächtigen Mutter*, die durch anerkannte gesellschaftliche *authoritative discourses* bis heute unterstützt und ermutigt wird, nacheifert.

Zur Erklärung dieses psychischen Phänomens halte ich es an dieser Stelle für sinnvoll, nochmals auf Jessica Benjamin zur Erweiterung der psychoanalytischen Theorie Chodorows zurückzugreifen, da sie in ihrem Buch *Like Subjects, Love Objects* (1995)⁶ nicht nur auf die Entstehung der Fantasiegestalt der allmächtigen Mutter eingeht, sondern sich auch dezidiert damit auseinandersetzt, was Mütter an dieser Fantasie festhalten lässt. Benjamin betrachtet in ihrem Ansatz wie Chodorow die Allmachtsfantasien des Kindes als eine Reaktion auf die Auseinandersetzung mit dem Anderen bzw. als eine Auseinandersetzung des Kindes mit der Mutter und umgekehrt. Die Problematik, ob eine Mutter dem Kind wie eine allmächtige Person erscheint, macht Benjamin von der Fähigkeit einer Frau abhängig, sich von ihrem Nachwuchs abzugrenzen. “When the mother is unable to set a clear boundary for the child and to respect the child’s intentions and desire, she is likely to appear not as a person but as an all-powerful figure” (Benjamin, *Subjects Objects* 90). Außerdem arbeitet sie den Konflikt von Müttern heraus, für ihr Kind einerseits der allmächtigen Mutter nicht entsprechen zu können und zu wollen und andererseits selbst Fantasien eigener mütterlicher Vollkommenheit nachzuhängen. Genau dieser Punkt ist für die Analyse von *Worlds Beyond My Control* von Interesse. Die Wunschvorstellung einer allmächtigen Mutter bleibt laut Benjamin so verlockend, weil sie die Illusion der Möglichkeit einer vollkommenen Wunscherfüllung und Anerkennung erhält und gleichzeitig Schutz vor den Gefahren einer ungewissen Zukunft zu geben scheint. In Benjamins Ansatz wird folglich deutlich, dass die Fantasie einer perfekten

satz wird folglich deutlich, dass die Fantasie einer perfekten Mutter in engem Zusammenhang mit dem menschlichen Grundbedürfnis nach Sicherheit in einer unberechenbaren Welt steht. Die Erkenntnis, dass sie diese Sicherheit ihren Kindern nie wird geben können, ist das Ergebnis eines schwierigen Reifeprozesses, den Julia im Laufe des Romans durchläuft und gleichzeitig Teil eines *internally persuasive discourse*, der Müttern erlaubt, nicht perfekt zu sein.

Zu Beginn von *Worlds Beyond My Control* befindet sie sich in einer Lebenskrise. Trotz ihres nach außen hin geregelten Soziallebens mit Ehemann, Kindern und Freunden erlebt Julia immer wieder Momente extremer emotionaler Verwirrung und Verletzlichkeit: “she has always had trouble maintaining the proper distance. There’s always the pit of the crazy, wild, self-flagellating women, suddenly opened beside you, ready to gobble you up” (xi). Seit ihre Söhne beginnen, eigene Wege zu gehen, hat sie die Gewissheit über ihre Identität verloren. Julia ist sich ihrem Selbstverständnis als Mutter nicht mehr sicher, weil Daniel und Anthony immer weniger von ihr verlangen, was die Mutterrolle traditionell auszeichnet – die Fürsorge einer Mutter für ihre Kinder. Auch Lazarres Heldin der achtziger Jahre definiert sich also noch immer stark über ihre Bindung zu ihren Kindern. Außerdem sucht Julia im Angesicht rassistischer Anfeindungen gegenüber ihrer Familie nach einem Platz für sich außerhalb schwarzer und weißer Ethnie. Zwischen Mutter- und Nicht-mehr-Muttersein und schwarzer und weißer Identität fühlt Julia sich in einen Strudel der Orientierungslosigkeit gezogen:

She feels masked, colorless. Or multicolored, some combination outside the known spectrum with not name to hold her down.

This is her trouble. She cannot keep her mind on one thing. And the other trouble: she cannot let her children go gracefully any more than she welcomed them into her life with ease. Then, at least, she had convictions about her rights to this and that. Now, she must remain consciously focused [...] in order to retain for any decent period her own point of view. (xiv)

Hinzu kommt, dass Julia sich auch auf beruflicher Ebene – sie arbeitet als Schriftstellerin und unterrichtet kreatives Schreiben an einem College – ihren Allmachtsfantasien bewusst wird und sich dadurch desillusioniert fühlt: “I thought everything was possible. It was like believing in magic. [...] ‘Like the way I used to feel about my work? That I could change the world with my words. I don’t think that anymore” (29). Während ihre schriftstellerische Arbeit für sie zuvor eine Möglichkeit war, mit ihrer Umwelt in Dialog zu treten, empfindet sie ihr Schreiben plötzlich, als ob es einem Schweigen gleichkäme. Verwirrt und verzweifelt

sucht sie nach einer literarischen Form, sich verständlich zu machen: “In her notebooks, Julia is free from judgment of the world, but also of the demands of form that define fiction or memoir. Here, she writes haphazardly, with no attention to pattern, and that is the trouble. It is pattern she is after, a form within which someone else might understand” (xvi).⁷ Doch auch wenn das Schreiben sie quält, bleibt es für sie der einzige Weg, zu sich selbst zu finden. Jane in *The Mother Knot* gelangt ebenfalls nur im Einklang ihres Lebens als Mutter und ihrer schriftstellerischen Arbeit zu einer ausgeglichenen Seelenlage. In diesem Roman schildert Lazarre den Selbstfindungsprozess ihrer Protagonistin aber nicht explizit über ihre Tätigkeit als Autorin.⁸

Aus ihrer Angst sich bloßzustellen und auf der Suche nach einer Möglichkeit, ihre verzweifelte Situation zu kommunizieren, entscheidet Julia sich im ersten großen Abschnitt von *Worlds Beyond My Control* “A Slight Distortion of the Truth” (3) für den eingangs beschriebenen Grenzgang zwischen Fiktion und dargestellter Wirklichkeit:

This is a totally autobiographical story which will end up being a distortion of the truth because it is not about me, really. It’s about Julia.[...] This is the actual record of an important experience, but it’s not from my point of view. It’s from Julia’s point of view. And yet, I am going to try to tell the truth. (3)

Zu Beginn von *Worlds Beyond My Control* erklärt sie es sich zum Ziel, eine gefestigte Stimme zu finden. Dies versucht sie, indem sie sich ihrem eigenen Selbst aus einer Distanz nähert und die Erzählperspektive der dritten Person wählt: “The whole point of writing about myself, Julia, in the third person, as if I (she) were a character in a book, is to try yet another way of using words to strip away my own illusions. I am constantly putting experiences in the wrong categories” (8). Das Ich, das Lazarre/Julia nun entwirft, ist gezeichnet von den inneren Konflikten einer Frau, die Chodorow schon in *The Reproduction of Mothering* herausarbeitete. Obwohl der Heldin diese Konflikte teils bewusst sind, was auf ihre Kenntnis der feministischen Psychoanalyse hinweist, kann sie sich nicht von ihnen befreien. Es fällt Julia schwer, sich von den Mitgliedern ihrer Familie und auch von Freunden abzugrenzen. Dies zeigt sich einerseits in Julias schwierigem Trennungsprozess von ihren Söhnen, aber auch in ihrem Verantwortungsgefühl ihnen gegenüber, das Maße annimmt, die jenseits des Menschlichen liegen. So fühlt sie sich gemäß der Ideologie der perfekten Mutter verantwortlich dafür, dass Daniel an Diabetes erkrankt. Und sie sehnt sich, insbesondere wenn er abends

ausgeht und sie rassistische Übergriffe auf ihn fürchtet, nach einem Zustand, in dem sie ihren Söhnen allumfassenden Schutz gewähren könnte: “It’s not the babies she wants but the time she felt she could protect them from the world” (xiii).

Aber auch in Julias Beziehung zu ihrem Ehemann Bruce und ihrer Freundin Martha wird deutlich, wie schwer es ihr fällt, die Grenzen ihrer Mitmenschen anzuerkennen. Das Verhältnis zu Bruce leidet unter den Versuchen Julias, ihn zu vereinnahmen: “Along with their ardent attachment to each other, there is this stream of never-ending conflict. Her wanting him to be something he never can be. He feels bruised by all the years of it” (91). Martha hingegen hat Julia aus Selbstschutz die Freundschaft aufgekündigt. Ihre Freundin macht Julia darauf aufmerksam, dass sie in ihrer Gegenwart nicht mehr sie selbst sein kann: “I have to be myself. I’ve never been myself with you. You’re too strong and intense” (6). Umgekehrt hat Julia laut feministischer Psychoanalyse das frauentypische Problem, sich von ihren Kindern und ihrem Mann nicht wahrgenommen zu fühlen. Als sie ihre grauen Haare färbt, wartet sie vergebens auf Komplimente. Lazarre weist in *Worlds Beyond My Control* durch die Darstellung der psychischen und sozialen Schwierigkeiten ihrer Protagonistin darauf hin, dass Chodorows psychoanalytische Erkenntnisse aus den siebziger Jahren ihre Relevanz für die psychische Konstitution einer Frau in den achtziger Jahre nicht verloren haben. Obwohl Julia von ihrem Mann finanziell unabhängig ist und sie in ihrem Beruf Anerkennung findet, dominieren in ihrer Familie traditionelle soziale Strukturen – Julia ist trotz ihrer beruflichen Tätigkeit zusätzlich für Haushalt und Kindererziehung zuständig –, die dazu führen, dass ihr psychisches Leben immer noch wie auch von Jane aus *The Mother Knot* vom eigenen Individuationsprozess und dem ihrer Kinder geprägt ist.

In “A Slight Distortion of the Truth” entwickelt Julia zur Überwindung ihrer Unfähigkeit, eine Grenze zwischen sich und ihrer Umwelt zu ziehen, die Strategie sich zu kontrollieren: “A class well planned, an extra mile run around the park, a moment of anger controlled into silence – these achievements had replaced Julia’s dreams of glory” (29). Das hat zur Konsequenz, dass sie sich immer stärker isoliert und ihre Familie nicht mehr an ihrem Gefühlsleben teilhaben lässt. Statt Verbundenheit zu empfinden, scheint für sie nichts mehr in Verbindung zueinander zu stehen:

Every molecule of air between herself and the world felt as brittle as if she could feel what Anthony had informed her was the physical truth he had

learned in his biology class: that no one really touches anything or anyone. There is really a molecular wall, however infinitesimally slight, between the hand and the object it seems to be touching. (66)

Im zweiten Abschnitt "Julia's Notebook" (103) ändert Julia ihre Herangehensweise. Sie schreibt sich aus ihrem schriftstellerischen Schweigen, indem sie sich vom semi-autobiographischen Schreiben distanziert und die Gattung Tagebuch bzw. ihre Notizbücher als einen neuen Weg wählt, um sich selbst zu verstehen:

I fear the formlessness of this notebook because I am afraid of certain truths. Yet I need to know the truth with the sort of undeniable recognition that for me comes only with language. In all these stories I have constructed, paying careful attention to unity and shape, something has eluded me, some truth I am after, and I have seen that with all my controls, all my stories about control (though it was necessary for me to learn these things), I am in danger of creating a new mythology equally false to the mythology of emotional spontaneity I lived by once, Daniel, when you were small. (108)

Durch ihr Notizbuch erhofft Julia sich, in Tiefen ihres Selbst vorzustößen, die ihr zuvor durch ihr Beharren auf Kontrolle und eine äußere Form verborgen blieben. Um ihren Ängsten und Sehnsüchten auf den Grund zu gehen, wechselt Julia die Erzählperspektive von der dritten Person zur ersten Person. Dieser Wechsel der Erzählstimme deutet darauf hin, dass Julia bereit ist, in eine neue unmittelbarere Beziehung zu ihrem Selbst zu treten und sich nicht mehr hinter einer fiktiven Persönlichkeit zu verstecken. Nur der inoffizielle Charakter der Gattung Tagebuch, der sie als Autorin in diesem Metier davor schützt, aufgrund ihrer privaten Offenbarungen verurteilt zu werden, bietet ein letztes Refugium der Sicherheit vor dem kritischen Blick ihrer Umwelt, den sie immer noch fürchtet. Auf der Suche nach einer stabilen Identität definiert Julia den *plot* ihres Schreibens neu: "The central story is about change, how difficult even the smallest change of character can be, how we hold on tenaciously to what we are, knowing that land and sea can shift predictably around even the most apparently innocuous transformation" (105-106).

In "Julia's Notebook" bereitet Lazarre ihrer Heldin den Weg, ihr Selbst jenseits des Ideals der allmächtigen Mutter zu definieren. Entsprechend ihrem neuen *plot* ist Julia jetzt bereit, sich zu ändern, und stellt sich deshalb der Realität, dass sie weder in Einheit mit ihren Söhnen leben kann, noch dass sie eine perfekte Mutter war und ist. Als Anthony sie fragt: "What color am I, Mom?" (84) wird Julia in ihrer Antwort, in der sie ihre unterschiedliche Hautfarbe bestätigen muss, bewusst, dass ihr Sohn und sie zwei unterschiedliche Menschen sind. Sie fühlt

sich im Gegensatz zu ihm: “stark white and visible” (85). Es ist ihr in diesem Moment nicht mehr möglich, sich einfach nur als Mutter ihrer Kinder zu definieren und darin Sicherheit zu finden, wie sie es früher tat:

From the beginning, when they were infants in her arms, [...] she felt, in addition to whatever resentment of her chores, obligations, the endless attention they demanded, a sense of safety too whenever she was with them. She was no longer horribly visible – alone in the world – and no longer frighteningly invisible. She was Daniel’s, then Anthony’s, mother. (72)

Außerdem muss sie sich damit auseinandersetzen, dass ihre Söhne sie als vereinnehmend empfinden. Daniel erkennt die Sehnsucht von Julia danach, sein Leben zu kontrollieren, und widersetzt sich ihr: “You want to control everything, everyone. [...] You can’t have everything exactly the way you want it to be“ (119-118). Julia reagiert, indem sie versucht, die Leidenschaft, die sie für ihre Kinder empfindet, in den Griff zu bekommen: “An out-of-control mother [...] had to learn to shut her mouth” (109). Während sie sich als junge Frau über ihre mangelnde Fähigkeit sich zu kontrollieren definiert hatte und sich durch ihre emotionale Intensität stark fühlte, beginnt sie nun, diesen Teil ihrer Persönlichkeit in Frage zu stellen. Sie schämt sich für ihre Wutausbrüche gegenüber ihren Söhnen und gesteht sich ein, Fehler gemacht zu haben: “My lack of control, during those rages, was no lie. I did not know who was speaking through my mouth, but it didn’t feel like myself. I was, I thought then, taken over by some other voice, and there was no visible Julia to shut the mouth of the Julia who was doing the screaming” (114). Auch in ihrem Notizbuch hält Julia daran fest, dass nur Kontrolle ihre Probleme in ihrem Verhältnis zu ihren Kindern lösen kann. Allerdings bedeutet Kontrolle für sie nun nicht mehr allein emotionale Isolation, sondern darüber hinaus, sich zurückzunehmen und ihren Söhnen mehr Raum für eine unabhängige Existenz von ihr zu geben. Die Notwendigkeit dieses Bewusstseinsprozesses findet Unterstützung in der Theorie Chodorows. Nur wenn Mütter ihren Kindern die Möglichkeit geben, sich von ihnen zu lösen, können sie auch ihrerseits von ihnen als Individuen anerkannt werden. Julia erkennt zu diesem Zeitpunkt ihres Selbstfindungsprozesses, dass sie David und Anthony gehen lassen muss, hält aber noch immer an ihnen fest, um nicht die Fantasie einer Mutter-Kind-Bindung in vollkommener gegenseitiger Anerkennung aufgeben zu müssen:

Loving something (writing) and someone (children) closely identified with the self requires separation to survive whole: I must exist apart from it so that the inevitable losses, rejections, failures, will not kill me. But I resist: the distance robs me of ecstasy even as it frees me from imprisonment in the

infantile connection – the belief that I can be perfectly revealed, perfectly known. (129)

Benjamin erläutert in direktem Bezug zu *Worlds Beyond My Control*, dass die Aufgabe ihrer Allmachtsfantasien und des Traumes absoluter wechselseitiger Anerkennung für Julia zur wichtigsten Herausforderung und Grundlage wird, um die Trennung von ihren Söhnen und ihr Leben in einer widersprüchlichen und unvorhersehbaren Welt ertragen zu können: “Her challenge is to continue writing, loving, seeking recognition, in the absence of the fantasy mother-redeemer who would constitute that [perfect] world” (Benjamin, *Subjects Objects* 112).

In der Rolle der Tochter fällt es Julia leichter, sich vom Ideal der perfekten Mutter zu trennen. Als menschliches Wesen und Mutter mit Fehlern erkennt sie, wie einfach sie es sich gemacht hat, allein bei ihrer Mutter nach der Ursache eigener Fehlleistungen zu suchen:

What a relief it was to write of my mother’s early death when it seemed primarily an abandonment of me. How easy to write of one’s childhood, the time when I was acted upon, the hero in the story of the development of the self.

It would be easy to write in the voice of the daughter, finding causes in early deprivation to explain later faults. It is the mother’s voice that cracks gratefully with shame and chronic self-doubt. (116)

Lazarre spiegelt hier in der Literatur Chodorows These, dass es notwendig sei, sich aus der primären Identifikation mit der Mutter zu lösen, um ein eigenes unabhängiges Selbst definieren zu können. Dadurch dass Julia sich von der infantilen Erwartung, ihre Mutter hätte genau ihren Bedürfnissen entsprechen müssen, distanziert, geht sie einen wichtigen Schritt in Richtung der eigenen Absolution dafür, dass sie selbst als Mutter nicht nur im Einklang mit ihren Kindern gehandelt hat. Dies zeigt sich später in einer Kontemplation Julias über die Parallelen ihrer zwei großen Passionen Muttersein und Schreiben. Kontrolle und Leidenschaft schließen sich in diesen Gedankengängen Julias nicht mehr gegenseitig aus:

Both mothering and writing require that passion contained, domesticated by physical care or craft. [...] The softer, more restrained embrace will strengthen the child. In repeated, careful revisions of language, consciousness is deepened as the more precise words clarify beyond the original inspiration. Yet the child cannot be protected from knowing about the fiercer maternal passions. And the beautiful formalities and structures of prose can be used to hide the more disorganized truths of experience. (129-130)

Dennoch kämpft Julia am Ende von “Julia’s Notebook” mit der Erkenntnis, dass sie als Autorin und Mensch in dem Versuch, Kontrolle zu gewinnen, und dem Bewusstsein, Kontrolle zu verlieren, ihre einheitliche Stimme verloren hat. In

der Überwindung ihrer Allmachtsfantasien fühlt sie sich der Magie in ihrem Leben beraubt und zu Mittelmäßigkeit und Normalität verurteilt. Benjamin hingegen betont, dass die Dekonstruktion von Allmachtsfantasien nicht Desillusionierung zur Folge haben muss. Stattdessen sieht sie in einer gewissen Form der Trauerarbeit – in der anerkannt wird, dass der Andere nicht das Objekt ist, das ich anbede oder fürchte, sondern stattdessen als ein anderes Subjekt außerhalb der eigenen Fantasie wahrgenommen wird –, die Möglichkeit, Allmachtsbestrebungen in das Selbst zurückzunehmen und in dem intersubjektiven Raum der Verständigung, der dadurch entsteht, eine neue tröstende Kreativität zu finden: “Within the space between survival and loss, acknowledging our own propensity for adoration and dread, fantasy can become the medium of the self at play. That space of creative interchange offers consolation for the inevitable experience of leaving and losing the other, of not being, or having, everything” (Benjamin, *Omnipotent Mother* 113).

Zu einer solchen Form der Kreativität findet Julia im letzten Abschnitt von *Worlds Beyond My Control*, der den gleichen Titel wie Lazarres Buch selbst trägt. Hier findet sie zu der autobiographischen Stimme, die sie zu Beginn ihres Selbstfindungsprozesses noch suchte: “I am forty-five years old. I have two sons [...]” (155). Julia fühlt sich nun im Einklang mit sich selbst. Es gelingt ihr sogar, in der ersten Person über ihre emotionale Verwirrung und psychische Fragilität zu schreiben, ohne sich dafür zu schämen: “These boys had a far saner childhood than I did. They do not understand that feeling crazy is not always some monstrous, otherworldly state but can be simply a wild unfamiliarity with what others consider to be ordinary life” (173). Das heißt, sie beugt sich in ihrer Erzählperspektive nicht mehr einem *authoritative discourse*, der nur psychische Stabilität als normal definiert. Im Schreiben genießt sie die Weite des Raumes, die sie plötzlich um sich spürt. Julia behält sich allerdings vor, die Erzählperspektive der dritten Person weiterhin als Fluchtpunkt zu nutzen: “When she writes now she feels like that, increasing the space around her, making a place for something new. Now that she has nearly finished these stories Julia feels a mixture of fullness and hunger. By putting herself in the third person she somehow cheats the shaming, and she is free to retain and explore her own point of view” (171). Sprache ist für Julia zum Mittel einer neuen Selbstdefinition geworden und steht für sie nicht mehr für Kontrolle oder gar die Macht, die Welt zu verändern: “My words will

not control the world, not bring the dead to life, not even change the fate of my own flesh. There is more to reality than language” (174).

Auch ihren Söhnen gegenüber lässt Julia alte Kontrollbestrebungen los. Sie hört auf, Daniels Zuckerwerte zu überwachen und übergibt ihm selbst die Verantwortung für seine Gesundheit. Als er sie tatsächlich verlässt, um in einer anderen Stadt das College zu besuchen, ist Julia davon überrascht, dass nicht etwa Sorgen über Daniels Wohlergehen sie nachts wachhalten, sondern dass sie ruhig und fest schläft. Eine erleichternde Form der Resignation, ihren Sohn nicht vor Autounfällen oder ähnlichen Unglücken bewahren zu können, hat ihre Ängste verdrängt. Sie ist sogar bereit, ihre Ohnmächtigkeit, das Geschehen ihrer Umwelt zu lenken, bis zu ihrem eigenen Tod weiterzudenken: “She has no certain faith in any sort of immortality. Rather, she begins slowly but regularly to imagine dying so she can prepare. She discovers that just beyond the fear lies some extraordinary sympathy she can only call love, and this sympathy extends even as far as herself” (170).

Julia erlernt erst als Mutter fast erwachsener Söhne, sich selbst zu lieben und sich jenseits emotionaler Extreme zu begreifen. Dadurch, dass es ihr gelingt, sich der Realität einer unberechenbaren Welt zu stellen und die allmächtige Mutter als eine Fantasie zu entlarven, kann sie sich als Mensch ohne übernatürliche Kräfte und mit ihren Fehlern und Schwächen annehmen. Dies ermöglicht ihr, mit ihren Kindern in eine Beziehung zu treten, die von relationaler Autonomie geprägt ist. Sie muss ihre Söhne nicht mehr zur Beruhigung eigener Ängste an sich binden. Auch in *Worlds Beyond My Control* geht es also um die Anerkennung des Anderen außerhalb des eigenen Selbst.

Lazarre befreit die Frau als Mutter durch ihre genaue literarische Erforschung der Fantasie der *allmächtigen Mutter* und die Darstellung der Unmöglichkeit, dieses Ideal erfüllen zu können, von der Last, für ein perfektes Leben in einer perfekten Welt zu stehen. Sie bestätigt damit die Feststellung Ruddicks in ihrem Buch *Maternal Thinking*: “To give birth is to create a life that cannot be kept safe, whose unfolding cannot be controlled and whose eventual death is certain”.⁹

In *Worlds Beyond My Control* wird deutlich, dass Julia sich in ihrer sozialen Position als weiße Frau der gebildeten New Yorker Mittelschicht im ausklingenden 20. Jahrhundert in der privilegierten Lage befindet, weniger gegen äußere Umstände kämpfen zu müssen – die rassistischen Anfeindungen gegen sie und

ihre Familie bilden hier eine traurige Ausnahme –, die ihr Leben reglementieren, sondern vielmehr gegen innere. Im Angesicht der Verankerung der Fantasie der perfekten Mutter in *authoritative discourses*, die bis heute die Kategorie *Weiblichkeit* stark beeinflussen, plädiert Lazarre mit der Unterstützung der feministischen Psychoanalyse Chodorows vor allem dafür, Frauen als menschliche Individuen – ohne übernatürliche Kräfte – zu respektieren. Lazarre unterstreicht in ihrem Roman, dass das feministische Streben der sechziger und siebziger Jahre, *Weiblichkeit* neu zu definieren, um Frauen zu gesellschaftlicher Gleichberechtigung zu verhelfen, auch zum Ende des 20. Jahrhunderts noch nicht an Wichtigkeit verloren hat. Soziale und psychische Strukturen sind zwar im Wandel, haben aber noch lange nicht die Formen angenommen, die Chodorow als Grundlage zur Bildung neuer autonom-relationaler Beziehungen voraussetzt.

¹ So nahmen es diese jungen Frauen nicht zum Anlass, sich politisch zu organisieren, dass Frauen, obwohl sie längst nicht mehr als Randgruppe auf dem Arbeitsmarkt bezeichnet werden konnten, meist noch immer in ihrem finanziellen Status vom Gehalt ihres Ehemannes abhängig waren und die Mehrzahl von ihnen wie in den Jahrzehnten davor in typisch weiblichen Berufsfeldern wie Verkauf, Büro- und Sozialwesen arbeiteten. Auch das neue gesellschaftliche Phänomen der alleinerziehenden Mutter, die ohne oder mit wenig finanzieller Unterstützung ihres Ehemannes meist mit ihren Kindern in Armut lebte, führte nicht zu politischem Aufruhr. Vgl. Woloch, *Women and the American Experience* 531-533).

² Vgl. Susan Faludi, *Backlash: The Undeclared War Against American Women* (New York, London, Toronto, Sidney, Auckland: Anchor Books, 1992).

³ Vgl. Woloch, *Women and the American Experience* 528-536.

⁴ Vgl. Günter Niggel, „Nachwort zur Neuauflage“, *Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, ed. Günter Niggel (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998).

⁵ John Paul Eakin, *Fictions in Autobiography: Studies in the Art of Self-Invention* (Princeton: University Press, 1985) 26.

⁶ Jessica Benjamin. *Like Subjects, Love Objects*. New Haven und London: Yale University Press, 1995.

⁷ In Julias Angst, für die Schilderung ihrer verwirrten Gefühlslage von ihrer Umwelt verurteilt und als Individuum nicht ernst genommen zu werden, wird deutlich, dass sie auch zum Ende des 20. Jahrhunderts – wie Gilmans Jane aus der Jahrhundertwende –, von einem Diskurs in ihrer Persönlichkeitsentfaltung eingeschränkt wird, der Frauen seit der Hysterie-Epidemie im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in die Ecke des psychisch Labilen drängt.

⁸ Auf die Möglichkeit der Selbstfindung im kreativen Schaffensprozess weisen auch schon Chopin und Gilman zum Ende des 19. Jahrhunderts implizit hin. Zu dieser Zeit verhindern allerdings die gesellschaftlichen Umstände, dass Edna in der Malerei und Jane im Schreiben tatsächlich zu einem neuen Selbstverständnis und Lebenskonzept finden, das sie aus den restriktiven sozialen Strukturen befreit, die sie an ihrer Persönlichkeitsentwicklung hindern.

⁹ Sara Ruddick, *Maternal Thinking: Toward a Politics of Peace* (Boston: Beacon Press, 1989) 72.

5.3.14 *Unless* (2002) – Carol Shields

Ans Ende meiner Textanalysen stelle ich eine Reevaluierung der Kategorie *Weiblichkeit*, die die kanadische Autorin Carol Shields in ihrem Roman *Unless* – jetzt zu Beginn des 21. Jahrhunderts – vornimmt. Wie Lazarre formuliert auch sie *Weiblichkeit* im Kontext einer Mutter-Kind-Beziehung neu.¹ In *Unless* steht aber im Gegensatz zu *Worlds Beyond My Control* nicht die Überwindung mütterlicher Allmachtsfantasien im Zentrum des Geschehens, sondern vielmehr eine Neubewertung der Kategorie *Weiblichkeit*, ausgelöst durch eine traumatische Erfahrung weiblicher Unterdrückung und Marginalisierung. Im Generationenkonflikt zwischen Mutter und Tochter stellt Shields allgemein anerkannte Weiblichkeitsnormen und ihre Notwendigkeit radikal in Frage.

Nachdem in den neunziger Jahren ähnlich wie in den USA auch in Kanada Stimmen laut wurden, die das Ende des Feminismus und den Einzug in eine postfeministische Ära verkündeten,² bekennt Shields sich in *Unless* 2002 kurz vor ihrem Tod stärker denn je zum feministischen Projekt, Frauen eine Stimme zu geben. In ihrem letzten Werk bestätigt sich also Joan Sangsters Behauptung in “Women’s Activism and the State”, dass das Interesse der Frauenbewegung, soziale Veränderungen einzuleiten, in Kanada auch über die Jahrtausendwende hinaus Bestand haben wird.³ Die in Chicago geborene Shields sah sich insbesondere durch Betty Friedans *The Feminine Mystique* beeinflusst und verortet sich selbst in der literarischen Tradition Jane Austens. Wie sie zelebriert Shields in ihren Romanen Liebe, Ehe und Familienleben und entwickelt aus der Beobachtung sozialer Umstände im Privaten beißende Gesellschaftskritik des öffentlichen Lebens. Immer wieder wird Shields Prosa mit dem Genre *domestic fiction* oder der *comedy of manners*, für die Austen mit ihrem Werk steht, in Verbindung gebracht.⁴ Doch gerade *Unless* unterläuft die Definition der Sittenkomödie mit seinem tragischen Unterton. Christiane Struth lokalisiert diesen Roman von Shields vielmehr in den Konventionen des Realismus:

‘Literature is about the world,’ Shields once said in an interview, but this world is either slightly defamiliarised or depicted from an unusual angle [...] so that the reader can experience it afresh [...] fiction should present the reader with ordinary people [...] but on a different ‘plane of being,’ which fills the reader with an eerie sense of *déjà-vu* that can also be provocative and/or thought-provoking.⁵

Wie schon in der realistischen Literatur aus der Jahrhundertwende geht es also auch bei *Unless* darum, die fiktionale Störung des Vertrauten und Normalen zu untersuchen.

Shields konfrontiert Leserin und Protagonistin schon in Titulierung und erstem Kapitel des Romans mit einem Bruch dessen, was als gewöhnlich und selbstverständlich erscheint. Dies tut sie auf narrativer Ebene, indem sie Adverbien und Präpositionen als Titel und Kapitelüberschriften wählt. In der Tradition Emily Dickinsons – einem weiteren wichtigen Einfluss auf die Arbeit von Shields – reduziert die Romanautorin hier Sprache auf ihre Essenz und verdeutlicht, wie scheinbar unbedeutende Wörter zwischen einzelnen Ereignissen eine Verbindung und damit erst narrative Berührungspunkte und Bedeutung herstellen:

A life is full of isolated events, but these events, if they are to form a coherent narrative, require odd pieces of language to cement them together, little chips of grammar (mostly adverbs and prepositions) that are hard to define, since they are abstractions of location or relative position, words like *therefore, else, other, also, thereof, instead, otherwise, despite, already, and not yet*. (313)

Präpositionen und Adverbien beinhalten sprachlich die Möglichkeit eines Perspektivenwechsels – auch auf die Kategorie *Weiblichkeit*. Shields regt zu einem solchen Perspektivenwechsel an, indem sie ihren Roman mit dem *worry word* der englischen Sprache *unless* betitelt, gleichzeitig aber durch ihre Protagonistin darauf hinweist, dass dieses Wort den Weg aus der Sorge in eine Wahrnehmungsveränderung semantischer Zusammenhänge weisen kann: “*Unless* provides you with a trapdoor, a tunnel into the light, the reverse side of not enough. *Unless* keeps you from drowning in the presiding arrangements” (224).

Zu einem neuen Blick auf ihr Leben wird die Protagonistin Reta Winters durch den ungewöhnlichen wie dramatischen Umstand gezwungen, dass ihre älteste Tochter Norah von einem Tag auf den anderen aus ihrem geregelten Alltag an der Universität von Toronto verschwindet und einige Zeit später an einer Straßenecke als Obdachlose wieder entdeckt wird. Um den Hals trägt sie ein Schild mit der Aufschrift *Goodness*: “Norah sits cross-legged with a begging bowl in her lap and asks nothing of the world. Nine-tenths of what she gathers she distributes at the end of the day to other street people [...] Norah embodies invisibility and goodness, or at least she is on the path” (12). Trotz inständigen Drängens ihrer Familie, ihr Verhalten zu erklären und nach Hause zurückzukehren, schweigt Norah und weigert sich, ihren Platz auf der Straße zu verlassen. Mit dem Schicksal

ihrer Tochter konfrontiert, beginnt Reta sich zu fragen, was Norahs Beweggründe gewesen sein mögen, eine solche Lebensweise zu wählen.

Bevor ihre Tochter sich für die Obdachlosigkeit entscheidet, gleicht Retas Lebenssituation mit ihrem Mann Tom und den drei Töchtern im Teenageralter Norah, Natalie und Christine zumindest äußerlich stark der der Protagonistin aus *Worlds Beyond My Control*. Sie arbeitet als Übersetzerin und Schriftstellerin und vereinbart ihre Arbeit mit der Betreuung ihrer Familie. Im Gegensatz zu Julia fühlt sich Reta allerdings psychisch stabil. Trauer und Unglück nehmen in ihrem Leben einen sekundären Platz ein: “Two years ago I inhabited another kind of life in which I scarcely registered my notion of heartbreak. Hurt feelings, minor slights, minimal losses, small treacheries, even bad reviews – that’s what I thought sadness was made of: tragedy was someone not liking my book” (79). Reta hat sich mit der Übersetzung des Werks und der Autobiographie der bekannten feministischen Autorin Danielle Westerman und der Veröffentlichung eines eigenen Romans einen Namen gemacht. Sie lebt mit ihrer Familie in einem schönen Haus auf dem Land in der Nähe der Kleinstadt Orangetown eine Stunde von Toronto entfernt. Zu ihren Töchtern hat sie ein gutes Verhältnis. Außerdem führt sie eine glückliche Nicht-Ehe mit ihrem Mann Tom. Beide sehen sich in der Tradition der Freiheitsgedanken der 68er Bewegung:

We are, both of us, *soixante-huitards* in spirit, and I suppose we will remain so all our lives. In truth, I was only twelve years old in 1968, but the potential of rebellion had spiked me even then, what it could be used for or stored against and how we have to live inside history we’re given, but must resist, like radicals, being made into creatures of a mere era. (57)

Reta fühlt sich also als Kind der 60er Jahre als Rebellin und kritisch gegenüber konventionellen Wertvorstellungen.

Dass ihre Rebellion Grenzen hat, vermittelt Shields implizit, indem sie ihre Heldin wie nebenbei erläutern lässt, dass sie ihren Mann aus Überzeugung und als Statement gegen das Establishment zwar nicht geheiratet, aber dennoch seinen Nachnamen übernommen hat. Reta begründet diese Entscheidung damit, dass Tom und sie als Mrs. Summers und Mr. Winters – ihren Geburtsnamen – nicht dauerhaft Grund allgemeiner Belustigung sein wollten. Sie erwähnt aber nicht mit einem Wort, wieso nicht Tom ihren Namen annahm. Auch ihre schriftstellerische Tätigkeit ordnet sie gemäß traditioneller *authoritative discourses* über *Weiblichkeit* dem Familienleben unter: “My life as a writer and translator is my back story, as they say in the movie business; my front story is that I live in this house on a

hill with Tom and our girls and our seven-year-old retriever, Pet” (50). Ihre Selbstverwirklichung im Rahmen konventioneller Weiblichkeitsideale geht sogar so weit, dass ihre Tochter Christine sie auf ihre verklärte Sicht auf das Leben mit ihren Kindern aufmerksam macht: “‘You have this thing about revising history,’ she said. ‘You and your husband want us to believe we girls arrived in the world without causing too much fuss and bother’” (155).

Dass Norah sich von ihrer – scheinbar – heilen Welt distanziert, erschüttert Reta in ihrem Selbstverständnis aufs Tiefste. Auf der Suche nach der Ursache für den plötzlichen Gesinnungswandel ihrer Tochter rüttelt Reta das Urteil Danielle Westermans über den Zustand Norahs auf:

At least Danielle Westerman does not, like many of my acquaintances, refer to Norah’s behaviour as a ‘developmental stage.’ She believes that Norah has simply succumbed to the traditional refuge of women without power: she has accepted in its stead complete powerlessness, total passivity, a kind of impotent piety. In doing nothing, she has claimed everything. (104)

Reta kann sich der Argumentation Westermans nicht gleich öffnen, denn die französische alte Dame steht für sie zu Beginn des Romans für einen lebensfernen radikalen Feminismus: “How do I permit myself to live with a man? she’s asked me more than once. She’ll never understand how I’ve come to accept the tyranny of *pénétration*” (103).⁶ Sie weigert sich vorerst, ihre Tochter als Spielball gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu sehen: “I don’t want to think Norah is concerned with power or lack of power” (104). Dennoch werden Westermans Worte für sie im Laufe des Romans zur Bestätigung einer immer stärker ins Bewusstsein tretenden unheilvollen Ahnung, dass Norah vielleicht doch Opfer frauendiskriminierender gesellschaftlicher Umstände geworden sein könnte.

Bevor sie sich tatsächlich einem solchen Erklärungsansatz öffnet, muss sie einen ähnlichen Selbstfindungsprozess wie Julia durchlaufen, indem sie sich ihre eigene Machtlosigkeit, eine vollkommene Welt zu gestalten, eingesteht. Dazu gehört die Erkenntnis, nicht perfekt und für alle da sein zu können: “There will never be enough of Reta Winters for everyone who needs her” (84). Reta nimmt plötzlich wahr, dass sie durch das Putzen ihres Hauses versucht, ein Sicherheitsbedürfnis zu befriedigen, das nicht erfüllt werden kann: “I dust and polish this house of mine so that I’ll be able to seal it from damage” (61). Es steht weder in ihrer Macht, Norah zu retten, noch den Rest ihrer Familie vor jeglichem Unheil zu schützen. Wahre Erleichterung von dem Druck, mütterlicher Perfektion zu entsprechen, der für sie in engem Zusammenhang mit dem Anspruch steht, inneres

Glück und Ausgeglichenheit zu verkörpern, verschafft Reta sich auf der Damentoilette eines Torontoer Restaurants, als sie dem Graffiti an den Wänden hinzufügt: “My heart is broken!”(66). Das Unglück, das Reta über die Situation ihrer Tochter empfindet, wird für sie zu einem dunklen Schatten, der sich über das vordergründige Glück und die Sicherheit ihres Alltags legt und sie zwingt, das Leben in all seinen Facetten anzuerkennen:

At certain moments, for no reason – the smell of apple wood burning in the fireplace – I become convinced that everything is going to be all right. And then suddenly I will be thrown out of the circle of safety, aching all over with pain and feeling a fracture in my cone of consciousness, which is inhabited, every curve of it by the knowledge (that pale sustenance) that Norah, in the cold and snow of downtown Toronto, has gone as far away as she could. As was possible to go. (236)

Am stärksten spiegelt sich Retas veränderte Wahrnehmung in ihrer Arbeit als Schriftstellerin. Wie Julia aus *Worlds Beyond My Control* findet sie im kreativen Schreibprozess die Möglichkeit einer Neuorientierung.⁷ Auch sie schreibt sich aus dem Schweigen, indem sie ihr Leid über den Verlust ihrer Tochter und ihren wachsenden Unmut über die gesellschaftliche Benachteiligung der Frau in ihre Romane einfließen lässt. Ihr erstes Buch *My Thyme Is Up* verfasst Reta noch aus dem Lebensgefühl heraus, das vor Norahs Verschwinden ihren Alltag bestimmte: “I meant to write a jokey novel. A light novel. A novel for summertime, a book to read while seated in an Ikea wicker chair with the sun falling on the pages as faintly and evenly as human breath. Naturally the novel would have a happy ending” (14). Im Inhalt dieses Romans spiegelt sich noch ihr unerschütterter Glaube an das Gute im Leben und gleichzeitig ihre Schwierigkeit, seine dunklen Seiten darzustellen: “A reviewer writing about *My Thyme Is Up* two years ago charged its author – me – with being ‘good’ at happy moments but inept at the lower end of the keyboard” (107).

Während Reta nun an der Fortsetzung *Thyme in Bloom* arbeitet und ihre Lebensumstände sie dazu zwingen, Altbewährtes neu zu denken, ändert sich ihr Blick auf ihre Protagonistin. Angesichts ihres Unglücks über die Situation Norahs erscheint ihr Alicia fade und oberflächlich: “my two-dimensional pop-fiction airhead, Alicia” (162). Plötzlich sieht Reta nicht mehr, wie ursprünglich geplant, die Eheschließung von Heldin und Held als krönenden Abschluss ihres zweiten Romans. Stattdessen verlässt Reta in *Thyme in Bloom* den traditionellen *marriage plot* und bricht mit der vermeintlich logischen Entwicklung ihrer Charaktere. Reta macht Alicia nicht mehr zur unschuldigen Braut, sondern lässt sie ihr Verlo-

bungsversprechen brechen. Im Schreibprozess passt sie ihre Protagonistin ihrem eigenen neu gewonnen Weltbild und der Rolle der Frau in dieser Welt an. Reta konfrontiert Alicia mit der Frage, wie sie Kinderwunsch und berufliche Karriere vereinbaren kann. Realitätsferne infantile Fantasien einer perfekten Welt hat ihre geläuterte Heldin längst hinter sich gelassen: “[Alicia] is [...], a wide-awake woman who already understands that the universe is supremely insufficient” (205). Die neue Alicia stellt die moralischen Maßstäbe konventioneller Normen in Frage.

Am Ende von *Unless* plant Reta einen dritten Band ihrer Romanreihe mit dem Namen *Autumn Thyme*. In diesem Buch beabsichtigt sie, ihre Trauer und Resignation über die Situation der Frau zum Ausdruck zu bringen und gleichzeitig ihre Akzeptanz einer widersprüchlichen irrationalen Welt:

I want it to be a book that’s willing to live in one room if necessary. I want it to hold still like an oil painting, a painting titled: *Seated Woman. Woman at Rest* [...] It will be a sadder book than the others, and shorter [...] A certain amount of resignation, too, will attach itself to the pages of this third novel, a gift from Danielle Westerman, but also the heft of stamina. There you have it; stillness and power, sadness and resignation, contradictions and irrationality. Almost, you might say, the materials of a serious book. (319- 320)

Autumn Thyme skizziert Reta als ein künstlerisches Werk, das für sich allein stehen kann und nicht auf breite Anerkennung angewiesen ist. Mit diesem letzten Band ihrer Trilogie stellt sie sich bewusst in die feministische Tradition Westermans und versteckt sich nicht mehr hinter der beschwingten Leichtigkeit populärer Unterhaltungsliteratur.

Für ihre neue Themenwahl muss Reta kämpfen und sich gegen die Vorstellungen ihres neuen Verlegers durchsetzen. Er versucht, sie zu überreden, Alicia in *Thyme In Bloom* aus der Rolle der Heldin zu streichen und ihrem Verlobten Roman diesen Platz einzuräumen: “I am talking about Roman being the moral centre of this book, and Alicia, for all her charms, is not capable of that role, surely you can see that. She writes fashion articles. She talks to her cat. She does yoga. She makes rice casseroles” (285). Reta kann sich erst mit ihrer Version ihres Romans durchsetzen, als ein anerkannter Universitätsprofessor unerwartet ihr erstes Buch *My Thyme Is Up* neu entdeckt und als “brilliant tour de force” (318) lobt. Nach diesem Beweis männlicher Anerkennung vergisst der Verlag seine editorialen Vorbehalte.

Ihrem Ärger und ihrer Frustration über die fortdauernde Ignoranz gegenüber Frauen im literarischen Umfeld macht sich Reta in langen Beschwerdebriefen Luft. Immer wieder wird sie mit der Marginalität oder gar Abwesenheit von Frauen in unterschiedlichen wissenschaftlichen Bereichen konfrontiert, sei es in der Werbung für eine Hörbuchsammlung mit dem Titel *Great Minds of the Western Intellectual World* – nur Männer –, einer Buchrezension, die weibliche Schriftstellerinnen darauf reduziert “miniaturists of fiction” (247) zu sein oder einem Nachruf auf einen Collegeprofessor, dessen Universum aus den Werken männlicher Autoren und Komponisten bestand. Shields übt mit *Unless* scharfe Kritik an dem fortwährenden Ausschluss der Leistung weiblicher Autorinnen aus dem öffentlichen Diskurs und macht deutlich, wie stark diese Kritik auch heute noch einem Tabubruch gleicht. Denn obwohl Reta ihre Briefe in einer Welt männlicher Dominanz als Ventil dienen, um nicht den Verstand zu verlieren, schickt sie sie nicht ab: “I’ve written several letters this year to those who have outraged me in one way or another, but I have never mailed any of them or even signed them. This is because I don’t want to be killed” (309). Zu stark ist noch ihre Verunsicherung über ihr neu gewonnenes Weltbild und die Angst vor der Strafe gesellschaftlicher Verachtung und Bloßstellung:

I explain to her that I sometimes don’t believe what I write [...] Often, the next day, looking at what I’ve written, I’m left shaking my head: Who is the self-pitying harridan who has put down such words, who is the person writing pitiful letters to strangers? [...] So who is this madwoman, constructing a tottering fantasy of female exclusion and pinning it on her daughter? [...] I need to know that I’m not alone in what I apprehend, this awful incompleteness that has been alive inside me all this time but whose name I don’t dare say. I’m not ready to expose myself. (227)

Dass sie ihren letzten besorgten Brief mit ihrem vollständigen Namen und ihrer Adresse unterzeichnet, deutet auf Retas wachsende Bereitschaft hin, sich gegen die anhaltende Diskriminierung des weiblichen Geschlechts aufzulehnen. Ihre Sorge um die Position der Frau in der Gesellschaft und damit auch die Sorge um die Zukunft ihrer Töchter muss aber dennoch auch zur Jahrtausendwende vom 20. ins 21. Jahrhundert als ein *internally persuasive discourse* bezeichnet werden, dem es immer noch an breiter gesellschaftlicher Anerkennung mangelt.

Während ihrer kreativen Selbstfindung versucht Reta auch, Norahs Abkehr von ihr in einen narrativen Kontext zu bringen: “How did this part of the narrative happen? We know it didn’t arise out of the ordinary plot lines of a life story. An intelligent and beautiful girl from a loving family [...] goes off the track” (12-13).

Immer wieder kehrt Reta zu der Frage zurück, was Norah dazu bewegt haben mag, ihr Leben als junge Studentin so plötzlich aufzugeben. In *Thyme in Bloom* sinniert Reta im Deckmantel Alicias über die Aufschrift des Schildes, das Norah um den Hals trägt: *Goodness*. Als Alicia plant, ihre Verlobung zu lösen, stellt sie die moralische Wirkungsmacht dieses Wortes in Frage:

Goodness is not guaranteed. A life of principle requires practice, and although a lot of contractual morality has been worked out, people continue to make mistakes. Then goodness simply becomes a matter of what we wanted to do all along. Whatever is convenient. Face it, goodness has no force; none. Decadence and transgression and overturned promises do occur, all the time, in fact. (257)

Doch auch außerhalb ihres Romans setzt sich Reta mit dem Begriff *goodness* und seiner Bedeutung für ihr eigenes Leben auseinander. Für sie steht er in enger Verbindung mit der Tendenz von Frauen, sich so stark der gesellschaftlichen Norm anzupassen, dass sie sich selbst dabei auslöschen, und die eigene Stimme zu verlieren. “Norah embodies invisibility and goodness [...]” (12). Im Gegensatz zu Männern ist es Frauen nur gestattet, *goodness*, aber nicht *greatness* zu beanspruchen. Dass Frauen diesen Ausschluss von *greatness* oft sogar bewusst für sich wählen, bereitet Reta großes Unbehagen. Wie auch ihre Protagonistin muss sie feststellen, dass moralische Integrität – gut sein – im Gegenzug keine gute Welt garantiert. Dennoch hält Reta an der positiven Bedeutungsebene dieses Begriffes fest, nämlich wenn er den Respekt vor dem Anderen einschließt: “Goodness, that biddable creature, cannot be depended upon, not yet - I found that out. I have thrown myself into its sphere nevertheless. Goodness is respect that has been rarified and taken to a higher level. It has emptied itself of vengeance, which has no voice at all” (310). An dieser Stelle wird sichtbar, wie sehr das soziale Konstrukt der *guten Frau* Retas Selbstdefinition bestimmt.

Reta fürchtet, dass ihre Töchter und insbesondere Norah sich durch die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen in ihrer eigenen Lebensplanung entmutigen lassen: “My only hope is that my daughter [...] will not read this page and understand, as I have for the first time, how casually and completely she is shut out of the universe” (137). Sie ist verzweifelt über Norahs vermeintliche Selbstaufgabe. Die Lebenssituation ihrer ältesten Tochter lässt Reta ihren positiven Blick in die Zukunft verlieren:

I am a forty-four-year old woman who was under the impression that society was moving forward and who carries the belief in wholeness. Now, suddenly, I see it from the point of view of my nineteen-year-old daughter [...]

Women are forced into the position of complaining and needing comfort. What Norah wants is to belong to the whole world or at least to have, just for a moment, the taste of the whole world in her mouth. But she can't. So she won't. (165-166)

Reta macht sich große Vorwürfe, Norahs Leid nicht schon früher erkannt zu haben. Sie fühlt sich für den psychischen Zustand ihrer Tochter verantwortlich, da ihr erst spät ihre eigene Ausgrenzung und Marginalisierung als Frau bewusst wurde. Doch Hilde Staels weist darauf hin, dass Reta im Zuge ihres feministischen Erwachens das Verhalten ihrer Tochter missdeutet:

As an unreliable, because ignorant narrator, she endows her own daughter with a narrative identity and misinterprets her behaviour. [...] Though recognizing that Goodness is an arbitrary concept, Reta interprets the sign in terms of her preoccupation with the problem of female goodness, or women's automatic inclination towards passivity and silence as a result of their upbringing.⁸

Am Ende von *Unless* stellt sich der Auslöser für Norahs Rückzug aus ihrem alten Leben heraus: Sie musste mit ansehen, wie sich eine muslimische junge Frau mit Benzin übergoss, anzündete und starb. Als sie versuchte zu helfen, verbrannte sie sich selbst die Hände. Dieses dramatische Ereignis führte sie in einen Zustand traumatischen Schweigens.

Staels eigene Interpretation – die weitestgehend der von Retas Ehemann Tom entspricht – , Norahs ungewöhnliches Verhalten nach diesem Vorfall als Posttraumatische Belastungsstörung zu deuten, die von ihrem gesellschaftlichen Umfeld nicht verstanden wird, greift jedoch nicht weit genug. Shields lässt Raum für verschiedene Erklärungsansätze. So ist Retas intuitive Ahnung, ihre Tochter könnte auf gesellschaftliche Strukturen reagieren, die Frauen die Stimme nehmen und ihnen eine gleichberechtigte Existenz verweigern, nicht gänzlich falsch:

The problem is, I'm not sure I believe in the thunderclap of trauma [...] I don't actually say this aloud to Tom [...] Because Tom is a man, because I love him dearly, I haven't told him what I believe: that the world is split in two, between those who are handed power at birth [...] and those [...] like all of us who fall into the uncoded otherness in which the power to assert ourselves and claim our lives has been displaced by a compulsion to shut down our bodies and seal our mouths and be as nothing against the fireworks and streaking stars and blinding light of the Big Bang. That's the problem. (269-270)

Norah begegnet in ihrem Schweigen zwar nicht der Erkenntnis der eigenen Unterdrückung und Marginalisierung, aber der einer anderen Frau: "Norah's abandonment is not caused by a realization of her own speechlessness but by that of other women – especially women from other, less emancipated societies. "

(Struth 215). Norah ist von dem Freitod der jungen Muslimin so traumatisiert, dass es ihr nicht gelingt, dieses Erlebnis in einen narrativen Zusammenhang zu setzen.

Doch Reta entgeht tatsächlich, dass Norahs Reaktion auf den Tod der islamischen Frau einer Bekehrung zum Buddhismus gleicht und ihre Tochter damit die Kategorie *Weiblichkeit* aus einer ganz anderen Richtung hinterfragt. Norahs Leben auf der Straße und die Aufgabe ihres persönlichen Besitzes ähnelt dem eines buddhistischen Mönches, der für sein materielles Auskommen auf die Spenden seiner Mitmenschen angewiesen ist. Auch Norahs “project of self-extinction” (165), wie Reta es betitelt, findet sein Pendant in der buddhistischen Lehre: “All Buddhists have had one and the same *aim*, which is the ‘extinction of the self’, the dying out of separate individuality, and their teachings and practices have generally fostered such easily recognizable spiritual *virtues* as serenity, detachment, consideration and tenderness for others”.⁹ Erwachen heißt im Buddhismus, dass alle Verdinglichungen enden und dass es keine Spaltung mehr von Ich und Anderem gibt. Die Theorie eines Selbst als konstanten Wesenskern eines Menschen wird abgelehnt. Im buddhistischen Glauben wird davon ausgegangen, dass es keine konstanten Dinge oder Gegebenheiten gibt, sondern dass sich alles in einem ständigen Prozess des Entstehens und Vergehens befindet. Endgültige Wahrheiten können auf dieser religiösen Grundlage nicht formuliert werden.¹⁰ Wenn also Norah gegen eine extreme Form weiblichen Leidens – den Suizid der Muslimin – buddhistische *goodness* setzt, eröffnet Shields hier die Perspektive auf eine Daseinsform, in der gesellschaftliche Kategorien wie *Weiblichkeit* und Ab- und Ausgrenzung ihre Relevanz verlieren. Dass für ein solches Lebenskonzept noch nicht die Zeit gekommen ist – es vielleicht nur ein unerreichbarer Idealzustand sein kann – wird in *Unless* durch Norahs Rückkehr zu ihrer Familie deutlich. Hauslosigkeit und Selbstaufgabe werden für Norah nicht zur neuen Lebensform. Am Ende des Romans steht der Beginn ihrer körperlichen und seelischen Heilung im Kreise ihrer Angehörigen und es wird in Aussicht gestellt, dass sie ihr Studium wieder aufnimmt. Bedeutungsschwer betitelt Shields das letzte Kapitel ihres Romans mit “Not Yet” (313).

Dennoch kehren Mutter und Tochter beide auf ihre Weise geläutert in das Leben zurück, das ihnen zuvor normal erschien. Mit einer neuen Kenntnis ihres Selbst und einem neuen Bewusstsein für die Welt, die sie umgibt, können sie ihre

Zukunft neu gestalten. Shields erlaubt also trotz ihrer harten Kritik an der gesellschaftlichen Position der Frau in Toronto/Orangetown zur Jahrtausendwende die Hoffnung, dass Norah sich entgegen widriger Umstände als junge Frau weiter entfaltet. Mutter und Tochter lassen sich nicht durch die Erfahrung weiblicher Diskriminierung und Verzweiflung im Sinne Benjamins als Individuum zerstören. Gleichwohl stellt Shields die Notwendigkeit gesellschaftlicher Kategorien radikal in Frage und klagt ihre destruktive Macht über das Individuum an. Durch den Tod der Muslimin fordert sie die Leserin außerdem in Zeiten zunehmender Globalisierung dazu auf, *Weiblichkeit* nicht nur in den Grenzen der westlichen Kultur zu betrachten. Sie macht deutlich, wie stark weibliches Leben auch im frühen 21. Jahrhundert durch die Dominanz patriarchalischer Strukturen geprägt ist, die Frauen in ihrer Kreativität und Lebensgestaltung dem Mann unterordnen und ihnen die Stimme nehmen. Dies geschieht zur Jahrtausendwende in der westlichen Welt nicht mehr offensichtlich, indem Frauen der Zutritt zu Bildung und Beruf verwehrt wird. Sie werden auch nicht mehr durch restriktive soziale Regeln und Gesetze zur Ehe gezwungen. Die Diskriminierung der Frau findet in *Unless* ihren Ausdruck in einer Ignoranz des weiblichen Subjekts und seinem Beitrag zum sozialen Miteinander.

Im Laufe des Romans wird deutlich, dass es Shields vor allem darum geht, Frauen in ihrer Individualität eine Stimme zu geben. Nicht nur die Protagonistin und ihre Tochter können ihr Schweigen überwinden, auch Westerman und Retas Schwiegermutter Lois offenbaren sich in den letzten Seiten von *Unless*. Westerman überwindet ihr Zögern, ihr individuelles Trauma – die schwierige Beziehung zu ihrer Mutter – in ihre Autobiographie zu integrieren. Lois erklärt erstmalig, warum sie nach dem Verschwinden Norahs wie ihre Enkelin in Passivität und Stille flüchtete: Sie sieht sich und Norah als Opfer einer Gesellschaft, die Frauen dafür bestraft, wenn sie ihre Meinung äußern. Das Weiblichkeitskonzept, das Shields in *Unless* entwirft, wird durch einen Mehrklang unterschiedlicher Frauenstimmen bestimmt. Nur wenn die einzelne Frau Gehör und Anerkennung findet, kann *Weiblichkeit* zu einer Kategorie werden, die den Individuen, die ihr zugeordnet werden, gerecht wird. Shields weist durch den Entwicklungsprozess ihrer Heldin allerdings gleichzeitig auf die Verantwortung hin, in Zeiten, in denen die Gleichberechtigung der Geschlechter zum guten Umgangston gehört, als einzelne

Person den kritischen Blick auf das, was durch *authoritative discourses* als weiblich definiert wird, nicht zu verlieren.

- ¹ Ich möchte dadurch, dass die Heldinnen von *The Mother Knot*, *Worlds Beyond My Control* und *Unless* sich alle stark über ihre Rolle als Mutter definieren, nicht den Eindruck erwecken, dass ich der Ansicht wäre, dass Mutterschaft die zentrale Problematik weiblicher Selbstverwirklichung darstellt. *Gender* definiert sich, wie Chodorow auf psychoanalytischer Ebene erläuterte, für jedes Individuum immer wieder aufgrund sozialer und psychischer Umstände von Neuem ganz unterschiedlich.
- ² Vgl. Joan Sangster, "Women's Activism" 211.
- ³ Sangster, *Ibid.*
- ⁴ Vgl. Nora Foster Stovel, "'Moral Seriousness with Comic Drama': Austen's Legacy of Life, Love, and Laughter to Carol Shields", *Persuasions* 30 (2008): 88-100.
- ⁵ Christiane Struth, "Speaking from the Margins: Abandoned Women and Magical Realism in Carol Shields' Various Miracles and Unless", *Ahornblätter: Marburger Beiträge zur Kanada Forschung* 19 (2007): 207-231; 229.
- ⁶ Shields persifliert hier die feministische Theorie der Französin Luce Irigaray, in der *Männlichkeit* mit Penetration, Eingrenzung und Fülle in Verbindung gebracht wird und *Weiblichkeit* unter den derzeitigen gesellschaftlichen Machtverhältnissen als das beschrieben wird, in das eingedrungen wird und als das, was sich durch Fluidität und Mangel auszeichnet. Vgl. Luce Irigaray, *Speculum: Spiegel des anderen Geschlechts* (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1980).
- ⁷ Vgl. Stovel, "'Because She's a Woman': Myth and Metafiction in Carol Shields's *Unless*", *English Studies in Canada* 32.4 (2006): 51-73.
- ⁸ Hilde Staels, "Verbalisation of Loss in Carol Shields' *The Stone Diaries* and *Unless*", *Zeitschrift für Kanadastudien* 24.2 (2004): 118-131.
- ⁹ Edward Conze, *Buddhism: A Short History* (Oxford: Oneworld, 2008) xi.
- ¹⁰ Vgl. Peter Gäng, *Buddhismus* (Frankfurt und New York: Campus, 2002).

6 Schluss

Anhand der unterschiedlichen Textanalysen aus nordamerikanischer Literatur und internationaler Psychoanalyse wird deutlich, dass die Kategorie *Weiblichkeit* im Kulturkreis der westlichen Welt vom späten 19. Jahrhundert bis zum frühen 21. Jahrhundert ihren ausgrenzenden Charakter behält und bis heute stark von Weiblichkeitsidealen geprägt ist, die Frauen männlicher Dominanz unterordnen. Dennoch ist zu verzeichnen, dass der Begriff *Weiblichkeit* in seiner Bedeutungszuweisung zunehmend komplexer geworden ist. Im Zuge der Rivalität feministischer und traditioneller Diskurse hat sich im Sinne Engels eine Pluralität von Weiblichkeitsnormen entwickelt, die im gesellschaftlichen Feld in unterschiedlichen sozialen Kontexten gleichzeitig wirksam ist.

Im Dialog von *authoritative* und *internally persuasive discourses* gibt die für diese vorliegende Arbeit ausgewählte Literatur den Frauen eine Stimme, die außerhalb des Bereichs des Normalen *Weiblichkeit* hinterfragen. Ich sehe die untersuchten Romane und Kurzgeschichten quer durch das 20. Jahrhundert im Licht einer moralischen Funktion, nämlich der Individualität der einzelnen Frau Rechnung zu tragen und Weiblichkeitskonzepte zu entwickeln, die den Wandel diskriminierender patriarchalischer Differenzierungsmuster einleiten. Literatur wird aus dieser Perspektive wie auch in der Theorie de Lauretis' zu einem Werkzeug des feministischen Widerstandes. Der implizite Appell Henry James' in *The Portrait of a Lady* aus dem späten 19. Jahrhundert, *Weiblichkeit* neu zu verhandeln, findet in den darauf folgenden analysierten literarischen Texten einen Widerhall. Immer wieder werden die restriktiven sozialen Strukturen offengelegt, die Frauen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung einschränken. Die Kurzgeschichten Gilmans und Faulkners zeigen, wie rigide Weiblichkeitsnormen Frauen psychisch verletzen oder sie gar wie bei Chopin, Plath und Atwood existentiell bedrohen. Gleichzeitig entwerfen die Autoren jenseits der gesellschaftlichen Norm neue Lebensmodelle auf oder evozieren sie im Kopf der Leserin, so dass auch in dramatischen Handlungsverläufen ein Ausweg aus den alten Strukturen initiiert wird. Insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach dem Aufkommen des *Second Wave Feminism* werden die Bedingungen für diese Lebensmodelle von Lazarre und Shields immer klarer formuliert. Die Weiblichkeitsbegriffe, die in der Literatur zu verschiedenen Zeitpunkten des letzten Jahrhunderts konzipiert werden, verlangen

nach einer Kategorie *Weiblichkeit*, die sich dem Individuum öffnet und den Respekt vor den Anderen zur Grundlage hat. Bowles experimentiert hierzu schon in den vierziger Jahren in der Gestalt ihrer zwei Protagonistinnen mit einem Identitätskonzept, das durch ein kontinuierliches Verwerfen und Erschaffen neuer Lebensmodelle eine vereinheitlichende Definition weiblicher Existenz nicht mehr zulässt. Darüber hinaus weist Shields zur Jahrtausendwende in *Unless* im Zeichen buddhistischer *goodness* gar in eine Zukunft, in der Kategorien in der Auflösung zwischen dem Selbst und dem Anderem in einem Prozess ewigen Wandels ihre Bedeutung und ihre Macht über das Individuum verlieren.

Obwohl Kategorien in der psychoanalytischen Forschung elementares Instrument wissenschaftlichen Arbeitens sind und Vergleichbarkeit herstellen sowie individuelle Erfahrung intelligibel machen, geraten auch hier Klassifizierungsmuster, die das Individuum in seiner Persönlichkeitsentfaltung reglementieren oder gar missachten, zunehmend in die Kritik. Entgegen den essentialistisch geprägten Weiblichkeitsdefinitionen von Freud und auch Horney wurden insbesondere seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts neue Weiblichkeitsentwürfe entwickelt, die den Erwerb einer Genderidentität auf der Grundlage eines Geflechts linguistischer, sozialer und psychischer Faktoren definieren. Während Lacan den Begriff *die Frau* als ein sprachliches Konstrukt entlarvt, das längst nicht ausreicht, um das weibliche Individuum in seiner Komplexität zu erfassen, distanziert sich Chodorow in der feministischen Psychoanalyse noch stärker von den präskriptiven psychoanalytischen Denkmodellen des frühen 20. Jahrhunderts. Ihre Forschung ist darauf fokussiert, den Wandel der sozialpsychischen Prozesse deskriptiv zu erfassen, die ein Individuum dazu veranlassen, ein weibliches oder männliches Selbstverständnis zu entwickeln. Gleichzeitig entwerfen Chodorow und Benjamin in ihren Theorien Idealzustände zwischenmenschlicher und psychischer Interaktion, die sie als einen Weg aus dem bestehenden Ungleichgewicht des Machtverhältnisses zwischen Mann und Frau vorschlagen. Wie Shields in der Literatur befürwortet auch Chodorow in der Psychoanalyse einen Perspektivenwechsel auf die Kategorie *Weiblichkeit*, indem sie anregt, das Hauptaugenmerk nicht mehr auf die Differenz zwischen den Geschlechtern, sondern auf den Zustand einer Verbundenheit im Getrenntsein zu lenken. Anstatt universale Konzepte für die psychische Entwicklung weiblicher und männlicher Identität zu erarbeiten, unterstreicht Chodorow die Notwendigkeit, Gendererwerb individuell zu un-

tersuchen. Auch sie stellt mit dieser Herangehensweise die Funktion von Geschlechterkategorien in Frage, weist aber gleichzeitig auf ihre wissenschaftliche Notwendigkeit hin. Damit das Individuum in Klassifizierungsmustern wie Kategorien ganzen Respekt erfährt, fordert Chodorow deshalb übergreifend die Anerkennung des Anderen als Subjekt. Auch hier berühren sich literarische und psychoanalytische Weiblichkeitsentwürfe.

Da ich Kategorisierung als grundlegendes Element des menschlichen Wahrnehmungsprozesses und als Orientierungshilfe betrachte, sehe ich vor allem in der Arbeit an einer Umwandlung sozialer Klassifikationen die Möglichkeit, dem Spannungsverhältnis zwischen individueller Selbstwahrnehmung und gesellschaftlicher Zuordnung entgegenzuwirken. Im Sinne Engels und Butlers trete ich für eine Resignifikation der Kategorie *Weiblichkeit* ein, die die von Literatur und Psychoanalyse angeregte Anerkennung des Anderen beinhaltet und deren Grenzen sich für eine Vielzahl unterschiedlicher Individuen und Lebensmodelle öffnen. An diesem Resignifikationsprozess kann das Individuum im Rahmen seiner Wirkungsmacht gestaltend teilnehmen. Aus dieser Möglichkeit heraus betrachte ich die einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft in der ethischen gegenseitigen Verantwortung – die auch Chodorow und Benjamin in der Psychoanalyse erarbeiteten – den Anderen als Subjekt anzuerkennen oder wie es der Philosoph und Talmudgelehrte Emmanuel Lévinas formuliert: „Vor dem Anderen ist das Ich unendlich verantwortlich.“⁴¹ Darin sehe ich allerdings im Sinne Benjamins nicht nur wie bei Lévinas die Verantwortung, dem Anderen seinen Lebensraum zu gewähren, sondern auch die Verantwortung, für den Anderen zu überleben und sich nicht durch ihn zerstören zu lassen.

Um ein Individuum in seiner Subjektivität anerkennen zu können, unterstreicht Chodorow am Beispiel der Frau als Mutter, dass es vor allem als Mensch in all seinen Facetten wahrgenommen werden muss. Dieser Forderung aus der Psychoanalyse nach einer Vermenschlichung der Kategorie *Weiblichkeit* antwortet Butler in der Philosophie, indem sie die Vision einer *human category* entwirft, die *Weiblichkeit* und *Männlichkeit* einschließt. In dieser Kategorie *Menschlichkeit* sehe ich die Möglichkeit, den ethischen Ansprüchen aus Psychoanalyse und Literatur an eine neue Kategorie *Weiblichkeit* gerecht zu werden. Wie auch Chodorow schlägt Butler vor, anstatt Unterschiede zu zelebrieren, vielmehr Bedingungen zu schaffen, die auf einschließende Art und Weise Leben erhalten und schützen, ohne

Anpassung zum Ziel zu haben. In einer *human category* würden Geschlechternormen unter der Berücksichtigung des Respekts vor der Einzelperson eine Vielfalt unterschiedlicher Lebensmodelle im Raum des Menschlichen integrieren und dadurch die soziale Anerkennung des Individuums garantieren. Kategorien, die diesen Bedingungen entsprechen, sind nicht festgeschrieben und stehen in einem ständigen Prozess der Umwandlung. Zur Bestimmung der Normen, die eine *human category* definieren, schlägt Butler einen ständigen Prozess demokratischen Austausches vor. Die Angst vor der Unbestimmtheit und offenen Zukünftigkeit einer *vermenschlichten* Kategorie *Weiblichkeit* macht wiederum die von mir entwickelte Perspektive auf ein flexibles Kategorisieren ertragbar, das sich auf das von William James entwickelte Konzept des *belief* gründet. Der Glaube an eine resignifizierte Kategorie *Weiblichkeit* kann temporär die Angst vor einer ungewissen Zukunft beruhigen und Orientierung in einem pluralistischen Universum bieten.

Wie würde sich die von mir erarbeitete Form des Kategorisierens im Idealfall auf die Kategorie *Weiblichkeit* konkret auswirken? *Weiblichkeit* würde eine Pluralität von demokratischen Normen enthalten, die alle dem Prozess eines ständigen Hinterfragens und fortwährender Bewegung unterworfen wären. Es würden alle Individuen, die sich als weiblich definieren, in dieser flexiblen Kategorie eingeschlossen sein. Ein weiblicher Körper wäre keine Voraussetzung für eine gesellschaftlich akzeptierte weibliche Identität. Die verschiedensten Lebensformen hätten Raum im Weiblichen: Transsexualität, lesbische Liebe, heterosexuelle Liebe, Bisexualität, Frauen mit und ohne Kinderwunsch, Frauen, die sich im Beruf verwirklichen wollen oder nicht, psychisch gesunde und kranke Menschen. Bis zur Verwirklichung einer solchen vermenschlichten *Weiblichkeit* ist es noch ein langer Weg, da westliche Gesellschaftsformen bis heute stark von Ausgrenzung und der Angst vor dem fremden Anderen geprägt sind. Ich plädiere deshalb für einen Weiblichkeitsbegriff, der in einem fortwährenden Prozess gesteigerter Geistesgegenwart und Wachheit Gendernormen immer wieder neu hinterfragt, weiterentwickelt, austariert und neuen Bedürfnissen anpasst – für eine *Weiblichkeit*, die von dem Bewusstsein einer gegenseitigen emotionalen und sozialen Abhängigkeit aller und einer Verantwortung füreinander geprägt ist.

¹ Emmanuel Lévinas, *Die Spur des Anderen: Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*, Übers. und Ed. Wolfgang Nikolaus Krewani (Freiburg und München: Verlag Karl Alber, 1999) 225.

7 Literaturverzeichnis

7.1 Primärquellen Literatur:

- Atwood, Margaret. *The Edible Woman*. (1969). New York: Warner Books, 1989.
- Bowles, Jane. *Two Serious Ladies*. (1943). *My Sister's Hand in Mine*. New York: The Ecco Press, 1982. 3-201.
- Chopin, Kate. *The Awakening*. (1899). New York: Avon Books, 1972.
- Faulkner, William. "A Rose for Emily". (1930). *Collected Stories of William Faulkner*. New York: Random House, 1950. 119-130.
- Gilman, Charlotte Perkins. "The Yellow Wallpaper". (1892). *The Yellow Wallpaper and Other Writings by Charlotte Perkins Gilman*. Ed. Lynne Sharon Schwartz. New York: Bantam Books, 1989.
- James, Henry. *The Portrait of a Lady: An Authoritative Text, Henry James and the Novel, Reviews and Criticism*. (1881). Ed. Robert D. Bamberg. New York and London: W. W. Norton, 1995.
- Lazarre, Jane. *The Mother Knot*. (1976). Boston: Beacon Press, 1986.
- . *Worlds Beyond My Control*. New York: Dutton, 1991.
- Plath, Sylvia. "The Wishing Box". (1953). *Johnny Panic and the Bible of Dreams*. London: Faber and Faber, 1979. 48-55.
- Shields, Carol. *Unless*. London: Fourth Estate, 2003.

7.2 Primärquellen Psychoanalyse:

- Belenky, Mary, Blythe Clinchy, Nancy Goldberger, Jill Tarule. *Women's Ways of Knowing: The Development of Self, Voice, and Mind*. New York: Basic Books, 1986.
- Benjamin, Jessica. *Like Subjects, Love Objects: Essays on Recognition and Sexual Difference*. New Haven und London: Yale University Press, 1995.
- . *The Bonds of Love: Psychoanalysis, Feminism, and the Problem of Domination*. New York: Pantheon Books, 1988.
- . "Woman's Desire". *The Bonds of Love: Psychoanalysis, Feminism, and the Problem of Domination*. New York: Pantheon Books, 1988. 85-132.
- . *Shadow of the Other: Intersubjectivity and Gender in Psychoanalysis*. New York und London: Routledge, 1998.

- Chodorow, Nancy. *The Reproduction of Mothering: Psychoanalysis and the Sociology of Gender*. Berkeley, Los Angeles und London: University of California Press, 1978.
- . *Feminism and Psychoanalytic Theory*. New Haven und London: Yale University Press, 1989.
- . *Femininities, Masculinities, Sexualities: Freud and Beyond: The Blazer Lectures for 1990*. Lexington: Kentucky University Press, 1994.
- . *The Power of Feelings: Personal Meaning in Psychoanalysis, Gender and Culture*. New Haven und London: Yale University Press, 1999.
- Farnham, Marynia F. und Ferdinand Lundberg. *Modern Woman: The Lost Sex*. New York und London: Harper & Brothers Publishers, 1947.
- Freud, Sigmund. *Totem und Tabu*. (1913). *Gesammelte Werke*. Ed. Anna Freud ... [et al.]. Bd. 9. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 1973.
- . „Bruchstück einer Hysterie-Analyse“. (1905). *Gesammelte Werke*. Ed. Anna Freud ... [et al.]. Bd. 5. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 1972. 160-286.
- . „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“. (1905). *GW* Bd. 5. (1972). 27-145.
- . „Die infantile Genitalorganisation“. (1923). *GW* Bd. 13. (1967). 291-298.
- . „Das Tabu der Virginität“. (1918). *GW* Bd. 12. (1986). 161-180.
- . „Der Untergang des Ödipuskomplexes“. (1924). *GW* Bd. 13. (1967). 393-402.
- . „Die Weiblichkeit“. (1932). *GW* Bd. 15 (1999). 119-145.
- . „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“. (1925). *GW* Bd. 14. (1972), 17-30.
- . „Jenseits des Lustprinzips“. (1920). *GW* Bd. 13. (1967). 3-69.
- . „Über die weibliche Sexualität“. (1931). *GW* Bd. 14. (1972). 515-537.
- . „Wege der psychoanalytischen Therapie“. (1919). *GW* Bd. 12. (1986). 181-194.
- . „Zur Einführung in den Narzissmus“. (1914). *GW* Bd. 10. (1973). 137-170.
- . „Die endliche und die unendliche Analyse“. (1937). *Gesammelte Werke*. Ed. Anna Freud ... [et al.]. Bd. 16. London: Imago Publishing Co., Ltd., 1950. 59-99.
- . „Abriss der Psychoanalyse“. (1938). *GW* Bd. 17. (1946). 61-138.

- . „Das ökonomische Problem des Masochismus“. (1924). *GW* Bd. 13. (1967). 371-383.
- Gilligan, Carol. *In a Different Voice: Psychological Theory and Women's Development*. (1982). Cambridge und London: Harvard University Press, 1993.
- Guski, Rainer. *Wahrnehmung*. (1996). Stuttgart, Berlin und Köln: Kohlhammer, 2000.
- Horney, Karen. *Feminine Psychology*. (1922-1935). Ed. Harold Kelman. New York und London: W. W. Norton & Company, 1993.
- . “On the Genesis of the Castration Complex in Women”. (1922). Kelman 37-53.
- . “The Denial of the Vagina”. (1933). Kelman 147-161.
- . “The Dread of Woman”. (1932). Kelman 133-146.
- . “The Flight from Womanhood”. (1926). Kelman 54-70.
- . “The Problems of Marriage”. (1932). Kelman 119-132.
- . “The Problem of Feminine Masochism”. (1935). Kelman 214-233.
- James, William. *Pragmatism: A New Name for Some Old Ways of Thinking*. (1907). New York, London und Toronto: Longman's, Green and Co., 1948.
- . *The Principles of Psychology I*. (1890). London: Macmillan and Co., Limited, 1902.
- . *The Principles of Psychology II*. (1890). London: Macmillan and Co., Limited, 1902.
- . *The Will to Believe*. (1897). London, New York, Toronto, Longman, Green and Co., 1931.
- Kofman, Sarah. *The Enigma of Woman: Woman in Freud's Writing*. (1980). Übers. Catherine Porter. Ithaca und London: Cornell University Press, 1985.
- Lacan, Jacques. “Das Drängen des Buchstaben im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud“. (1957). *Schriften II*. Übers. und Ed. Norbert Haas. Weinheim und Berlin: Quadriga, 1991. 15-55.
- . „Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psyche vorausgeht“ (1955-56). *Schriften II*. Haas 61-118.
- . „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint“ (1947). *Schriften I*. Übers. und Ed. Norbert Haas. Weinheim und Berlin: Quadriga, 1991.

- „Die drei Zeiten des Ödipus“. (1958). *Das Seminar, Buch V - Die Bildung des Unbewussten*. Übers. Hans-Dieter Gondek. Wien: Verlag Turia + Kant, 2006. 209-230.
 - „Die väterliche Metapher“. (1958). Gondek 187-208.
 - „God and the Jouissance of The Woman.“ (1972-73). *Feminine Sexuality: Jacques Lacan and the École Freudienne*. Übers. Jacqueline Rose. Ed. Juliet Mitchell und Jacqueline Rose. London: Macmillan, 1990. 138-148.
 - „A Love Letter“. (1972-73). Mitchell and Rose 149-161.
 - „Guiding Remarks for a Congress on Feminine Sexuality“. (1958). Mitchell and Rose 86- 98.
 - „Intervention on Transference“. (1951). Mitchell and Rose 61-73.
 - „Seminar of 21 January 1975“. (1975). Mitchell und Rose 162-171.
 - „The Meaning of the Phallus“. (1958). Mitchell and Rose 74-85.
- Masters, William H. und Virginia E. Johnson. *Human Sexual Response*. Toronto und New York: Bantam Books, 1966.
- Mitchell, Juliet. *Psychoanalysis and Feminism*. London: Allen Lane, 1974.
- *Women: the Longest Revolution: Essays on Feminism, Literature and Psychoanalysis*. (1966). London: Virago Press, 1984.
- Pagel, Gerda. *Jacques Lacan zur Einführung*. (1989). Hamburg: Junius Verlag, 2007.
- Rohde-Dachser, Christa. *Expedition in den dunklen Kontinent: Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo, Hong Kong, Barcelona, Budapest: Springer-Verlag, 1991.
- Stoller, Robert. *Sex and Gender*. New York: Science House, 1968.
- Zimbardo, Philip G. *Psychologie*. Ed. Siegfried Hoppe-Graff und Barbara Keller. Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo, Hong Kong, Barcelona und Budapest: Springer-Verlag, 1992.

7.3 Sekundärquellen:

- Allen, Carolyn J. „The Narrative Erotics of *Two Serious Ladies*“. *A Tawdry Place of Salvation*. Ed. Jennie Skerl. Carbondale and Edwardsville: Southern Illinois University Press, 1997.
- Appignanesi, Lisa und John Forrester. *Freud's Women*. (1992). New York: Other Press, 2000.

- Bak, John S. "Escaping the Jaundiced Eye: Foucauldian Panopticism in Charlotte Perkins Gilman's 'The Yellow Wallpaper'". *Studies in Short Fiction* 31 (1994): 39-46.
- Bakhtin, M. M. "Discourse in the Novel". (1934-35). *The Dialogic Imagination*. Übers. Caryl Emerson und Michael Holquist. Ed. Michael Holquist. Austin: University of Texas Press, 1981. 259-422.
- . "From the Prehistory of Novelistic Discourse". Holquist 41-83.
- Bauer, Dale. *Feminist Dialogics: A Theory of Failed Community*. Albany: State University of New York Press, 1988.
- Bell, Millicent. "Isabel Archer and the Affronting of the Plot". (1991). *The Portrait of a Lady: An Authoritative Text, Henry James and the Novel, Reviews and Criticism*. Ed. Robert D. Bamberg. New York und London: W. W. Norton & Company, 1995. 748-783.
- Benhabib, Seyla, Judith Butler, Drucilla Cornell, Nancy Fraser. *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*. New York und London: Routledge, 1995.
- Benhabib, Seyla. "Feminism and Postmodernism: An Uneasy Alliance". Benhabib [et al.]. 17-34.
- . "Subjectivity, Historiography, and Politics". Benhabib [et al.] 107-125.
- Botta, Gabriele. *Henry James' Heldinnen: Fiktionale Gestaltung und pragmatische Ethik*. Würzburg: Königshausen und Neumann, 1993.
- Bourdieu, Pierre. "A Reflecting Story". Übers. Richard Nice. *Rediscovering History: Culture, Politics, and the Psyche*. Ed. Michael S. Roth. Stanford: Stanford University Press, 1994. 371-377.
- Braun, Christina von. *Nicht Ich*. (1985). Frankfurt a. M.: Neue Kritik, 1990.
- Bronfen, Elisabeth. *Sylvia Plath*. (1998). London: Northcote, 2004.
- Butler, Judith. *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of "Sex"*. New York und London: Routledge, 1993.
- . "Contingent Foundations: Feminism and the Question of Postmodernism." *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*. Seyla Benhabib [et al.]. New York und London: Routledge, 1995. 34-54.
- . "For a Careful Reading". Benhabib [et al.]. 127-143.
- . *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. London und New York: Routledge, Chapman & Hall, Inc., 1990.

- . “The End of Sexual Difference?”. *Feminist Consequences: Theory for the New Century*. Ed. Elisabeth Bronfen and Misha Kavka. New York: Columbia University Press, 2001. 415-434.
- . *Undoing Gender*. New York and London, Routledge, 2004.
- . “Variations on Sex and Gender: Beauvoir, Wittig, Foucault”. *Feminism as Critique: Essays on the Politics of Gender in Late-Capitalist Societies*. Ed. Seyla Benhabib und Drucilla Cornell. Cambridge: Polity Press, 1987. 128-142.
- Cargill, Oscar. *The Novels of Henry James*. New York: Macmillan, 1961.
- Clausius, Claudia. “A Rose for Emily: Faulknerian Construction of Meaning”. *Approaches to Teaching Faulkners The Sound and the Fury*. Ed. Stephen Hahn und Arthur F. Kinney. New York: The Modern Language Association of America, 1996.144-149.
- Comacchio, Cynthia R.. “Family and the Home.” *Framing Our Past: Canadian Women’s History in the Twentieth Century*. Ed. Sharon Anne Cook, Lorna R. McLean, and Kate O’Rourke. Montreal: McGill-Queen’s University Press, 2001. 75-81.
- Conze, Edward. *Buddhism: A Short History*. Oxford: Oneworld, 2008.
- Cook, Sharon Anne, Lorna R. McLean, and Kate O’Rourke, ed. *Framing Our Past: Canadian Women’s History in the Twentieth Century*. Montreal: McGill-Queen’s University Press, 2001.
- Dillon, Millicent. “Jane Bowles: Experiment as Character.” *Breaking the Sequence: Women’s Experimental Fiction*. Ed. Ellen G. Friedman und Miriam Fuchs. Princeton: Princeton University Press, 1989.
- . *A Little Original Sin: The Life and Work of Jane Bowles*. (1981). New York, London, Toronto, Sidney, Auckland: Anchor Books, 1990.
- Donaldson, Susan V. “Making a spectacle: Welty, Faulkner, and Southern Gothic.” *Mississippi Quarterly* 50.4 (fall1997): 567-83.
- Dorenkamp, Angela ... [et al.], Ed. *Images of Women in American Popular Culture*. (1985). Fort Worth: Harcourt Brace College Publishers, 1995.
- Eakin, John Paul. *Fictions in Autobiography: Studies in the Art of Self-Invention*. Princeton: University Press, 1985.

- Emerson, Ralph Waldo. "Nature". (1836). *The Norton Anthology of American Literature*. Ed. Nina Baym ...[et al.]. New York und London: W.W. Norton & Company, 1994. 993-1021.
- . "Self-Reliance." Baym ...[et al.] 1045-1062.
- Engel, Antke. *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt und New York: Campus Verlag, 2002.
- Faulkner, William. *Faulkner in the University: Class Conferences at the University of Virginia 1957-1958*. (1975-1958). Ed. Joseph L. Blotner und Frederick L. Gwynn. Charlottesville: The University of Virginia Press, 1959.
- Fetterley, Judith. *The Resisting Reader*. Bloomington and London: Indiana University Press, 1978.
- Firestone, Shulamith. *The Dialectic of Sex*. New York: William Morrow, 1970.
- Fluck, Winfried. *Inszenierte Wirklichkeit: Der amerikanische Realismus 1865-1900*. München: Fink, 1992.
- Fodaski Black, Martha. "The Quintessence of Chopinism". *Kate Chopin Reconsidered: Beyond the Bayou*. Ed. Linda S. Boren und Sara deSaussure Davis. Baton Rouge und London: Louisiana State University Press, 1992. 95-113.
- Foucault, Michel. *Archäologie des Wissens*. (1969). Übers. Ulrich Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1981.
- . *Der Wille zum Wissen*. (1976). Übers. Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1983.
- . *Die Ordnung des Diskurses*. (1972). Übers. Walter Seitter. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 2003.
- . "The Subject and Power". *Beyond Structuralism and Hermeneutics*. Ed. Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow. London: The Harvester Press, 1982. 208-226.
- . "Truth and Power". (1972-1977). *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings 1972-1977*. Übers. und Ed. Colin Gordon. New York und London: Harvester Wheatsheaf, 1980.109-133.
- . *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. (1975). Übers. Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1976.

- Fraser, Nancy. "False Antitheses: A Response to Seyla Benhabib and Judith Butler". *Feminist Contentions: A Philosophical Exchange*. Seyla Benhabib [et al.]. New York und London: Routledge, 1995. 59-74.
- Freadman, Richard. *Eliot, James and the Fictional Self*. Houndmills, Basingstoke, Hampshire und London: The Macmillan Press Ltd., 1986.
- Freeman, Barbara Claire. *The Feminine Sublime: Gender and Excess in Women's Fiction*. Berkeley, Los Angeles und London: University of California Press, 1995.
- Friedan, Betty. *The Feminine Mystique*. (1963). London: Victor Gollancz Ltd., 1971.
- Gäng, Peter. *Buddhismus*. Frankfurt und New York: Campus, 2002.
- Gass, William H. "The High Brutality of Good Intentions". (1958). *The Portrait of a Lady: An Authoritative Text, Henry James and the Novel, Reviews and Criticism*. Ed. Robert D. Bamberg. New York und London: W. W. Norton & Company, 1995.692-700.
- Gibson, Graeme. "Margaret Atwood". *Eleven Canadian Novelists*. Toronto: Anansi, 1973. 1-31.
- Grodtmann, Birgit. „Jane Bowles Werk als Weiblichkeit in der Schrift“. Magisterarbeit. Universität Hamburg, 1997.
- Habegger, Alfred. *Henry James and the "woman business"*. New York und Melbourne: Cambridge University Press, 1989.
- Hall, Stuart. *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*. Ed. Stuart Hall. London: Sage Publications Ltd., 1997.
- Haller, John S. Jr. und Robin M. Haller. *The Physician and Sexuality in Victorian America*. Urbana, Chicago und London: University of Illinois Press, 1974.
- Hammill, Faye. "My Own Life Will Never Be Enough for Me": Carol Shields as Biographer". *American Review of Canadian Studies* 32.1 (2002): 143-148.
- Herndl, Diane Price. *Invalid Women: Figuring Feminine Illness in American Fiction and Culture 1840-1940*. Chapel Hill und London: The University of North Carolina Press, 1993.
- Herrnstein-Smith, Barbara. *Poetic Closure: A Study of How Poems End*. Chicago und London: University of Chicago Press, 1968.

- Hof, Renate, und Hadumod Bußmann. *Genus: Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2005.
- Howe, Daniel W. "Victorian Culture in America". (1976). *Victorian America*. Ed. Daniel W. Howe. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1977.
- Irigaray, Luce. *Speculum: Spiegel des anderen Geschlechts*. (1974). Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1980.
- Jacobs, Dorothy H. "The Awakening: A Recognition of Confinement". *Kate Chopin Reconsidered: Beyond the Bayou*. Ed. Linda S. Boren und Sara de Saussure Davis. Baton Rouge und London: Louisiana State University Press, 1992. 80-94.
- Jehlen, Myra. "Archimedes and the Paradox of Feminist Criticism". *Feminisms: An Anthology of Literary Theory and Criticism*. (1981). Ed. Robyn R. Warhol und Diane Price Herndl. New Brunswick: Rutgers University Press, 1993. 75-96.
- Jolly, Roslyn. *Henry James: History, Narrative, Fiction*. Oxford: Oxford University Press, 1993.
- Keith, William John. *Introducing Margaret Atwood's The Edible Woman*. Toronto: ECW Press, 1989.
- Kessler, Suzanne J. and Wendy McKenna. *Gender: An Ethnomethodological Approach*. (1978). Chicago und London: The University of Chicago Press, 1985.
- Krook, Dorothea. *The Ordeal of Consciousness in Henry James*. London, New York und Ibadan: Cambridge University Press, 1962.
- Lakritz, Andrew M. "Jane Bowles Other World." *Old Maids to Radical Spinners: Unmarried Women in the Twentieth Century Novel*. Ed. Laura L. Doan. Urbana und Chicago: University of Illinois Press, 1991.
- Lange, Frauke. *Gehalt und Form von Moralität bei Henry James*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Lang, 1996.
- Lauretis, Theresa de. *Technologies of Gender: Essays on Theory, Film, and Fiction*. Bloomington and Indianapolis: Indiana University Press, 1987.
- . *Alice Doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema*. Bloomington: Indiana University Press, 1984.

- . *Feminist Studies/Critical Studies*. Ed. Theresa de Lauretis. Bloomington: Indiana University Press, 1986.
- Lévi-Strauss, Claude. *The Elementary Structures of Kinship*. Übers. James Harle Bell, John Richard von Sturmer und Rodney Needham. Boston: Beacon Press, 1969.
- Lévinas, Emmanuel. *Die Spur des Anderen: Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Übers. und Ed. Wolfgang Nikolaus Krewani. Freiburg und München: Verlag Karl Alber, 1999.
- Lorde, Audre. *The Audre Lorde Compendium*. London: Harper Collins Publishers, 1980.
- Luhmann, Niklas. „Frauen, Männer und George Spence Brown“. *Zeitschrift für Soziologie* 17 (1988): 47-71.
- McLay, Catherine. “The Dark Voyage: The Edible Woman as Romance“. *The Art of Margaret Atwood: : Essays in Criticism*. Ed. Arnold E. Davidson und Cathy N. Davidson. Toronto: House of Anansi Press Limited, 1981. 123-138.
- Millett, Kate. *Sexual Politics*. (1969). Garden City und New York: Doubleday & Company, Inc., 1970.
- Niggel, Günter. „Nachwort zur Neuausgabe“. *Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Ed. Günter Niggel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998.
- Northrop Frye, Herman. *Anatomy of Criticism*. New Jersey: Princeton University Press, 1957.
- Papke, Mary E. *Verging on the Abyss: The Social Fiction of Kate Chopin and Edith Wharton*. Westport: Greenwood Press, 1990.
- Ridgeway, Cecilia. „Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechterungleichheit in der Arbeitswelt“. (1997). *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Ed. Bettina Heintz. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2001. 250-275.
- Rubin, Gayle. “The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy‘ of Sex“. *Toward an Anthropology of Women*. Ed. Rayna R. Reiter. New York und London: Monthly Review Press, 1975. 157-210.
- Ruddick, Sara. Introduction. *The Mother Knot*. (1976). By Jane Lazarre. Boston: Beacon Press, 1986. vii-xix.

- . *Maternal Thinking: Toward a Politics of Peace*. Boston: Beacon Press, 1989.
- Sabiston, Elizabeth. "The Prison of Womanhood". *Comparative Literature* 25(1973): 336-351.
- Samuels, Charles Thomas. *The Ambiguity of Henry James*. Urbana, Chicago und London: University of Illinois Press, 1971.
- Sandler, Linda. "Interview with Atwood". *Malahat Review* 41 (1977): 7-27.
- Sangster, Joan. "Women's Activism and the State." *Framing Our Past: Canadian Women's History in the Twentieth Century*. Ed. Sharon Anne Cook, Lorna R. McLean, Kate O'Rourke. Montreal: McGill-Queen's University Press, 2001. 201- 211.
- Showalter, Elaine. *Sister's Choice: Tradition and Change in American Women's Writing*. (1991). Oxford und New York: Oxford University Press, 1994.
- . *Hystories: Hysterical Epidemics and Modern Culture*. (1997). London: Picador, 1998.
- Smith-Rosenberg, Carrol. *Disorderly Conduct: Visions of Gender in Victorian America*. New York: Alfred A. Knopf, Inc., 1985.
- Staels, Hilde. "Verbalisation of Loss in Carol Shields' *The Stone Diaries* and *Unless*." *Zeitschrift für Kanadastudien* 24.2 (2004): 118-131.
- Stovel, Nora Foster. "'Moral Seriousness with Comic Drama': Austen's Legacy of Life, Love, and Laughter to Carol Shields" *Persuasions* 30 (2008): 88-100.
- . "'Because She's a Woman': Myth and Metafiction in Carol Shields's *Unless*". *English Studies in Canada* 32.4 (2006): 51-73.
- Struth, Christiane. "Speaking from the Margins: Abandoned Women and Magical Realism in Carol Shields' *Various Miracles* and *Unless*". *Ahornblätter: Marburger Beiträge zur Kanada Forschung* 19 (2007): 207-231.
- Ulfig, Alexander. *Lexikon der philosophischen Begriffe*. Köln: Komet, 2003.
- Wagner-Martin, Linda. "Gilman's 'The Yellow Wallpaper': A Centenary". *Charlotte Perkins Gilman: The Woman and her Work*. Ed. Sheryl L. Meyering. Ann Arbor and London: UMI Research Press, 1989. 51-64.
- Ware, Susan. *Modern American Women: A Documentary History*. Chicago: The Dorsey Press, 1989.

- Wegelin, Christof. *The Image of Europe in Henry James*. Dallas: Southern Methodist University Press, 1958.
- Weinstein, Philip M. *Henry James and the Requirements of the Imagination*. Cambridge: Harvard University Press, 1971.
- Welter, Barbara. "The Cult of True Womanhood". (1966). *Women and Womanhood in America*. Ed. Ronald W. Hogeland. Lexington, Massachusetts, Toronto und London: D. C. Heath and Company, 1973. 103-113.
- Woloch, Nancy. *Women and the American Experience*. New York: McGraw-Hill, Inc., 1984.
- Woodcock, George. "Margaret Atwood: Poet as Novelist". *The World of Canadian Writing*. Vancouver: Douglas & McIntyre Ltd., 1980. 149-173.
- Wright, Elizabeth, Ed. *Feminism and Psychoanalysis: A Critical Dictionary*. (1992). Oxford und Cambridge: Blackwell Publishers, 1993.

7.4 Elektronische Quelle:

- „Warum Männer und Frauen unterschiedlich ticken“. Red. Tilmann Achtnich. SWR. 13. Juli 2005.

„Hierdurch versichere ich an Eides Statt, dass ich die Arbeit selbstständig angefertigt, andere als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und die den herangezogenen Werken wörtlich und inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.“